

Arthur Conte: Die Teilung der Welt

Jalta 1945



dtv

Arthur Conte,

geboren 1920 in Salses (Departement Pyrénées-Orientales), studierte in Perpignan und Montpellier. Während des Zweiten Weltkriegs war er zunächst interniert, später kam er als Gefangener nach Würzburg. 1947 begann Contes politische Laufbahn: er wurde Bürgermeister seiner Geburtsstadt Salses. Von 1951 bis 1962 gehörte er der französischen Nationalversammlung als Vertreter des Departements Pyrénées-Orientales an. Er war Berichterstatter für Entwicklungshilfe in der französischen Delegation im Europarat und im Parlamentariererrat bei der NATO und außerdem Delegierter Frankreichs bei der UNO. Von 1960 bis 1962 war er Präsident der Beratenden Versammlung der Westeuropäischen Union (WEU). Arthur Conte hat zahlreiche literarische, historische und politische Werke veröffentlicht und ist mit Preisen ausgezeichnet worden. Für das vorliegende Buch erhielt er den »Prix Historia«.

Doppelband



**Deutscher
Taschenbuch
Verlag**

Über dieses Buch

Vom 28. November bis 1. Dezember 1943 tagten in der persischen Hauptstadt Teheran zum erstenmal die «Grossen Drei» des Zweiten Weltkriegs: Roosevelt, Churchill und Stalin. Sie beschlossen militärische Zusammenarbeit, die Vorbereitung der Invasion in Frankreich und die Gründung der «Europäischen Beratenden Kommission», die über die Aufteilung Deutschlands detaillierte Pläne ausarbeiten sollte. Vom 4. bis 11. Februar 1945 trafen sich die drei Gewinner des Zweiten Weltkriegs aufs Neue. In dem ehemaligen zaristischen Luxusbad Jalta auf der Halbinsel Krim wurde über das Schicksal Deutschlands entschieden. Grosse Gebiete sollten vom Reich abgetrennt, das Rest-Territorium in Besatzungszonen aufgeteilt werden. Für Deutschland fielen in Jalta die Würfel: nie zuvor haben so wenige Personen Beschlüsse von so grosser Tragweite für die Zukunft so vieler Millionen Menschen gefasst. Aber in jenen Februartagen 1945, deren Ereignisse Arthur Conte in einer spannenden Story erzählt, ahnte in der Welt kaum jemand etwas von der Bedeutung jener Abmachungen, die eine neue historische Epoche einleiteten.

Arthur Conte:

Die Teilung der Welt

Jalta 1945

Deutscher
Taschenbuch
Verlag

dtv

Ungekürzte Ausgabe

April 1967

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

©1965 by Karl Rauch Verlag GmbH Düsseldorf

Titel der französischen Originalausgabe:

‚Yalta ou le partage du monde‘

© 1964 by Robert Laffont Paris

Deutsch von Wilhelm und Modeste Pferdekamp

Kartenskizzen: Ralf Westphal

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti

Umschlagbild: Churchill, Roosevelt und Stalin in Jalta

Foto: Agence France-Presse

Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,
Nördlingen

Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort

7

Teil I: Die Welt am 11. Februar 1945

An der Ostfront.....	11
An der Westfront.....	20
Der Tag bei Eisenhower.....	30
Der Tag bei Hitler.....	33
Der Tag in Deutschland.....	44
«Todeslager» und «Prominente Gefangene».....	51
Der Tag bei General Anders.....	58
Das westliche Europa – Der Tag bei de Gaulle, bei Musso- lini und beim Papst.....	76
In den Hauptstädten, der «Grossen Drei» – Der Tag in Washington, Moskau und London.....	98
Osteuropa – Der Tag bei Tito.....	121
Ostasien und Pazifik – Der Tag bei Gandhi, Tschiang Kai- schek, Mao Tse-tung und Hirohito.....	136

Teil II: Die Delegationen

Einberufung und Vorbereitung der Konferenz	162
Stalin und die sowjetische Delegation	181
Roosevelt und die amerikanische Delegation .	198
Churchill und die britische Delegation . . .	218

Teil III: Die Konferenz

Sonntag, 4. Februar.....	234
Montag, 5. Februar.....	243
Dienstag, 6. Februar.....	253
Mittwoch, 7. Februar.....	265
Donnerstag, 8. Februar.....	274
Freitag, 9. Februar.....	288
Samstag, 10. Februar.....	297
Sonntag, 11. Februar.....	307

Anhang

Bibliographie .	333
Personenregister	342

Für Colette, Dominique und Pierre

An Tatsachen ist nichts ändern Stalin

Es ist Sonntag, der 11. Februar 1945, 12 Uhr mittags. Im Ballsaal des Schlosses Liwadia bei Jalta, der früheren Sommerresidenz von Zar Nikolaus II., halten Franklin Delano Roosevelt, Präsident der Vereinigten Staaten, Marschall Jossif Wissarionowitsch Dschugaschwili Stalin, Vorsitzender des Rats der Volkskommissare der Sowjetunion, und Winston Spencer Churchill, Premierminister Seiner Majestät König Georgs VI. von Grossbritannien, im Beisein ihrer Hauptmitarbeiter die achte und letzte Sitzung der seit dem Sonntag vorher tagenden Konferenz ab.

In Washington ist es zu diesem Zeitpunkt 5 Uhr früh, in London und Paris 10 Uhr, in Berlin 11 Uhr, in Manila 20 Uhr und in Tokio 21 Uhr.

Fast überall auf der Welt gibt es am 11. Februar Stürme, Regen oder starke Kälte. Auf der Krim dagegen herrscht seit acht Tagen strahlendes Wetter. Die Russen haben sogar dem aussergewöhnlich schönen Wetter einen besonderen Namen gegeben: «Roosevelt-Wetter».

Die Konferenz – Stalin bestand darauf, sie offiziell «Krimkonferenz» zu nennen, aber sie ist unter der Bezeichnung «Jaltakonferenz» in die Geschichte eingegangen, obwohl ihre Sitzungen fast ausschliesslich in Liwadia stattfanden – wird um 12.50 Uhr Ortszeit unterbrochen. Für 15 Uhr hat Präsident Roosevelt die Teilnehmer zu einem Frühstück eingeladen.

Ausser Stalin und Winston Churchill hat Roosevelt Wjatscheslaw M. Molotow, Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten der UdSSR, Anthony Eden, Aussenminister Grossbritanniens, Sir Archibald Clark Kerr, britischer Botschafter in Moskau, Sir Alexander Cadogan, britischer Unterstaatssekretär des Äusseren, Major Birse, Dolmetscher der Engländer, und Pawlow, Dolmetscher der Russen, zum Essen gebeten.

Ausserdem nehmen fünf Amerikaner teil: Edward R. Stettinius, Aussenminister, Admiral William D. Leahy, Chef des Generalstabs, Harry L. Hopkins, Sonderberater des Präsidenten, W. Averell Harriman, amerikanischer Botschafter in Moskau, und Charles E. Bohlen, Dolmetscher der Amerikaner und Berater des Aussenministers.

Die vierzehn Personen nehmen im ehemaligen Billardsaal, einem schönen Raum im Tudor Stil mit einem grossen, ebenfalls in englischem Stil gehaltenen Kamin, an einem langen rechteckigen Tisch Platz.

Während das einzige offizielle Foto von dem historischen Ereignis aufgenommen wird, hat Averell Harriman gerade den Tisch verlassen, um im Nebenzimmer mit den hohen Beamten, die in aller Eile dabei sind, letzte Hand an die abschliessenden Dokumente zu legen, ein paar heikle Formulierungen zu besprechen. Deshalb sitzen in der offiziellen Hagiographie von den höchsten Teilnehmern der Jaltakonferenz «Dreizehn bei Tisch».

Serviert wird von russischen Kellnern in schwarzem Jackett und mit schwarzem Querbinder unter den eisigen Blicken von Protokollbeamten des britischen Foreign Office. Ein halbes Dutzend amerikanischer Geheimdienstler und ebensoviel Angehörige des sowjetischen Geheimdienstes, leicht erkenntlich an ihren vom Revolver ausgebeulten Taschen, bewachen Türen und Fenster. Englischerseits sorgt für die Sicherheit offenbar nur der sehr würdige und philosophische W. H. Thompson, persönlicher Leibwächter Churchills, vordem Leibwächter Lloyd Georges, vordem Inspektor von Scotland Yard, ein bejahrter, sehr distinguiertes und sehr diskreter Beamter, der über seinen Chef schon 1921 wachte, wenn dieser, zu jener Zeit Kolonialminister und von jeher impulsiv, auf die Idee kam, in Ägypten und im Mittleren Orient mit Lord Trenchard, Sir Archibald Sinclair und Lawrence von Arabien spazierenzugehen.

Das Menu ist ungefähr das gleiche wie bei allen Mahlzeiten der vergangenen Woche: als kaltes Hors-d'œuvre gibt es schwarzen Kaviar, roten Kaviar, Lachs, Stör, Heringfilets in Sosse, Bücklinge mit Schinken, marinierten Stör, Gurken und Radieschen, als warmes Hors-d'œuvre Champignons in saurer Sahne, Hirschbrust und pochierte Eier *à la bergère*, dann Borschtsch, Fleischgerichte, frisches Obst, Wodka, Wein und Kaukasussekt. Kaviar gibt es in Hülle und Fülle. Er hat bei keiner Mahlzeit gefehlt. Im Schloss geht das Gerücht, dass Churchill sich zu seinem ersten, stets üppigen Frühstück sogar Kaviar aufs Zimmer bringen lässt. Es ist eine Kaviar-Konferenz.

Und es ist auch eine Konferenz der Toaste. Im Laufe der acht Tage haben die Grossen Drei über zweihundert Trinksprüche ausbringen müssen. Heute hebt das Zeremoniell von Neuem an, mit Sekt und Wodka. Die Folge ist, wie üblich, eine lebhaftere, ja heitere Stimmung.

Gegen 15 Uhr betreten die mit der Ausarbeitung der Dokumente betraut gewesenen Beamten den Speisesaal und bringen die endgültigen Texte, die in englischer und russischer Sprache abgefasst sind. Teller und Gläser der Grossen Drei werden abgeräumt. An demselben Tisch, an dem sie gegessen und getrunken haben, setzen die Drei, jeder mit seinem eigenen Füller, ihre Unterschrift unter das zur Veröffentlichung bestimmte Schlusskommuniqué. Um 18 Uhr des gleichen Tages sollen die drei Aussenminister Stettinius, Molotow und Eden nach einer letzten Zusammenkunft und nach Ausräumung noch verbliebener Unstimmigkeiten das Protokoll unterzeichnen. Das Protokoll hingegen soll geheim bleiben.

Das Essen zieht sich noch bis 15.45 Uhr hin.

Präsident Roosevelt übergibt Stalin ganz schlicht und ohne jede Feierlichkeit hohe amerikanische Auszeichnungen, die verschiedenen Offizieren der sowjetischen Streitkräfte zugeordnet sind: die «Legion of Merit (Degree of Chief Commander)» für Marschall Wassiljewski, Generalstabschef der Roten Armee, und Marschall Nowikow, Oberbefehlshaber der sowjetischen Luftwaffe; die «Legion of Merit (Degree of Commander)» für Generaloberst Repin, Generalleutnant Grendall, Generalleutnant Krolenko, Generalmajor Lewandowitsch, Generalmajor Slawin und den Helden der Front Oberst Bijas.

Stalin sagt ein paar Dankesworte.

Unmittelbar danach trennen sich die Grossen Drei.

Es ist 15.55 Uhr.

Die Jaltakonferenz ist beendet.

In der gleichen Stunde kämpfen, sterben und leiden überall in der Welt viele Millionen Soldaten: Nie zuvor haben in ein und demselben Krieg so viele Menschen einander gegenübergestanden.

Nie zuvor haben Männer in hoher Stellung – Staatsoberhäupter oder Regierungschefs, Minister, Generale, Wissenschaftler, Geheimdienstler, Journalisten, Schriftsteller, Kirchenmänner, Politiker – so wenig auf eine Konferenz durch Rat und Tat Einfluss nehmen können wie auf diese. Von ihr ausgeschlossen, wissen sie nicht einmal genau, an welchem Ort sie tagt. Denn aus Sicherheitsgründen hatte die im Laufe der Woche über eine Nachrichtenagentur verbreitete und ganz kurz gehaltene offizielle Verlautbarung lediglich von einem «Treffen der Grossen Drei am Schwarzen Meer» gesprochen.

Nie zuvor sind an einem einzigen Konferenztisch so viele Vorgänge und so viele Probleme behandelt worden.

Nie zuvor ist, wie Winston Churchill wiederholt feststellen sollte, über das Schicksal so vieler Menschen von so wenigen Menschen entschieden worden.

Nie zuvor markierte auch ein Kalenderdatum einen so tiefen, wie mit der Axt vollzogenen Schnitt zwischen einer langen, mit ihren Masken und Mythen versunkenen Epoche und einer völlig neuen mitsamt den ihr eigenen Stürmen und Prüfungen.

Dieser 11. Februar ist der folgenschwerste aller Tage.

Aber dessen sind sich, während er abläuft, nur sehr wenige Menschen in Nord und Süd, in Ost und West bewusst.

An der Ostfront

Auf der Jaltakonferenz standen, offiziell wenigstens, zwei Gesprächsthemen im Vordergrund. Einmal wollten sich die Alliierten, um den seit bald sechs Jahren geführten Krieg so rasch wie möglich zu beenden, über die hierfür erforderliche Strategie und den Einsatz der notwendigen Mittel einigen. Zum anderen sollte eine Entscheidung darüber getroffen werden, was mit Deutschland zu geschehen habe, wenn einmal Hitler nicht mehr da wäre.

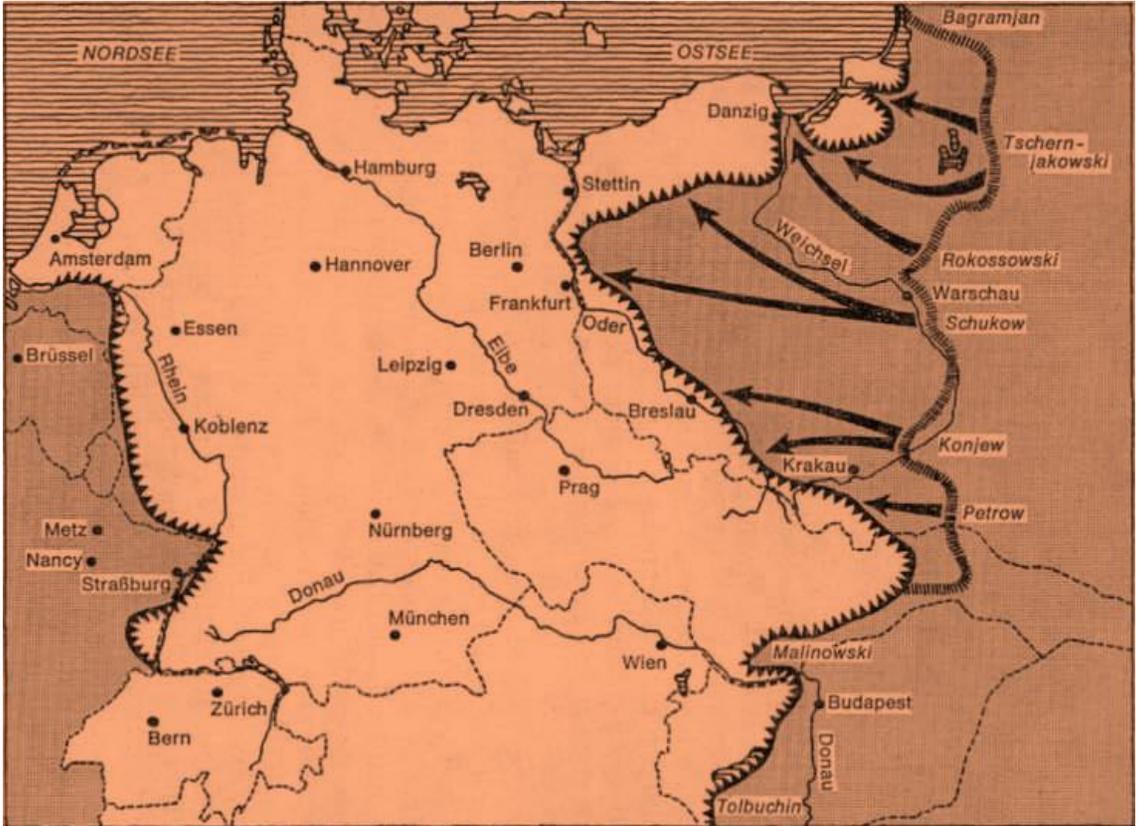
Aber Hitler leistet verbissen Widerstand. Er hat Deutschland zur Festung erklärt, und ihm stehen immer noch gewaltige Mittel zur Verfügung. Im Westen wie im Osten müssen die Armeen der «Grossen Drei» ihr Äusserstes hergeben.

Am 12. Januar haben die Sowjets zwischen Ostsee und Karpaten – nach gründlicher Artillerievorbereitung, bei der die deutschen Abwehrstellungen buchstäblich zerschlagen wurden – eine Grosseffensive eingeleitet, die noch in vollem Gange ist. An der ganzen Front wird erbittert gekämpft.

Diese «Schlacht um Berlin», wie Marschall Schukow sie nennt, ist eine Schlacht im Schlamm. Das ist sie ganz besonders in Ostpreussen und im Warthebruch bei Küstrin. Schlamm füllt die Deckungsgräben, hemmt die Raupen der Panzer, hängt schwer an den Stiefeln der Infanteristen. Zwischen Gestrüpp und Schilf stapfen die Soldaten durch den Morast, und meist weht ein eisiger Wind. Auf beiden Seiten werden höchste Anforderungen an die kämpfende Truppe gestellt.

Der Strategie des sowjetischen Oberkommandos liegt zu diesem Zeitpunkt ein elementarer Gedanke zugrunde: Man will die Front des Gegners, der an vielen Abschnitten sichtlich kurz vor dem Zusammenbruch steht, in ihrer ganzen Länge aufrollen und dabei in höchstem Masse von jener Waffe Gebrauch ma-

Ost- und Westfront zu Beginn der Konferenz



Stossrichtungen der Sowjetarmeen

Ost- und Westfront zu Beginn der Konferenz, am 4. Februar 1945

eben, die in Stalins Vorstellung immer noch die Königin der Waffen ist; von der Artillerie. Das Material, über das die Russen inzwischen verfügen, ist erstklassig. Neben der unter dem Namen «Stalinorgel» bekannten Katjuscha setzen sie die 180-mm-Molotow-Kanone ein». Doch sie haben auch einen Panzer, den «Kutusow», dessen Geschütz die Panzerung von «Panther» oder «Tiger» zu durchschlagen vermag, ferner zwei Jagdflugzeuge neuester Bauart, «Jak 1» und «Jak 7», und einen neuen Bomber, den «Iljuschin».

Marschall Goworow Oberbefehlshaber der Leningrad-Front¹, und die Marschälle Maslennikow und Jeremenko, Oberbefehlshaber der 3. und 2. Baltischen Front, sind im Begriff, den letzten Widerstand der deutschen Verbände zu brechen, die einmal Leningrad belagerten.

Ostpreussen ist Schauplatz einer grossen russischen Offensive, die in drei Stossrichtungen geführt wird: von der 1. Baltischen Front unter Marschall Bagramjan gegen Königsberg, von der 3. Weissrussischen Front unter Marschall Tschernjakowski gegen Elbing und von der 2. Weissrussischen Front unter Marschall Rokossowski gegen Danzig. Ihnen gegenüber stehen dreissig deutsche Divisionen imter dem Befehl von General Rendulic, der vor vierzehn Tagen den von Hitler abgesetzten General Reinhardt abgelöst hat. Zu diesen deutschen Verbänden gehören die 3. Panzerarmee unter General Rauss, die 4. Armee unter General Friedrich Wilhelm Müller, der vor zehn Tagen an die Stelle des abgesetzten Generals Hossbach getreten ist, und die 2. Armee unter General Weiss.

An diesem 11. Februar, an dem in Jalta das Schlusskommunique unterzeichnet wird, besetzen die im Süden von Königsberg operierenden Truppen Bagramjan die Ortschaften Marauen, Hussehn, Bonbitzen, Wokellen, Bandau, Wagten, Basien und Wusen. Sie nähern sich Zinten und Wormditt.

Tschernjakowski, einer der begabtesten Kommandeure der sowjetischen Armee, kämpft mit seinen Verbänden im Abschnitt von Eylau, wo ihm eine beträchtliche Beute in die Hände fällt: 4'200 Fahrzeuge, 400 Panzer, 300 Motorräder, 50 Panzerspähwagen, Hunderte von Lastwagen, eine Million Minen, eine Million Granaten, bedeutende Lebensmittelvorräte und Um-mengen von Gewehrmunition verschiedenster Kaliber. Tschernjakowski ist der jüngste der derzeitig dreizehn sowjetischen Marschälle und zugleich der einzige Jude unter ihnen. Mit

¹ In der sowjetischen Terminologie entspricht eine «Front» etwa einer Heeresgruppe.

52 Jahren war er zum Marschall befördert worden. Mit seinem schwarzen Haar, den dunklen Augen, dem eleganten, einnehmenden Äussern entspricht er der Vorstellung, die man sich in der Theaterwelt vom Typ des jugendlichen Liebhabers macht. Nicht ohne Koketterie, zeigt er sich gern mit einem Buch in der Hand. Er liest Clausewitz, Foch und de Gaulle im Originaltext. Kurz vor Ausbruch des Krieges hat er die Militärakademie absolviert. Als Panzeroffizier führte er die Methode ein, Panzer einzugraben und dadurch in kleine Festungen zu verwandeln. Im Juli 1941 war er noch Major. Die Offiziere seines Stabes meinen, nur ein Soldat habe so rasch Karriere gemacht wie er: Eisenhower.

Rokossowski – «unser Masséna» nannte ihn einer der Professoren der sowjetischen Generalstabsschule – steht mit seiner 2. Weissrussischen Front links von Tschernjakowski und rechts von Schukow. Er hat die Narewlinie durchbrochen, nach dem Übergang über die Weichsel Graudenz und Kulm genommen und sich dann Danzig und Gdingen zugewandt. Auch er hat eine der bei den Sowjets so beliebten Zangenbewegungen eingeleitet; sein Ziel ist, Hinterpommern zu besetzen, die Oder unweit ihrer Mündung zu überqueren und Stettin zu erobern. In Elbing nehmen die Russen an diesem 11. Februar 2700 deutsche Offiziere und Soldaten gefangen; ausser Proviant- und Munitionslagern fallen ihnen 33 Panzer, 25 Panzerwagen, 200 Geschütze und 790 Kraftwagen in die Hände.

Rokossowski ist Pole, Sohn eines katholischen Eisenbahners und geboren in Schitomir, hundert Kilometer westlich von Kiew. Sein Vater hatte gewünscht, dass er den Steinmetzberuf ergreife. Doch der junge Mann hatte es vorgezogen, als einfacher Soldat in die Zarenarmee einzutreten. Später verschrieb er sich den Ideen und der Armee der Revolution, wurde von Trotzki zum Leutnant befördert und kämpfte mit Marschall Blücher im Fernen Osten gegen die Truppen des mandschurischen Diktators Marschall Tschang Tsoh-lin. Er hat es verstanden, trotz der Protektion, die ihm Trotzki in reichem Masse zuteil werden liess, und trotz seiner Freundschaft mit Blücher, der 1938 im Laufe der grossen Säuberung fusiliert wurde, bei Stalin in Gunst zu bleiben. Sein neuer Protektor ist Malenkow, weshalb man ihm den Spitznamen «Malenkows Marschall» gegeben hat. Rokossowski ist ein Methodiker, der einen Operationsplan, wenn er einmal feststeht, systematisch realisiert. In den Kämpfen bei Woronesch und vor Moskau hat er sich darin besonders aus-

gezeichnet. Hitler, versichert er wiederholt, hätte den Krieg gewinnen können, wenn er die deutsche Heeresgruppe Nord auf Leningrad statt auf Moskau angesetzt und die Heeresgruppe Süd ausschliesslich auf die Unterbindung der Erdölaufzufuhren konzentriert hätte. Rokossowski, ein grosser, stattlicher Mann, besitzt eine schöne Singstimme und ist vermutlich schon deshalb, ein Opernliebhaber. Wenn er sich entspannen will, spielt er Poker oder beschäftigt sich mit seiner Briefmarkensammlung.

Die Aufgabe, Berlin einzunehmen, hat seit Beginn der grossen Offensive die 1. Weissrussische Front unter Marschall Schukow. Schon im Januar haben ihre Vorausabteilungen auf dem Westufer der Oder vier Brückenköpfe gebildet: zwei kleinere im Raum Fürstenberg, einen dritten südlich von Frankfurt und den vierten bei Görz im Süden von Küstrin. An der Oderfront, wo es um eine Entscheidung ersten Ranges geht, wird mit der grössten Erbitterung gekämpft. Die Deutschen haben hier Elitetruppen eingesetzt. Guderian, Generalstabschef des Heeres, leitet persönlich die Operationen an der Ostfront. Die Befehlsverhältnisse sind jedoch einigermaßen unklar, denn Hitler hat kürzlich den Reichsführer-SS Heinrich Himmler zu einer Art Oberbefehlshaber über die ganze Oderfront ernannt. Die Deutschen haben eine 100 km tief gestaffelte, auch von den Russen als hervorragend angesehene Abwehrlinie angelegt. Das Gelände, durchzogen von Wasserstrassen, Seen und dichten Wäldern, ist für die Verteidiger günstig. Zudem hat Hitler alle Städte und Ortschaften zu Festungen erklärt. Der Angreifer ist infolgedessen behindert; seine Panzerverbände haben für eine strategische Operation nicht genügend Bewegungsraum. Er kann nur einzelne Panzer zur Unterstützung von Vorstössen in die taktische Abwehrzone verwenden. Oft kommt es zu Kämpfen Mann gegen Mann.

Deutscherseits steht an der Oderfront die aus 70 Divisionen bestehende Heeresgruppe Mitte unter General Schörner, der kürzlich den abgesetzten General Harpe abgelöst hat. Zu der Gruppe gehören die 9. Armee unter General Busse, dem Nachfolger des soeben abberufenen Generals von Lüttwitz, die 4. Panzerarmee unter General Gräser und die unter dem Befehl von General Schulz stehende 17. Armee, die Schlesien zu halten versucht.

Aber auch die Russen haben an diesem neuralgischen Frontabschnitt ihre besten Truppen eingesetzt, und die Feuerkraft ihrer Artillerie ist der gegnerischen fünffach überlegen. Zu

diesen Eliteverbänden gehören vor allem die 2. Gardepanzerarmee unter General Bogdanow und die 5. Stossarmee unter General Bersarin.

Zur Elite der Sowjetarmee zählen auch die Offiziere, die Marschall Schukows Stab bilden, vor allem Generaloberst Malinin, die Generale Kasakow als Kommandeur der Artillerie, Wedenejew als Kommandeur der Luftstreitkräfte und Suchow als Kommandeur der Panzertruppen. Wenn auch die Deutschen zwischen Oderberg und Frankfurt, dem entscheidenden Abschnitt der Oderfront, noch 67 Bataillone stehen haben und an dieser 64 km langen Abwehrlinie über 2'200 Kanonen und Mörser, d.h. über 35 bis 40 Artilleriegeschütze je Kilometer verfügen, so beginnen doch die Russen jetzt, ihnen an anderen Stellen ihr Gesetz aufzuzwingen.

Heute, am 11. Februar, besetzen sie die Städte Deutsch-Krone und Märkisch-Friedland, wichtige und für die Verteidigung Pommerns wesentliche Knotenpunkte. Mittags gibt Radio Moskau in einer Sondermeldung bekannt, dass Deutsch-Krone von Infanterie mit Panzerunterstützung im Sturm genommen worden sei und dass die Hitlertruppen keine Möglichkeit hätten, aus dem «Kessel» zu entkommen. Darüber hinaus werden in Schukows Bereich etwa dreissig Ortschaften eingenommen und die Angriffe auf die Städte Posen und Schneidemühl intensiviert, in denen die eingeschlossenen deutschen Soldaten auf ausdrücklichen Befehl Hitlers den Kampf fortsetzen. Es versteht sich, dass ein so titanisches Ringen auf die Staatsmänner in Jalta tiefen Eindruck machen muss. «Jeder noch so kleine Sieg», sagt Schukow zu seinen Offizieren, «stärkt die Autorität des Generalissimus (Stalin).»

Schukow, die Seele dieser «Gnadenstossoffensive», entstammt einer weissrussischen Bauernfamilie. Im Bürgerkrieg war er Korporal in einer Kavalleriedivision der Roten Armee. Nach erfolgreicher Karriere, durch die er den sowjetischen Führern auffiel, erhielt er 1941, als Moskau bedroht war, das Kommando über die Vereinigte Westfront. Stalin hat häufig junge Offiziere gefördert, auf deren Begabung ihn sein alter Generalstabschef Marschall Tschaposchnikow aufmerksam machte: Woronow, inzwischen Marschall der Artillerie, Nowikow, nunmehr Luftmarschall, Goworow, Rokossowski, Golokow.

Auch Schukow gehört zu ihnen. Dieser untersetzte, vierschrötige Mann mit der breiten, ordengeschmückten Brust und der rauhen Stimme ist ein grosser Schweiger. An der Front sieht

man ihn stets im Gummimantel und mit einer dicken Aktentasche. Er geht ganz in seinem Dienst auf. Für Theater oder Musik hat er nichts übrig. Dagegen liebt er nächtliche Zechgelage und russische Volkstänze, vor allem die Kamarinskaja, die er selber tanzt. Schukow, ein grosser Bewunderer des Schwedenkönigs Gustav Adolf, ist der Initiator der doppelten Umklammerungsoperation, durch die Moskau 1941 vor von Bocks Armeen gerettet und später der Sieg von Stalingrad ermöglicht wurde. «Jetzt kommt mein grosser Coup», sagt er in seinem Hauptquartier an der Weichsel zu Kyrill Kalinow. «Diesmal habe ich sie und lasse sie bis Berlin nicht mehr los.»

Im Süden kommen die russischen Truppen rascher vorwärts.

Der rechte Flügel der 4. Ukrainischen Front unter Marschall Petrow bedrängt in der Slowakei die deutsche 1. Panzerarmee des Generals Heinrici.

Marschall Konjew, Oberbefehlshaber der 1. Ukrainischen Front, der erstklassige Einheiten wie die 3. Gardepanzerarmee (General Rybalko) und die 52. Armee (General Korotejew) angehören, ist bemüht, die Zugänge nach Böhmen zu sichern. Er stösst auf weit schwächeren Widerstand als Schukow. Seine Panzer bedrohen Münsterberg, im Süden Breslau. Am Morgen des 11. Februar nimmt er die Offensive wieder auf, und im Laufe des Tages muss sogar der deutsche Rundfunk zugeben, dass in Liegnitz, etwa 60 km westlich der schlesischen Hauptstadt, russische Panzer eingedrungen seien. Teile der deutschen 17. Armee sind zusammengebrochen und ziehen sich ohne jede Ordnung und Gliederung zurück. Durch die Einnahme von Liegnitz hat Konjew Breslau von Berlin abgeschnitten. Er nutzt diesen Vorteil aus und besetzt noch am selben Tag Steinau, Lüben, Haynau, Neumarkt und Kanth sowie fünfhundert kleinere Ortschaften, darunter Primkenau, Kotzenau, Gremsdorf, Neudorf, Rahmfeld und Breitenau. In Steinau, einer kleinen, aber von den Deutschen verteidigten Stadt, werden von den Russen annähernd 3'000 Tote aufgefunden. Die Beute ist enorm: Hunderte von Panzern und Panzerwagen, sogar völlig intakte Messerschmitts und Stukas, Lebensmittel- und Bekleidungslager.

Iwan Stepanowitsch Konjew, der «Sieger von Kursk», «der Marschall der Steppe», wie seine Soldaten ihn lieber nennen, ist der ranghöchste Offizier der ganzen Sowjetarmee. Er ist der Prototyp des Kosaken oder, wenn man will, des Cowboys, sozusagen der Patton der Roten Armee, ein bulliger Mann mit glattrasiertem Schädel und verschlossenem Gesichtsausdruck.

Er trinkt in Mengen georgischen Wein und Cognac, raucht eine Zigarre nach der andern – seine Lieblingsmarke heisst «Diplomat» – und hat eine ebenso starke Vorliebe fürs Fluchen wie für Pferde. Auf dem Schreibtisch in seinem Hauptquartier stehen drei Fotos: das erste zeigt seine Stute Rijik, das zweite Juk, den stärksten Hengst Russlands, das dritte eine Profilaufnahme von Stalin mit Widmung. Sein grosses Schimpfwortvokabular, von dem er reichlich Gebrauch macht, ist bei der ganzen 1. Ukrainischen Front Gegenstand zugleich des Schreckens und des Vergnügens. Sofern es das Wetter erlaubt, nimmt er täglich ein halbstündiges Sonnenbad. Angst um seine persönliche Sicherheit kennt er nicht. Anders als Schukow, der stets einen gepanzerten Wagen benutzt, fährt Konjew im offenen Jeep umher. Häufig erscheint er in der vordersten Linie und leitet, wie Rommel und Patton, selbst das Gefecht. Dann ist er ganz in seinem Element.

Bei alledem fehlt es ihm nicht an Bildung. Bisweilen gefällt er sich darin, ganze Seiten aus einem Buch von Puschkin auswendig zu rezitieren. Er hat viele militärwissenschaftliche Werke gelesen und durch deren Studium seinen strategischen Sinn und sein taktisches Wissen geschult. Sein Grundsatz: «Suche herauszufinden, was der Gegner von dir erwartet, und tu dann das Gegenteil.» Er weiss auch, dass ein sorgfältig geplanter, geordneter Rückzug eine Operationsform sein kann. Zu einem seiner Obersten sagt er: «Ein Held, mein Täubchen, ist im Krieg der Mann, der kämpft, solange es ihm befohlen ist, und sich zurückzieht, sobald es ihm befohlen wird. Wer nach dem Rückzugsbefehl weiterkämpft, ist kein Held, sondern ein Angeber.» Auf seiner Ruhmesliste stehen die Siege von Donez, Bjelgorod, Charkow, Korsunschewtschenkowski, Bug und Dnjestr. Im Januar hat er Krakau, Kattowitz und Tschenstochau eingenommen. Jetzt setzt er zum Angriff auf Breslau an. Für die alte bürgerliche, von Konjews Wildheit und Härte geblendete Welt und für die nicht minder geblendeten westlichen Staatsmänner ist er geradezu der Inbegriff der unheimlichen Gestalten, die mehr als andere den Aufbruch der entfesselten, die alte Ordnung stürzenden Kräfte zu verkörpern scheinen. So spielt denn auch Konjews Ruf auf der Konferenz im Liwadia-Schloss keine geringe Rolle.

Im Raum südlich von Kattowitz fallen heute, am 11. Februar, die Städte Pless und Dziedzitz sowie die Ortschaften Stara-Wies, Goczalkowitz, Zabrzeg und Tschechowitz den Russen in die Hände.

In Ungarn hat die unter dem Befehl von General Friessner stehende deutsche Heeresgruppe Süd – bestehend aus der 8. Armee (General Kraysing), der 6. Armee (General Balk), der 2. Panzerarmee (General d’Angelis) und der 3. ungarischen Armee, insgesamt vierzig Divisionen – die Aufgabe, den russischen Vormarsch aufzuhalten. Auf sowjetischer Seite kämpfen die 2. Ukrainische Front unter Marschall Malinowski und die 3. Ukrainische Front unter Marschall Tolbuchin. Budapest ist eingeschlossen; es steht dicht vor dem Fall. Nur noch ein paar Widerstandsnester behaupten sich in der Stadt. Der Kommandeur, General Peter Wildenbruch, und sein Stab erkämpfen sich den Ausbruch durch die Kanalisation.

Rodion Malinowski stand im Ersten Weltkrieg als MG-Schütze bei der von Zar Nikolaus im Jahre 1915 über Sibirien, Singapur, den Indischen Ozean und das Mittelmeer zur französischen Front entsandten Brigade. Seine Einheit war neben dem amerikanischen Expeditionsheer unter General Pershing eingesetzt. Später, im Bürgerkrieg, nahm er an den Kämpfen gegen die von Admiral Koltshak geführte antibolschewistische Armee teil. Ein Koloss von Mann, fleissig und solide, ungewöhnlicher Geduld fähig, hat er eine schöne tiefe Stimme und beendet alle seine Reden und Ansprachen mit einem Hoch auf Stalin. Bei den Sowjets hat er den Beinamen «Erdölmarschall»: er gilt als Retter der kaukasischen Erdölquellen. Ein paar Jahre lang gehörte er dem Stab von General Jeremenko an, der den Oberbefehl über die Stalingrad-Truppen innehatte.

Tolbuchin ist ein echter Kosak aus dem Volk der Tschuwaschen, ein hervorragender Reiter, der es liebt, an der Spitze seiner Kosaken, Baschkiren und Kalmücken ausgedehnte Ritte auf dem Rücken kleiner, langschwänziger Pferde zu machen. Dieser ehemalige Unteroffizier der Zarenarmee zeichnete sich, ehe er Oberbefehlshaber der 3. Ukrainischen Front wurde, vor allem durch seine Kavallerieattacke bei Stalino aus, bei der jeder Reiter einen mit Handgranaten oder Flammenwerfern bewaffneten Infanteristen hinter sich hatte aufsitzen lassen.

Für Stalin hätte es keinen günstigeren Augenblick zu einem Treffen mit den westlichen Staatsmännern geben können: Seine Soldaten sind an allen Fronten im Vormarsch, sie kämpfen bereits in Budapest und können damit rechnen, früher in Wien, Prag und Berlin einzuziehen als Eisenhowers Truppen. Getragen von den Siegen seiner Armee, befindet sich Stalin in einer ausserordentlich starken Position.

An der Westfront

An der Westfront haben wenige Tage vor dem 11. Februar die anglo-amerikanischen Streitkräfte, nach fünfmonatigem Stillstand, die Offensive wieder aufgenommen.

Der Oberbefehlshaber der ihnen gegenüberstehenden deutschen Truppen, Feldmarschall Gerd von Rundstedt, dessen wuchtige Ardennenoffensive vom vergangenen Dezember den alliierten Heerführern noch immer in den Gliedern steckt, hat inzwischen sein Hauptquartier nach Schloss Ziegenberg bei Bad Nauheim verlegt.

Rundstedt stehen drei kampftüchtige Heeresgruppen zur Verfügung:

Im Nordabschnitt die Heeresgruppe H unter General Blaskowitz, zu deren Verbänden die von General Student befehligte 1. Fallschirmjägerarmee gehört.

Im Mittelabschnitt die Heeresgruppe B unter Feldmarschall Model. Sie befindet sich in der schwierigsten Lage, einmal, weil ihre 25 Divisionen in der Ardennenschlacht stark mitgenommen worden waren, zum anderen, weil die ganze Heeresgruppe über nicht mehr als 200 Panzerfahrzeuge verfügt.

Im Südabschnitt die Heeresgruppe G unter dem Befehl des SS-Generals Paul Hausser, des früheren Kommandeurs der berühmten Division «Das Reich».

Rundstedt, den schon die Sinnlosigkeit der Dezemberoffensive erbitterte, obwohl man sie mit seinem Namen verknüpfte, hat grosse Sorgen: Er besitzt keinerlei Treibstoffreserven, und seine Munitionsvorräte decken kaum ein Drittel des tatsächlichen Bedarfs.

Zu Beginn der neuen alliierten Offensive hat er das OKW um die Ermächtigung ersucht, zwecks Schonung seiner Truppen lediglich Hinhalteoperationen auszuführen, bis er sie auf die rechte Seite des Rheins, dieser gewaltigen natürlichen Barriere, zurücknehmen könne. Aber Hitler wollte nichts von Rückzug hören. Das hiesse nur, «die Katastrophe von einem Platz zum anderen hin verschieben», beschied er den alten Feldmarschall. So versuchen denn die deutschen Truppen auf Hitlers Befehl die Front zu halten.

Rundstedt kämpft für eine Sache, von der er nicht überzeugt ist. Er ist sich bewusst, dass ein hundertjähriger Traum ausge-

träumt ist. Es gibt keinen grösseren Gegensatz wie den zwischen ihm und den wilden Draufgängern vom Schlage Schukows und Konjews. Fraglos ist er eine der letzten profilierten Gestalten einer versinkenden Epoche. Vor siebzig Jahren als Sohn eines Generals in Aschersleben geboren, einer der ältesten preussischen Adelsfamilien entstammend, kam er, wie Clausewitz, mit zwölf Jahren auf die Kadettenanstalt. Im Ersten Weltkrieg bewies er als Kommandeur des an der Elsassfront stehenden 271. Infanterieregiments so hervorragende taktische Fähigkeiten, dass er ins Grosse Hauptquartier versetzt wurde. Nach Kriegsende legte er die Uniform nicht ab, wurde Kommandeur des Wehrkreises III (Berlin-Brandenburg). In der Zwischenkriegszeit hielt er sich sehr zurück. Er trat nicht dem berühmten Herrenklub in Berlin bei, der einen grossdeutschen Militärstaat auf politisch-militaristischer Grundlage anstrebte. Auch für die nationalsozialistische Bewegung zeigte er keine Sympathie. Seine politischen Freunde waren zum Teil führende Sozialdemokraten. Als er einige von ihnen auf Anweisung des Reichskanzlers von Papen, der sich auf den Ausnahmezustand berief, verhaften sollte, war er untröstlich. Er führte den Befehl mit so viel Takt durch, dass er fortan als «der erste Gentleman der Reichswehr» galt. Der Zweite Weltkrieg brachte ihn ins Rampenlicht des Ruhms. Im Polenfeldzug war er Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd und nahm in wenigen Tagen Galizien ein. Im Frankreichfeldzug waren es seine Armeen, die den Durchbruch bei Sedan vollzogen. Während des Russlandfeldzugs wiederum an der Spitze der Heeresgruppe Süd, vernichtete er in der Ukraine Budjonnis Armeen, besetzte Kiew und stiess gegen die Krim und den Kaukasus vor. Aber seinen Vormarsch brachte Timoschenko vor Sebastopol und Rostow zum Stehen, und er wurde das erstmal seines Postens enthoben. Während der Invasion 1944 holte Hitler ihn zurück und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber West. Nach dem Rückzug aus Frankreich wurde er zum zweitenmal entlassen.

Ende 1944 wiederum rehabilitiert, um der Ardennenoffensive seinen Namen zu leihen, droht Rundstedt jetzt erneute Absetzung. Im Übrigen ist er sich im Klaren, dass es aus ist. In vertrautem Kreis hält er mit seiner Meinung nicht mehr zurück und spricht immer offener von den «Zauber Kunststücken des böhmischen Gefreiten», die Deutschland und Europa in diese Katastrophe geführt habe. Von den grossen Heerführern, die Hitlers erste Siege erfochten, ist Rundstedt heute der letzte an

der Front. List, von Bock, von Kleist, Halder, von Brauchitsch, Rommel sind kaltgestellt oder entlassen worden. Er weiss, dass er fehl am Platz ist unter den traditionslosen Abenteurern, die nun – in seinen Augen – in allen Armeen an die Stelle der echten Soldaten, der Adepten der Kriegskunst, getreten sind. Er ist ein Mann mittlerer Körpergrösse, schmallippig, mit zusammengebissenen Kiefern, melancholisch und wenig gesprächig. Sein Schnurrbart hat eine ähnliche Form wie der Hitlers, nur ist er weiss. In diesem Schnurrbart sehen die spöttischen jungen Offiziere des Hauptquartiers die einzige Gemeinsamkeit zwischen dem alten Soldaten und dem Naziführer. Rundstedt hat keine Hoffnung mehr. An diesem Sonntag, dem 11. Februar, verbringt er lange Stunden im Kartenzimmer und meditiert über das Unmögliche und das Unglaubliche . . .

Sein Gegenüber, Eisenhower, verfügt über 85 bestens ausgerüstete Divisionen, und seine Flugzeuge beherrschen den Himmel.

Eisenhower startete seine Offensive zu einem früheren als dem vorgesehenen Zeitpunkt: Durch den Geheimdienst hatte er erfahren, dass die Deutschen rasche Fortschritte in der Fertigstellung von Düsenflugzeugen machten. Das war beunruhigend, denn diese Maschinen würden technisch von solcher Überlegenheit sein, dass sie riesige Verluste unter seinen Bombergeschwadern verursachen könnten. Es galt, ihre Produktion um jeden Preis zu behindern. Daher belegten die Superfestungen seit einigen Tagen die Messerschmitt-Werke in Regensburg mit Bomben. Und da Düsenflugzeuge eine lange Startpiste benötigen, waren alle Luftstreitkräfte angewiesen, jeden Flugplatz, auf dem sie eine Piste von ungewöhnlicher Länge entdeckten, zu bombardieren.

Vor Beginn der Offensive hatte ein sehr heftiger, wochenlanger Meinungsstreit zwischen dem britischen und dem amerikanischen Oberkommando geschlichtet werden müssen, der zeitweise sogar die Freundschaft Churchills und Roosevelts zu trüben drohte. Es war zu scharfen Wortgefechten gekommen, selbst die Presse Amerikas und Englands hatte sich eingemischt, und die Beziehungen zwischen Montgomery einerseits und den amerikanischen Generalen andererseits – Bradley, Hodges, Devers, Patton – waren äusserst gespannt gewesen. Montgomery hatte sich, unterstützt von dem britischen Generalstabschef Alan Brooke, energisch für die «kleine Front» eingesetzt: Er wollte Eisenhower dazu bringen, anstelle einer Gesamtoffensive

alle seine Mittel sowie die taktische Luftwaffe auf einen Vorstoss in nördlicher Richtung zu konzentrieren, sich an allen anderen Frontabschnitten defensiv zu verhalten und lediglich 12 amerikanische Divisionen zur Deckung der rechten Flanke der – von Montgomery befehligten – 21. Armeegruppe einzusetzen.

Eisenhower hatte es schwer gehabt, seinen eigenen Plan durchzusetzen, er hatte Unterstützung bei dem amerikanischen Generalstabschef George Marshall suchen und einmal sogar mit seinem Rücktritt drohen müssen.

Schliesslich war seine Strategie, nämlich die Offensive auf breiter Front, auf der in Malta eine Woche vorher abgehaltenen englisch-amerikanischen Konferenz gebilligt worden.

Eisenhowers Plan sah drei Phasen vor: zunächst Vernichtung der gegnerischen Kräfte westlich des Rheins, danach Rheinübergang an mehreren Stellen, schliesslich Einfall ins Innere Deutschlands. In der ersten Phase, die seit dem 4. Februar im Gange ist, soll sich der Angriff in drei Stossrichtungen entwickeln.

Im Norden, das heisst im Abschnitt von Montgomerys 21. Armeegruppe, sollen die kanadische 1. Armee unter General Crerar aus dem Raum zwischen Maas und Rhein gegen Südosten (Operation «Véritable»), die amerikanische 9. Armee unter General Simpson aus dem Raum Aachen gegen Nordosten und in der Mitte die britische 2. Armee unter Sir Miles Dempsey nach Osten vorrücken. Nach Bereinigung des linken Rheinuferes sollen die Armeen am Strom zusammentreffen (Operation «Grenade»).

Montgomery, der in der alliierten Armeeführung mehr Dispute entfesselt hat als alle anderen Generäle zusammen, ist ein kleiner, sehniger, dynamischer und herber Mann, der neben seinen grossen militärischen Fähigkeiten einen nicht minder grossen Sinn für Publizität bewies. Er verstand es, viel von sich reden zu machen. Churchill hat von ihm gesagt: «Als Geschlagener undenkbar, als Sieger unerträglich.» Seine äussere Erscheinung ist ganz unenglisch, in seinem Wesen jedoch sind die grössten Vorzüge und die grössten Mängel des britischen Charakters beisammen. Zugleich mutig und reizbar, unbewusst hochmütig und von einem trockenen Humor, eher impulsiv als kontemplativ, eher intuitiv als systematisch, sieht er sich selbst ganz anders als er ist. Mit seinen scharfen Gesichtszügen, der spitzen Nase, den dünnen Lippen, der kleinen Statur hat er etwas Asiatisches. Mal spielt er den Geheimnisvollen, mal den Zerstreuten. Seine Komplexe kompensiert er mit einer gleich-

bleibenden Aufmachung; schwarzes Barett, Spazierstock in der Hand, Khakiblouson. In den Augen der einen ist er das grösste Genie der britischen Armee, der Mann, der eigentlich an Eisenhower's Stelle stehen müsste und der das Zeug dazu gehabt hätte, den Feldzug im Westen bereits im vergangenen Sommer siegreich zu beenden. In den Augen der anderen ist er der Richter Jeffreys der Armee, hart, mitleidlos und borniert. Ein Kompliment macht ihm weniger Freude als eine Beleidigung. Mit seiner seltsam leisen Stimme, die aus dem Mund einer Mumie zu kommen scheint, sagte er einmal zu Luftmarschall Tedder: «Um in der Armee etwas zu werden, muss man ein bisschen von einem Taugenichts haben. Und ich habe ein bisschen von einem Taugenichts.»

Heute, am 11. Februar, verlässt er seinen Wohnwagen, der ihm als Hauptquartier dient und in dem die Fotos von Rommel, Model und Kesselring hängen. Den ganzen Tag über inspiziert er die vordersten Linien.

Der amerikanischen 9. Armee unter dem jungen, lebhaften, intelligenten General Simpson war die schwerste Aufgabe zugedacht: den Übergang über die Rur zu erzwingen. Daher hat man ihr drei Armeekorps zugeteilt, die zu den besten der Vereinigten Staaten gehören: am linken Flügel das 16. Korps (Generalmajor J. B. Anderson), in der Mitte das 15. (Generalmajor Alvan C. Gillem) und am rechten Flügel das 19. (Generalmajor Raymond S. MacLain, ein hervorragender Artillerist).

Den zweiten Hauptangriffsstoss führt der amerikanische General Omar Nelson Bradley. Ihm untersteht die Armeegruppe Mitte mit der amerikanischen 1. Armee (General Hodges) und der berühmten amerikanischen 3. Armee (General Patton). In der Zeit zwischen Angriffsbeginn und 10. Februar gelang es ihm, die deutschen Truppen, die die Rurstaudämme besetzt hielten, zurückzutreiben. Aber die Deutschen haben die Schleusen zerstört, so dass der Fluss für eine Reihe kommender Tage Hochwasser führt.

Aus sehr verschiedenen Gründen sind Bradley, Hodges und Patton für das neue Amerika typisch.

An diesem 11. Februar ist der sonst so ruhige Omar Nelson Bradley keineswegs gelassen. Die Dinge laufen nicht zum Besten. Wütend über das Hochwasser der Rur, wandert er ungeduldig die Gänge des Barockpalastes in Namur entlang, in dem er sein Hauptquartier installiert hat. Der Prachtsalon des Provinzgouverneurs ist in einen Arbeitsraum für den General verwan-

delt worden. Über die Wandmalerei, zwischen zwei Gruppen schmollender Putten, ist eine riesige, an jeder Seite sieben Meter messende Landkarte gespannt. Ein Kristalllüster hängt über seinem Schreibtisch. Ein üppiger Orientteppich dämpft das Geräusch der Schritte. Durch das Fenster blickt man auf die Sambre, die sich träge in die breite, langsam dahinfließende Maas ergießt. Aber für poetische Betrachtungen bleibt heute kein Raum; abgesehen davon, dass Model stärkeren Widerstand leistet als erwartet, ist Bradley auch zornig über die britische Presse, die ihn in den letzten Tagen heftig attackiert hat.

Überhaupt ist er im Augenblick stark im Gespräch. Geboren in Clark, Missouri, gab ihm seine Mutter den Vornamen Omar, damit man ihn sofort von den zahllosen Bradleys in seiner Heimat unterscheiden konnte. Auf der Militärakademie West Point zeichnete er sich durch glänzende Leistungen aus und wurde schon 1925 in ‚The Howitzer‘, der Rangliste der Akademie, erwähnt: «Wenn er hält, was er verspricht, werden einige von uns ihren Enkeln sagen können: O ja, General Bradley war ein Klassenkamerad von mir.» Seine Karriere verlief indes nach dem üblichen Schema. Nachdem er achtundzwanzig Posten in den verschiedensten Garnisonen, von Fort Benning bis Camp Lewis, von Haiti bis Fort Georges Wright, innegehabt hatte, wurde er zurzeit der amerikanischen Landung in Nordafrika Adjutant bei Eisenhower. Von da an war seine Karriere ein kometenhafter Aufstieg: bei den Kämpfen in Tunesien, Sizilien und der Normandie spielte er eine eminente Rolle. Er ist zurückhaltend, sogar etwas schüchtern, spielt leidenschaftlich gern Baseball, ausgezeichnet Golf und vollendet Bridge. Er trinkt mässig. Sein Lieblingsbuch ist ‚Ivanhoe‘, das er jedes Jahr mindestens einmal liest. Der Journalist Lovelace schildert ihn als einen ruhigen Mann, den man für einen Professor halten könnte. Seine Soldaten aber verehren ihn vor allem wegen seiner Schlichtheit, und seine Vorgesetzten – Eisenhower sowohl wie Marshall und Roosevelt – bringen ihm unbegrenztes Vertrauen entgegen. Aus diesem Grunde nehmen die einen und die anderen die Angriffe der britischen Presse auf den «Sieger von Biserta» sehr übel auf.

Der aus Georgia stammende General Courtney H. Hodges ist einer der wenigen amerikanischen Armeeführer, die nicht die Militärakademie West Point absolviert haben. Er wurde nicht aufgenommen, weil er «in Mathematik mangelhaft» war. Er trat dann als einfacher Soldat ins 17. Infanterieregiment ein,

dessen Garnison Fort Macpherson ist. Sein Leben war ein einziges langes Abenteuer: Er machte die letzten Indianerkriege in Texas mit – die Kämpfe auf den Philippinen – Pershings Strafexpedition gegen Mexiko – im Ersten Weltkrieg die Schlachten von Saint-Mihiel und den Argonnen – den Zweiten Weltkrieg seit 1942 an der Seite Eisenhowers. Es liesse sich sagen, dass die Stufen der Rangleiter, die er Schritt für Schritt und voller Geduld emporstieg, den grossen Stunden der neueren amerikanischen Geschichte entsprechen. In den vergangenen Wochen hat ihn schwerster Kummer heimgesucht: Seine Truppen waren es, die im Dezember von Rundstedt zurückgeworfen wurden, und beinahe wäre er von Skorzenys Leuten ausgehoben worden. In diesen Tagen um den 11. Februar sieht es aus, als sei er völlig niedergeschlagen. Eisenhower ruft ihn jeden Morgen und Abend in seinem Hauptquartier in Spa, im «Hôtel britannique», an – dem Hotel, in dem Wilhelm II. einst seine Abdankung unterzeichnete.

General George S. Patton ist ein Cowboy in Uniform. Schon im Morgengrauen hat er sein Hauptquartier, das in einem Altersheim in Luxemburg untergebracht ist, verlassen. Schreibtischarbeit ist ihm verhasst; er hält sich lieber bei seinen Panzertruppen auf. Zwei Pistolen am Gürtel, fährt er mit funkelnden Augen an der Spitze der Panzer und leitet, seine Befehle brüllend, selbst das Gefecht. Sein Leben – geboren auf einer Farm bei San Gabriel, Kalifornien, von Kind an vertraut mit Pferd und Pistole – gäbe Stoff genug für einen Wildwestfilm. In Sizilien haben ihm seine Soldaten den Beinamen «Flash Gordon» gegeben, da er nie die Kopfhörer abnahm, wenn er sein verschmiertes Gesicht aus dem Panzerturm herausstreckte. Sie nennen ihn auch «Old Blood and Guts» oder «Georgie» oder «Hornisse», am häufigsten jedoch «The Old Man». Obwohl sechzig, hätte man ihn für einen Vierziger halten können. Er hat nie aufgehört, sich im Säbelfechten und Reiten zu trainieren. Weniger bekannt ist, dass er sich eingehend mit dem Studium grosser strategischer Abhandlungen befasst und eine der besten Sammlungen kriegsgeschichtlicher Werke besitzt: Die Feldzüge Lees, Napoleons oder Friedrichs des Grossen kennt er in- und auswendig, und er wird nicht müde, sie zu kommentieren; nach dem Muster der römischen Konsuln verfasst und hält er Ansprachen an seine Kohorten; am seltsamsten ist, dass es ihm in Kampfpausen bisweilen einfällt, Verse zu machen. An seinem Äusseren fallen am meisten die breiten Schultern, die schmale

Hüfte und der durchdringende Blick auf, Eigenschaften, die er mit Hollywood-Helden wie Gary Cooper und John Wayne gemein hat. Man erzählt sich, dass er seine Soldaten manchmal rauh anfährt und dass man sich beim Oberkommando über seine brutale Art beschwert hat. Man vergisst zu leicht seine erstaunlichen Leistungen an der Front und denkt zu oft an seine derben, meist aber ins Schwarze treffenden Ausdrücke. Kürzlich, in Bradleys Hauptquartier, zeichnete er, an der kalten Zigarre kauend, mit dem Finger auf der Landkarte die Umrisse der in die blau schraffierten alliierten Stellungen vorspringenden Ausbuchtungen der deutschen Front nach und sagte: «Brad, diesmal hat Fritz seine Gurke in den Fleischwolf gesteckt. .., aber die Kurbel drehe ich.» Ein andermal, bei einem Gespräch über militärische Führung, lässt er die Bemerkung fallen: «Ein Divisionskommandeur braucht überhaupt nichts zu wissen. Er darf sogar ein Hurensohn sein, wenn er nur ein Schläger ist. . .» Nicht viel anders drückt er sich in den Berichten an seine Vorgesetzten aus. Eisenhower hat ihn schon mehrfach gebeten, sich in seiner Sprache zu mässigen, zumindest in amtlichen Berichten. Patton freut sich schon auf den schönen, sehr sauberen und akademischen Bericht, den er Eisenhower und Marshall nach der ersten Phase des im Gange befindlichen Feldzugs schicken wird. Er wird ihn mit seinem Namenszug unterzeichnen, der wie im Galopp dahinläuft, und dann als Nachschrift daruntersetzen: «Heute Abend habe ich in den Rhein gepisst. . .»

Den dritten Hauptangriffsstoss führt der amerikanische General Jacob Loucks Devers mit der Armeegruppe Süd, die gebildet wird aus der amerikanischen 7. Armee (General Patch) und der französischen 1. Armee (General Lattre de Tassigny). Er leitet die Operationen von seinem Hauptquartier in Vittel aus. An Pattons rechten Flügel sich anlehnend, soll er die deutschen Stellungen im Saarbecken liquidieren. Er ist Artillerieoffizier, war in West Point und Vancouver Barracks. Sein Vater, ein kleiner Juwelier in York, Pennsylvania, wollte, dass er Kaufmann wurde. Niemand weiss, wie er darauf kam, den Soldatenberuf zu wählen. Auf alle Fälle hat er es weit gebracht. Er ist ein intelligenter Truppenführer, der behutsam vorgeht und für Bravourstücke nichts übrig hat.

So ist die ganze Westfront, wie die Ostfront, am 11. Februar in Bewegung.

Im Abschnitt Nimwegen, zwischen Maas und Rhein, kommt die kanadische 1. Armee trotz schwierigen Geländes gut voran.

Ihre Angriffsspitze richtet sich auch auf Kleve und Goch, stösst aber auf starke Stützpunkte der deutschen Verteidigung, vor allem in Venlo, Goch, Geldern und dem südlich von Kleve gelegenen Weeze. Gegen Mittag erreichen die Vorhuten den Westsaum des Reichswaldes. Die Ortschaften Schottheide und Millingen werden genommen. Die Zahl der Gefangenen dieses einen Vormittags beläuft sich auf 3'000. Im Aussenbezirk von Kleve kommt es zu den ersten Kämpfen.

Flugzeuge bombardieren ohne Unterlass die deutschen Artilleriestellungen, Truppenkonzentrationen und Eisenbahnknotenpunkte südlich und südöstlich des Reichswaldes sowie im Raum zwischen Goch und Geldern. Bei diesen Flügen sind 1'500 Maschinen aller Typen eingesetzt. Die Luftangriffe erstrecken sich auch auf das deutsche rückwärtige Gebiet. Mit Bomben belegt werden Truppenansammlungen und Rüstungswerke bei Wesel und Bocholt, die Bahngelände von Xanten und Borken, Gütersloh und Bielefeld.

Obwohl die in Schlamm verwandelten Fahrwege und der überschwemmte Boden den Vormarsch sehr erschweren, werden einige Ortschaften wie Middelaar, Ottersum und Zelderheide eingenommen. Unterdessen ist es einigen Einheiten südlich von Nimwegen gelungen, in den von zwei Schotterstrassen gebildeten schmalen Korridor zwischen Maas und Rhein einzudringen. Kranenburg steht unter Wasser. Die Engländer unter Dempsey bewältigen unter grossen Anstrengungen den Übergang über den Hauptarm des Rheindeltas.

Bradleys Kolonnen besetzen im Morgengrauen Steinmehlen und Weinsfeld, während andere Einheiten seiner Gruppe trotz schweren Artillerie- und Granatwerferfeuers die Nordspitze der Talsperre von Schwammenauel erreichen. Obwohl die Deutschen die Schleusen zerstört haben, ist die Talsperre noch intakt. Aber die Leitungskanäle zwischen ihr und der Urfttalsperre sind übergelaufen, und dies hat das Hochwasser der Rur bewirkt. Der Vormarsch ist sehr mühselig. Am Abend wird jedoch Hasenfeld genommen, und nördlich von Echternach dringen Vortrupps bis Ferschweiler vor.

Im Raum nördlich von Prüm fällt Neuendorf, während in Willwerath noch gekämpft wird. Andere Verbände nähern sich Prüm. Zu heftigen Kämpfen kommt es in den Aussenbezirken von Habscheidt, im Herzen der zweiten und Hauptverteidigungsanlage des Westwalls.

Im Raum Niedermehlen werden zwei deutsche Gegenangriffe,

ausgeführt von drei Kompanien mit Panzerunterstützung, abgeschlagen, Von den fünf Panzern werden vier vernichtet. Alliierte Einheiten überqueren die Sauer und marschieren auf Bollendorf.

Am Niederrhein greifen Bomber und Jabos den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Kempen an. Des Weiteren Kraftwagen-depots in Bergisch-Gladbach und Münstereifel.

Im Elsass, südöstlich von Hagenau, setzen alliierte Truppen über die Moder und nehmen Oberhofen. Bei Druschenheim entwickeln sich lebhaft Kämpfe. Deutsche Gegenangriffe, unterstützt von Panzern, zwingen die Amerikaner, die Angriffsspitze zurückzunehmen. Im Raum Colmar machen die Franzosen zahlreiche Gefangene.

Flugzeuge belegen die Eisenbahnknotenpunkte Kaiserslautern, Zweibrücken und Freiburg mit Bomben. Bombardiert wird an diesem Tag auch die Stadt Hannover. Und in dem grossen Dreieck Kleve-Hamm-Köln werden den ganzen Tag über Bewegungen deutscher Truppen aus der Luft gestört.

Nach einer Sondermeldung der BBC haben am 11. Februar 125 «Liberators» B 24 der amerikanischen 8. Luftflotte ein Treibstofflager in Dülmen bei Münster und 250 «Mustangs» P 51 Verkehrseinrichtungen in Nordwestdeutschland bombardiert und dabei sechs Lokomotiven, 180 Güterwagen, 45 Tankwagen und eine Lkw-Kolonnie vernichtet. Ein einziges Flugzeug wird als vermisst gemeldet.

Der deutsche Wehrmachtsbericht bestätigt mehr oder weniger diese Verlautbarung des alliierten Oberkommandos und fügt, wie alle Tage, lediglich hinzu, dass mit der V-2 die Vergeltungsangriffe gegen England fortgesetzt würden.

Deutsche U-Boote machen sich an diesem 11. Februar weder im Atlantischen noch im Indischen Ozean bemerkbar. Doch wenige Tage vorher, am Dienstag, hat U 862 (Kapitänleutnant Timm) den amerikanischen Transporter «Peter Silvester» versenkt, der Truppen von Melbourne nach Colombo brachte. Alliierte Patrouillenboote sind dabei, die Schiffbrüchigen zu retten. In diesen fernen Gewässern operieren, wie gemeldet wird, fünf oder sechs deutsche U-Boote, darunter U 861 und U 183, Veteranen der alten Flottille «Monsun».

In der Arktis wird Kapitän Peters, Kommandant der aus 10 U-Booten bestehenden «Isegrimm»-Gruppe, deren Aufgabe es ist, alliierte Geleitzüge nach Russland anzugreifen, von Fregattenkapitän Suhren abgelöst, da in den letzten vier Monaten

sieben Geleitzüge ohne nennenswerte Verluste durchgekommen sind. Seit Anfang des Jahres werden die Geleitzüge von zwei britischen Flugzeugträgern eskortiert. Die Admiralität hat die Gesamtoperation in der Arktis einem ihrer fähigsten Offiziere anvertraut, dem Vizeadmiral Roderick Mac Gregor, der sich an Bord von HMS «Campania» befindet.

London meldet, dass am Vortag zwei deutsche Bombenflugzeuge von den Blaujacks der «Nathan Towson» abgeschossen wurden. Da die Durchfahrt an der Bären-Insel zu gefährlich geworden ist, haben die deutschen U-Boote gerade von Admiral Dönitz den Befehl erhalten, den Geleitzügen fortan in den Gewässern vor der russischen Küste aufzulauern.

Alliierte Wissenschaftler arbeiten fieberhaft an der Entwicklung einer Methode, die die Wirkung des «Schnorchel» zunichte macht. Der «Schnorchel» erlaubt den deutschen U-Booten, immer unter Wasser zu bleiben und gleichzeitig die Radarewellen zu stören, so dass den Flugzeugen die Suche nach ihnen ausserordentlich erschwert wird.

Die ganze deutsche Wehrmacht, zu Wasser und zu Lande, am Rhein und an der Oder, kämpft noch mit einer derartigen Entschlossenheit, dass sich in Jalta die «Grossen Drei» fragen müssen, aus welchen mysteriösen Gründen oder Hoffnungen Adolf Hitler es ablehnt, sich geschlagen zu geben.

Der Tag bei Eisenhower

Das Grosse Hauptquartier der alliierten Streitkräfte – SHAEF (Supreme Headquarters Allied Expeditionary Forces) – befindet sich in Versailles, in den Trianon-Schlössern. Der «Boss», wie die GIs den Höchstkommmandierenden Dwight D. Eisenhower nennen, hat sein persönliches Arbeitszimmer in einem riesigen Raum des Anbaus. Die verschiedenen Abteilungen des Generalstabs sind in den *Grandes Ecuries*, der Luftwaffenstab in den *Petites Ecuries* untergebracht. Man hat soeben beschlossen, in Gueux bei Reims an der Strasse nach Laon ein vorgeschobenes Hauptquartier einzurichten.

Aber Eisenhower verbringt diesen Sonntag nicht in Versailles,

sondern in seiner Villa in Saint-Germain-en-Laye. Er ist im Pyjama und liegt im Bett. Sein englischer Arzt hat ihm 36 Stunden Bettruhe verordnet. Der General hatte sich vor ein paar Monaten bei einer Notlandung in der Normandie das Knie verletzt und sich nicht genügend geschont. Er hat wieder Schmerzen beim Gehen. Ruhe, Kompressen und Injektionen sind vonnöten.

Am Telefon, das neben seinem Bett steht, verfolgt er den Fortgang der neuen Offensive. Verärgert über den dummen Unfall, der ihn zur Unbeweglichkeit verdammt, gibt er telefonisch seine Befehle. Seine Hauptsorge ist das schlechte Wetter; die kanadischen Truppen werden durch die Überschwemmungen sehr behindert; viele Soldaten stehen, während sie kämpfen, bis zur Brust im Wasser; die Panzer bleiben im Schlamm stecken. Selbst Patton, der optimistische Patton, jammert. Der Gegner ist offenbar nicht zu packen. Heute lässt sich nicht nach der Maxime des Cowboy-Generals verfahren: *Grab'em by the nose and kick' em in the tail* (Pack sie bei der Nase, tritt sie in den Schwanz). In solchem Schlamm ist das unmöglich.

Zur Ablenkung spielt Eisenhower mit seinem Foxterrier Telek, der am Fussende des Bettes auf der Steppdecke liegt.

Zu seiner nächsten Umgebung, die er *my official family* nennt, gehören: seine englische Sekretärin, die zugleich sein Fahrer ist – die hübsche, pfiffige, brünette Kay Summersby, früher Mannequin von «Worth's of Paris» am Grosvenor Square, seit ein paar Tagen Leutnant des WAC (Womens' Army Corps); Korvettenkapitän Harry C. Butcher, in einer Person sein bester Freund, sein Historiker, sein Propaganda- und sein Freizeitminister, von dem er zu sagen pflegt: «Seine Aufgabe ist einfach: er hat dafür zu sorgen, dass ich nicht verrückt werde»; Feldwebel Mickey MacKeogh, früher Maître d'Hôtel im «Hotel Plaza», New York, ein blauäugiger, schwarzhaariger Ire, der seine Ordonnanz ist, allwöchentlich einen Brief an Marnie Eisenhower schreibt, um sie über die alltäglichen Angelegenheiten auf dem Laufenden zu halten, und mit Hilfe von zwei schwarzen Soldaten, Chef Hunt, Virginia, und Walter Moaney, Maryland, die Mahlzeiten zusammenstellt; schliesslich «Tex» Lee, sein Adjutant, der das Sekretariat unter sich hat und den Papierkrieg führt.

Er hat den Tag, wie üblich, um 7.30 Uhr mit zwei oder drei Tassen heissen Kaffees begonnen. Bald darauf lässt er sich sein Breakfast servieren. Er ist kein starker Esser. Kay sagt, er esse

alles, was man ihm vorsetzt. Er schwärmt für *baked beans*. Er verschmählt weder irische *pies* noch Artischocken noch gebratene Zwiebeln. Pastinaken dürfen nicht auf seinen Tisch, wohl aber mag er den von den Amerikanern zumeist verabscheuten Rosenkohl.

Nicht allein sein Knie macht ihm Beschwerden. Er leidet häufig an heftigen Kopfschmerzen, eine Folge der starken Nervenanspannung. Er raucht zuviel: mindestens zwei Päckchen Zigaretten am Tag.

Die ersten Besprechungen hält er heute mit seinem Stellvertreter, Luftmarschall Tedder, und seinem Stabschef, dem getreuen General Bedell Smith, ab.

Gegen 11 Uhr empfängt er General Fred Anderson, der ihm bestätigt: Wenn es dem Landheer nicht gelungen wäre, in der Normandie Fuss zu fassen und danach unmittelbar gegen den Rhein vorzustossen, würden die deutschen V-Waffen bei dem derzeitigen Umfang der Produktion eine Luftflotte von 1'000 Bombern und 800 Jägern daran hindern können, ihre Aufgabe, Deutschland zu bombardieren, weiter durchzuführen. Jedenfalls wären dann die Verluste an Menschen und Material zu gross.

Am Nachmittag kommt Butcher mit der freudigen Nachricht, dass man bald einen deutschen Volkswagen – mit Heckmotor und Luftkühlung – zur Verfügung haben wird. Mit guten Reifen ausgestattet, soll das Fahrzeug auch den Vorteil geringen Benzinverbrauchs haben. Es ist ein Geschenk Pattons, der den deutschen General, der in dem Volkswagen sass, eigenhändig gefangen genommen hat.

Am Abend spielt Eisenhower eine Stunde Bridge, verabschiedet dann aber seine Mitspieler. Er will mit seinen Gedanken allein sein.

Im tiefsten Innern empfindet er Stolz, der sich auf eine Gewissheit stützen kann: Er wird in die Geschichte eingehen als «Sieger der Schlacht in der Normandie», ein Ruhmestitel, den ihm nichts und niemand wird rauben oder streitig machen können. Weder die spitzen Bemerkungen des britischen Generalstabschefs Alan Brooke – Eisenhower habe zwar im Kriege viel dazugelehrt, aber Taktik, Strategie und Befehlsführung seien niemals seine Stärke gewesen – noch das boshafte Wort seines früheren Chefs MacArthur: «Vergötterung der Mittelmässigkeit.»

Auch allein mit sich darf er seine ganze Gelassenheit bewahren.

Sein strategischer Plan für den Rheinlandfeldzug ist, dank der Unterstützung von General Marshall, den er auf dessen Durchreise nach Malta und Jalta getroffen hat, den anderen Plänen vorgezogen worden: Auch an die Schlacht um den Rhein wird sich sein Name knüpfen.

Unterdessen hat er genug Verdruss.

Einmal gibt es, wie alle Tage, die vielfältigen Ärgernisse, die, wenn sie sich häufen, schwerer zu ertragen sind als eine grosse Prüfung: Monty verlangt zwei zusätzliche Divisionen, die für den Mittelabschnitt reserviert wurden; eine amerikanische Zeitung geht der Nazi-propaganda auf den Leim und fordert *terror bombing* der deutschen Städte; sodann ist da noch die unangenehme Angelegenheit der bei Colmar spurlos verschwundenen amerikanischen Verpflegungslastzüge, eine Angelegenheit, die Komplikationen heraufzubeschwören droht, da sich an einem ganzen Frontabschnitt amerikanische und französische Soldaten den Diebstahl gegenseitig vorwerfen.

Zum anderen hat er sich noch nicht ganz von den Aufregungen im Gefolge der deutschen Blitzoffensive vom Dezember erholt, die genau an dem Tag vor seiner Beförderung zum Fünfsternegeneral begann. Im amerikanischen Oberkommando schien alles aus dem Häuschen zu sein. Monty höhnte. De Gaulle fuhr grob dazwischen, um zu vermeiden, dass das soeben erst befreite Strassburg wieder dem Feind überlassen werde. Von alledem sind Spannungen übriggeblieben.

Überdies hat dieser Mann, unter dessen Befehl viereinhalb Millionen Soldaten stehen, eine schier unlösbare Aufgabe zu bewältigen. Den sarkastischen Monty, den ungestümen Patton, den eigenwilligen Lattre, den verschlossenen Devers unter einen Hut zu bringen und im Kampf zusammenzuhalten, hätte genügt, die Kräfte jeglichen Oberbefehlshabers zu erschöpfen. Aber auch auf diplomatischem Feld muss er sich herumschlagen; er muss sich die Brüskierung des impulsiven Churchills gefallen lassen, alles tun, um Roosevelt zu beruhigen, mit de Gaulle fertig werden. Die englische Presse wirft ihm vor, er habe den Sieg vom Juni/Juli strategisch nicht ausgenutzt und den Deutschen Zeit gelassen, eine neue Abwehrlinie westlich des Rheins aufzubauen, die amerikanische Presse, dass er sich von Churchill und Montgomery, die bei jeder Operation auf das britische Prestige bedacht seien, zum Nachteil der ihm unterstellten amerikanischen Generale gängeln lasse. Er macht sich Sorge über die Reaktion der durch die V-1- und V-2-Angriffe verängstigten bri-

tischen Bevölkerung, Er hält es für wichtig, sich persönlich mit den gewaltigen Problemen zu befassen, welche die Versorgung einer so gigantischen Armee aufwirft, denn er hat keinen Augenblick aufgehört, peinlich darüber zu wachen, dass es jedem einzelnen seiner Soldaten so gut wie möglich geht. Im Gegensatz zu den sowjetischen Heerführern, die sich um keinerlei Pressekampagne zu sorgen brauchen und bloss an ihre militärischen Aufgaben zu denken haben, muss Eisenhower auch noch die langweilige Rolle des Gastgebers spielen. Nur wenn er krank ist, kann er in Ruhe nachdenken. Sonst wird er dauernd von offiziellen Besuchern gestört. Diplomaten, Minister, Staatsmänner, Beauftragte der Kriegsgefangenenfürsorge (wie Graf Bernadotte), durchreisende Freunde (Winant, Murphy, Hopkins), Generale, Journalisten, Zeitungsbesitzer, der Konsul von Schweden, der über gewisse Übergriffe des Befreiungskomitees in Paris Beschwerde führt, der sowjetische Botschafter, der Wert darauf legt, die Frage der Auslieferung russischer Kriegsgefangener durch die Alliierten an höchster Stelle zu klären, geben sich in Schloss Trianon die Klinke in die Hand. Sogar Fred Astaire, Bing Crosby und Madeleine Carroll sieht man unter den Besuchern.

Eisenhower besitzt indes unendlich viel Geduld. Mit phänomenaler Gelassenheit kann er die härtesten Schläge einstecken. Oder, um einen Boxerausdruck zu benutzen, er ist «gross im Nehmen». Er beweist eine bewundernswerte Selbsterkenntnis, wenn er sagt, sein Lieblingsheld sei Cincinnatus. Und wenn er nach seinem Lieblingsbuch gefragt wird, nennt er nicht Lees Memoiren oder Napoleons Feldzugsberichte, sondern antwortet mit einem Lächeln, das so breit ist wie der Ärmelkanal: «Pilgrim, Conan Doyle und vor allem Mark Twains ‚Ein Yankee aus Connecticut am Hofe König Arthurs‘.» Von den rauhen Sitten der Pionierzeit seiner Heimat – er ist in Abilene, Kansas, aufgewachsen – ist ihm nichts mehr anzumerken. Wohl aber hält er zäh an dem Puritanismus fest, der dort zu Beginn des Jahrhunderts, durch zahllose Wanderprediger verbreitet, Wurzeln schlug. Im Grunde ist er der einzige Soldat dieses grossen Abenteurers, der den Krieg nicht mag, obwohl er dann feststellen muss, dass dessen Wechselspiel auf ihn – wie auf Amerika überhaupt – eine merkwürdige Anziehungskraft ausübt. Er ist von einer bibelfrommen Mutter erzogen worden, die ihn jeden Morgen aufsagen liess: *Never forget that they who live by the sword will perish by the sword* (Vergiss nie: Wer das Schwert nimmt, soll durchs

Schwert umkommen). Diese Lehre ist in ihm haften geblieben. Er weicht nicht von ihr ab. Daher sein besorgtes Bemühen, unnötige Opfer zu vermeiden, seine Fähigkeit als Vermittler, sein Hinneigen zu Kompromissen und jener Gedanke, der ihn mehr als alles andere beherrscht und den er Harry Hopkins, Roosevelts Sonderberater, anvertraut: «Wir müssen der Welt klarmachen, dass guter Wille, Geduld und Toleranz im Leben der Völker ebenso wichtig sind wie im Leben der einzelnen.» Er hat viele Stunden damit verbracht, viele Streitfragen zu schlichten, und wenn er in seiner nächsten Umgebung über den Ausgang des Krieges spricht, merkt man, dass in dieser Hinsicht die Bibel seinen Geist geprägt hat. Er äussert, aus Erfahrung und Instinkt, nur drei Wünsche: den Krieg gegen die Deutschen so rasch wie möglich zu beenden, Europa – das so viel kleine Kriege und zwei Weltkriege verschuldete – die grosse Verantwortung für die Angelegenheiten der Welt zu entziehen und mit den Russen, die er für «grössere Patrioten als Kommunisten» hält und deren Aufopferung im Kampf er mehr und mehr bewundert, ein echtes und dauerhaftes Einvernehmen herzustellen. Die ärgerlichen Streitereien mit Montgomery und dem britischen Oberkommando sind sicherlich nicht dazu angetan, ihn auf eine andere Bahn zu lenken.

Roosevelt schätzt «die Erfahrung» und «die Weisheit» seines Oberkommandierenden im Westen hoch ein. Als er in Jalta seine politische Philosophie darlegt, lässt er keinen Zweifel darüber, dass Eisenhowers Meinung für ihn von nicht geringer Bedeutung gewesen ist.

Der Tag bei Hitler

Berlin hat schwer gelitten.

«Kalt und verlassen liegt der Wilhelmplatz», berichtet Rittmeister Gerhard Boldt, Ordonnanzoffizier bei Guderian. «Wohin das Auge schweift, fällt es auf ausgebrannte Mauerreste, leere Fensterhöhlen, hinter denen sich Trümmerfelder ausbreiten. Von dem entzückenden Barockpalais der alten Reichskanzlei, Symbol des wilhelminischen Zeitalters, steht nur noch die

Schwerbeschädigte Vorderseite. Der einst mit Blumenbeeten gezielte Vorgarten ist mit Trümmern besät. Die einzige noch erhaltene Fassade gehört der neuen Reichskanzlei mit dem kleinen, eckigen Balkon, auf dem Adolf Hitler einst die stürmischen Beifallskundgebungen der Berliner Bevölkerung entgegennahm.» Boldt betrachtet die Fassade, während er aus dem Mercedes steigt, der ihn, Guderian und dessen Adjutanten, Major Freytag von Loringhoven, vom OKH in Zossen nach Berlin gebracht hat. Vielleicht ist ihm bei dem Gedanken, dass heute, am 11. Februar, für die Katholiken Deutschlands und der ganzen Welt «Sankt Adolf» auf dem Kalender steht, ein ironisches Lächeln auf die Lippen getreten.

Er trägt das goldene Verwundetenabzeichen. Nachdem er an den Kämpfen in der Maginotlinie teilgenommen und die Eroberung von Toul auf dem Pferderücken mit dem Säbel in der Hand miterlebt hatte, kämpfte er in den Schneestürmen von Demjansk, in den Pripjetsümpfen und am Ilmensee, wurde fünfmal verwundet, war später in Ungarn Chef des Verbindungsstabes zu der ungarischen Kavalleriedivision und ist kürzlich zum i. Ordonnanzoffizier beim Chef des deutschen Generalstabs, Generaloberst Guderian, ernannt worden. Guderian, der ihn zur Führerkonferenz mitnimmt, soll sich um 16 Uhr zur ersten Lagebesprechung, der sogenannten Nachmittagslage, einfinden. Die zweite Besprechung wird stets nach dem Abendessen abgehalten.

«Immer noch wuchtig und drohend, im strengen Stil des Hitlerschen Deutschlands, erstreckt sich die grosse Front der ‚Kanzlei des Führers‘ vom Wilhelmplatz die ganze Vossstrasse entlang bis zur Hermann-Göring-Strasse. Die Soldaten des Wachbataillons Berlin, ausgesucht junge und grosse Kerle,... stehen noch auf ihren hölzernen Postamenten und präsentieren das Gewehr, sooft ein Offizier in Sichtweite kommt.»

Die stählernen Klapptüren der Bunker, die bei Luftangriffen geschlossen werden, sind halb geöffnet. Bis vor wenigen Wochen haben hier Hunderte von Frauen und Kindern als «Gäste des Führers» Schutz gegen Bomben gefunden. Aber im Januar hat Hitler die «Wolfsschanze», sein Hauptquartier im ostpreussischen Rastenburg, verlassen, und seitdem steht der Bunker nur noch ihm selbst, seinen Offizieren und Mitarbeitern zur Verfügung.

Dem energischen Generalstabschef Guderian und dessen Adjutanten auf dem Fusse folgend, betritt Boldt die Reichskanzlei. Sie schreiten die zwölf Stufen zum Portal des rechten Flügels

empor. Dieser Eingang, streng geschieden von dem Portal des linken Flügels, das ausschliesslich Parteigrössen vorbehalten ist, wird von den Militärs benutzt, die zur täglichen Lagebesprechung kommen. Eine Ordonnanz öffnet die schwere Eichentür, durch die es ins Innere der Kanzlei geht.

Die drei Offiziere gelangen zunächst in die hohe Halle, die nur noch von ein paar spärlichen Lampen erleuchtet ist. Von der früheren Pracht des Raumes ist nichts mehr übrig. Die Bilder, Teppiche und Gobelins sind in Sicherheit gebracht worden. Viele Scheiben der grossen Fenster sind durch Pappe oder Holz ersetzt. In der Decke und in einer der Wände klaffen tiefe Risse. Gegen die alte Reichskanzlei hin ist eine Sperrholzwand gezogen. An die vergangene Glanzzeit erinnert noch ein livrierter Diener.

An jedem der vielen Durchgänge stehen SS-Wachen, bei denen sich die Besucher ausweisen müssen.

Vor dem Vorzimmer zu Hitlers Arbeitsraum ist die Kontrolle am schärfsten. Hier stehen mehrere SS-Offiziere und mit Maschinenpistolen bewaffnete SS-Wachen. Selbst Guderian muss seine Pistole ablegen und seine Aktentasche durchsuchen lassen.

Es ist 15.45 Uhr. Nach und nach finden sich im Vorzimmer die höchstgestellten Persönlichkeiten des Dritten Reiches ein, grösstenteils in Uniform. Einige stellen sich an die Anrichte, essen belegte Brötchen und trinken Bohnenkaffee und Cognac.

Möglicherweise geht Gerhard Boldt eine Äusserung Hitlers durch den Kopf, dass noch in letzter Stunde ein Streit «zwischen Bolschewiken und Angelsachsen um die Beute Deutschland ausbrechen» könnte, vielleicht auch jener Satz General Keitel: «Wenn es 1945 nicht zur Besetzung deutschen Bodens kommt, wird die Wehrmacht im kommenden Jahr über neue Waffen von so grosser Wirkungskraft verfügen, dass dem Gegner der Frieden aufgezwungen werden könnte.»

Im Vorzimmer haben sich die Männer versammelt, die in diesen letzten Monaten die Umgebung Hitlers bilden: Feldmarschall Keitel, Chef des OK W, dessen Befehlsbefugnisse aber inzwischen so beschnitten sind, dass er nur noch über Treibstoffvorräte zu bestimmen hat und deshalb von den jüngeren Offizieren «Reichstankwart» genannt wird und wegen seiner Servilität Hitler gegenüber noch mit dem Spitznamen «Lakeitel» bedacht worden ist; Generaloberst Jodi, der, wie Keitel, eine Villa in Dahlem, in der Kronprinzenallee bewohnt; Grossadmiral Dönitz; Himmler, der Reichsführer-SS; General der

Waffen-SS Fegelein, ständiger Vertreter Himmlers bei Hitler und Schwager von Eva Braun, der Gefährtin Hitlers; Kaltenbrunner, Chef des Reichssicherheitshauptamtes, gebürtiger Österreicher, fast zwei Meter gross, das Gesicht voller Schmissen und Hände wie Pranken; SS-Sturmbannführer Günse, persönlicher Adjutant Hitlers; und der Günstling des Augenblicks, Reichsleiter Bormann, ein Mann von etwa 45 Jahren, knapp mittelgross, unteretzt und stiernackig, mit rundem Gesicht, kräftigen Backenknochen und breiter Nase, die ihm einen energischen und brutalen Ausdruck verleihen.

Auch Hermann Göring ist erschienen, zusammen mit den Offizieren seines Stabes, den Generalen Koller und Christians.

Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Reichsmarschall und Reichsjägermeister, tritt seit Wochen ganz schlicht auf. Er trägt nicht mehr seine blaue Wildlederuniform mit den roten Stulpenstiefeln aus Juchtenleder, sondern nur noch eine Luftwaffenuniform ohne Orden.

Heute beschäftigen sich Görings Gedanken mit etwas ganz anderem als der bevorstehenden Lagebesprechung. Zu Tode erschrocken über den Vormarsch der sowjetischen Truppen, ist er im Begriff, die im Luftschutzkeller seines aufwendigen Landsitzes Karinhall aufgehäuften Schätze in das jüngst von ihm erworbene Schloss Veldenstein in Franken zu verlagern, dessen Keller von einer zu diesem Zweck abgestellten Pionierkompanie eiligst hergerichtet werden. Seine Kunstsammlung enthält schätzungsweise 2'000 Gegenstände: Skulpturen, antike Möbel, flämische und französische Gobelins, Perserteppiche, Glasfenster, Schmuck, Gemälde, darunter Bilder von Cézanne, Corot, Degas, Van Gogh, Renoir, Rubens, eine grosse Anzahl flämischer und französischer Meister, ein Velasquez, zwölf rosige Akte von Boucher, Reynolds' «Portrait of a Lady» und ein Selbstbildnis Van Goghs. In seiner Bibliothek befinden sich ein paar der seltensten Manuskripte, eine der schönsten Sammlungen von Werken aus der ganzen Welt über Napoleon sowie eine andere von Büchern über Dschingis Khan, für den er sich immer sehr interessiert hat. Drei Sonderzüge sind für den Transport all dieser Kostbarkeiten vorgesehen. Der erste ist soeben vom Bahnhof Zinna in Richtung Franken abgegangen.

Der Paladin des Führers ist melancholisch und hat seine ganze Jovialität eingebüsst. «Ich bin ein Renaissancemensch», pflegte er in seiner Glanzzeit zu sagen, in der Zeit, als er seine Passion für seltene Waffen, für Juwelen und Edelsteine, vor allem Sma-

ragde, zur Schau stellen konnte. Doch heute ist er für den Berliner Witz nur noch «Herr Meyer». Denn bei Kriegsausbruch hat er den berühmten Satz ausgesprochen: «Wenn nur ein einziges englisches Flugzeug nach Deutschland einfliegt, dann will ich Meyer heissen . . .»

Punkt 16 Uhr erscheint Hitlers Chefadjutant, General Burgdorf, und sagt: «Der Führer lässt bitten! «

Göring geht voran, alle anderen folgen ihm der Rangordnung nach.

Hitler steht in der Mitte seines Arbeitsraums. Er begrüsst jeden einzelnen durch Handschlag, ohne ein Wort zu sagen. Sein Händedruck ist schlaff.

Er ist stark gealtert.

«Sein Kopf wackelt leicht», schreibt Gerhard Boldt. «Sein linker Arm hängt schlaff herunter, und die Hand zittert stark. In seinen Augen liegt ein unbeschreiblich flackernder Glanz, der geradezu erschreckend und vollkommen unnatürlich wirkt.»

Sein Arbeitszimmer ist ein weiter, hoher Raum und, im Vergleich zu den übrigen Gebäudeteilen, beinahe unversehrt. Es stehen in ihm nur wenige Möbel, und der Boden ist ganz mit Teppichen ausgelegt. In der Wand, die zum Garten geht, öffnen sich hohe Fenster, die bis zum Boden reichen, und eine Glastür. Graue Vorhänge hängen zu beiden Seiten der mit Holz verkleideten Fenster. Vor der Mitte der Wand steht Hitlers schwerer, massiver Schreibtisch, und der schwarz gepolsterte Sessel ist so gestellt, dass man in den Garten blicken kann. Auf der Tischplatte sind zahlreiche Bleistifte, eine Schreibtischgarnitur, zwei sehr grosse Briefbeschwerer, ein Telefonapparat und eine Klingel. Entlang der Wände stehen runde Tische mit Ledersesseln.

Die Besprechung beginnt vor den auf dem Schreibtisch ausgebreiteten grossen Generalstabskarten. Jodi hält Vortrag über die strategische Lage im Westen und in Norditalien. Er ist im Umgang mit Hitler sehr geschickt, kennt dessen wechselnde Stimmungen und richtet sich danach. Er spricht mit gedämpfter Stimme, denn Hitler kann lautes Sprechen nicht mehr ertragen.

Danach gibt Guderian einen Überblick über die Lage an der Ostfront. Sein Vortrag ist wie stets sachlich, knapp und klar. Wieder einmal setzt er sich dafür ein, mit der Strategie der langen Abwehrfronten Schluss zu machen und stattdessen, um die sowjetische Flut einzudämmen, alle verfügbaren Kräfte im Osten zu massieren und Verstärkungen aus dem Westen heran-

zuziehen. Gleichzeitig verlangt er die Aufgabe der Front in Kurland, wo 23 Divisionen der 16. und 18. Armee eingeschlossen sind, die noch über die Häfen Windau und Libau herausgeholt werden können.

Admiral Wagner, Chef der Seekriegsleitung, trägt dann die sogenannte Marinelage vor. Er hat nicht viel zu berichten: Versorgung der Truppen in Kurland und Norwegen, ein paar kleine Erfolge von U-Booten und Küstenfahrzeugen.

Auch Dönitz drängt darauf, die in Kurland eingeschlossenen 500'000 Mann nicht zu opfern; für ihre Rückführung stehe der erforderliche Schiffsraum zur Verfügung. General Christians - verheiratet mit einer von Hitlers Privatsekretärinnen - berichtet kurz über die Luftlage.

Hitler verwirft in scharfem Ton Guderians und Dönitz' Argumente: die Rückführung der Kurlandtruppen komme nicht in Frage. Er stellt noch ein paar Einzelfragen und beendet die Konferenz.

Die Offiziere grüssen mit erhobenem Arm und verlassen den Raum.

Göring fährt eiligst nach Karinhall, Jodi und Keitel begeben sich nach Dahlem, Himmler sucht seinen Panzerzug auf, und Guderian kehrt mit seinem Adjutanten und mit Gerhard Boldt ins OKH-Hauptquartier nach Zossen zurück. Sie alle sollen sich um 24 Uhr zur zweiten Lagebesprechung im Führerbunker einfinden, auch bei Fliegeralarm. Einige Offiziere gehen unterdessen zum Essen ins Hotel Adlon, das seltsamerweise inmitten von Ruinen stehen geblieben ist. Dort sah man häufig Mussolinis lächelnden Botschafter Anfuso, den hochgewachsenen General Oshima, Botschafter Japans, der fließend Deutsch spricht und singt - es geht das Gerücht, er habe mehrfach versucht, zwischen Deutschland und der Sowjetunion zu vermitteln -, und das bärtige Gesicht des geheimnisvollen Grossmufti von Jerusalem mit dem ewigen Lächeln auf den Lippen.

Hitler ist mit Bormann allein geblieben, mit dem er eine Zeitlang konferiert. Dann gibt er ein paar Unterschriften und geht in den Bunker hinunter. Langsam steigt er die siebenunddreissig Stufen hinab. Am Fussende der Treppe stehen mit Maschinenpistolen bewaffnete SS-Offiziere.

Der Bunker hat eine acht Meter dicke Betondecke. Er besteht aus zwei Teilen. In dem einen befindet sich Hitlers Vierzimmerwohnung, ein Zimmer für seinen Leibarzt Dr. Morell, ein weiteres für Hitlers Schäferhündin Heidi, die fünf Junge geworfen

hat, eine kleine Nachrichtenzentrale, eine Unterkunft für die Leibwache, vier Telefonzentralen und ein WC.

Von diesem Teil des Bunkers führen zwölf Stufen zu dem höher gelegenen, dessen Betondecke nur drei Meter dick ist.

Hitler zieht sich ins Konferenzzimmer seiner Bunkerwohnung zurück. Der Raum misst etwa fünf Meter im Quadrat, die Wände sind grau gestrichen, das ganze Mobiliar besteht aus einer braunen Wandbank, einem grossen Kartentisch und einem Schreibtischstuhl. Ihm klingen noch Guderians schonungslose Sätze in den Ohren: «Die Russen sind fünfmal so stark wie wir. Wir haben so gut wie keine Luftdeckung . . . Wir müssen die beiden Kurlandarmeen retten . . . Mit der Heranziehung aller verfügbaren Reserven sowie Sepp Dietrichs Panzerarmee hätten wir eine Streitmacht von 30 bis 40 Divisionen, die in einer Zangenbewegung aus Pommern heraus nach Süden und von Glogau aus nach Nordosten angreifen könnte . . . Wir würden die unmittelbare Bedrohung Berlins abwenden, Schlesien mit seiner Industrie wieder in unsere Hand bringen und eine starke Verteidigungslinie auf bauen können . . .»

Aber Hitlers Geist ist seltsam umnebelt; mehr und mehr nehmen in seinem Kopf Phantome die Stelle der Realität ein. Jetzt weniger denn je wäre er imstande, sich über die Summe seiner kapitalen Irrtümer klarzuwerden.

Sein schwerster Fehler war, dass er sein ganzes System, seine ganze Politik allein auf der Grundlage der Angst aufbaute, die er anderen einflösste. Alexander wusste, wie man sich beliebt macht. Der Alte Fritz und Napoleon hatten es verstanden, eine gewisse Menschlichkeit um sich zu verbreiten. Stalin hat eine klare Doktrin, aus der heraus er denkt und handelt. Hitler beschränkt sich auf einen seelenlosen, zugleich vagen und verstiegenen Mythos. Er besitzt keinerlei menschliche Wärme. Niemals ist er bei seinen Soldaten an der Front oder im Lazarett gewesen. Er hat sich nicht einmal im Hauptquartier einer Heeresgruppe sehen lassen. In dem Augenblick, in dem er aufhörte, Furcht zu erwecken, begann der Zusammenbruch.

Seine zweite grosse Schwäche ist in seinem Charakter zu suchen. Hitler ist so empfindlich, dass er nicht den Anblick von Blut, ja nicht einmal von Schnee ertragen kann. Im Flugzeug und im Zug lässt er die Fenstervorhänge herabziehen, um nicht die Ruinen bombardierter Städte ansehen zu müssen. Er ist immer wurzellos geblieben, ein Hasardeur, ein Mensch ohne Familie, dem es nie gelang, sich in der menschlichen Gesellschaft

einzurichten. In sich und um sich hat er nichts, das ihn erhebt: Er hat keinen Sinn für echte Kultur, keinen wahren Freund, keine Frau von Niveau. Echte Zuneigung kann er nur für seinen Hund empfinden. Und obwohl er der allmächtige Herrscher eines Landes ist, in dem es die hervorragendsten Ärzte gibt, vertraut er seine Gesundheit Scharlatanen an. Die Ideen, die ihn bewegen, sind ebenso abwegig wie trügerisch: die wie ein Heiliger Gral gehütete Reinrassigkeit – ein Europa von Herrenmenschen und verachteten minderwertigen Rassen –, die Überlegenheit der nordischen Rasse. Er schwärmt für Wagner, ohne ihn zu verstehen. Sobald die Wahrheit über seinen geistigen Verfall über den engsten Kreis seiner Umgebung hinausdringt, muss sie mehr und mehr die gewaltige deutsche Kriegsmaschine und vor allem das grosse, disziplinierte deutsche Volk lähmen.

Es gelang ihm, die Ketten des Versailler Vertrags zu zerbrechen; die allgemeine Wehrpflicht wieder einzuführen, ohne Sanktionen gegen Deutschland heraufzubeschwören; das Rheinland, Wien und Prag ohne Schwertstreich zu besetzen. Unbestreitbar besass er zwei grosse Fähigkeiten: erstens eine feine Witterung für die verborgenen Leidenschaften, Ressentiments und Sehnsüchte der deutschen Seele, zweitens die Gabe, Menschen in seinen Bann zu schlagen. Lässt sich aber auch behaupten, dass er ein Feldherr ist oder es zu irgendeiner Zeit war? Die Fragestellung birgt schon die Verneinung in sich.

Die echte Kunst des Herrschens beschränkt sich nicht auf den Machtrausch, andere zu beherrschen; sie zeigt sich auch in der Fähigkeit, sich selbst zu beherrschen. Die wahre Tugend eines grossen Heerführers ist es, selbst sein bester Soldat zu sein. Hitler aber ist wie ein reissender Strom, so masslos und unberechenbar, dass man ihn, so paradox es klingen mag, einen Getriebenen nennen könnte.

Mut heisst in erster Linie, dem Zufall, dem Unerwarteten, ja dem Unerklärlichen die Stirn bieten können, heisst Menschen und Dingen sich stellen, die anders sind, als man sie haben möchte. Hitler konnte das nicht. Er ist niemals jener natürlichen Demut fähig gewesen, die für Alexander und Napoleon charakteristisch war: einen Rat anzunehmen, um sich im Sturm besser behaupten zu können. Da er sich mit Speichelleckern und Abenteurern ohne sittlichen Halt umgab, war er der schlimmsten aller Einsamkeiten ausgeliefert: der allgemeinen Verachtung für alles und jeden.

Er verfügt über ein ungewöhnlich gutes Gedächtnis. Er ist ein vollendeter Schauspieler. «Er besass die Fähigkeit des Schauspielers», sagt Alan Bullock, «in seiner Rolle ganz aufzugehen und das, was er im Augenblick sagte, selber für Wahrheit zu halten.» Dabei versteht er es, die Menschen vergessen zu machen, dass alle seine Reden mit Banalitäten gespickt sind und dass selbst seine äussere Erscheinung mit Haartolle und Schnurrbart medioker und banal ist. Er hat eine gewisse Sachkenntnis, denn er hat Clausewitz, Moltke und Schlieffen gelesen. Er hat es verstanden, einige strategische Pläne als eigenes Verdienst auszugeben: den Polenfeldzug, den Durchbruch bei Sedan, den Balkanfeldzug, die Invasion Kretas.

Aber die Fehler seiner Strategie sind ebenso zahlreich wie schwerwiegend gewesen.

1940 hätte er nach dem Durchbruch bei Sedan, statt seine Panzer auf Paris zu werfen, die englische Armee vor Dünkirchen vernichten müssen. Sie entkam und bildete den ersten festen Kern eines neuen Widerstands.

Im September desselben Jahres hätte er Admiral Raeders Plan annehmen sollen. Dieser Plan sah vor, eine Heeresgruppe unter dem Befehl von Rundstedts in Spanien einmarschieren, Gibraltar erobern und Nordafrika besetzen zu lassen. Gleichzeitig sollte, dem Plan zufolge, eine Heeresgruppe unter von Bock Italien durchqueren und Malta einnehmen, um dann nach Ausschaltung dieses englischen Stützpunkts nach Tripolitaniens überzusetzen und Ägypten zu erobern, während eine dritte Heeresgruppe unter List durch Jugoslawien, Bulgarien und Griechenland zum Bosphorus vorstossen sollte.

Im Oktober hätte Hitler seine Absicht, Russland anzugreifen, Mussolini bekanntgeben müssen: Der Duce hätte sich dann nicht auf das griechische Abenteuer eingelassen, die deutsche Wehrmacht hätte im Frühjahr 1941 nicht auf dem Balkan einzugreifen brauchen, und der Russlandfeldzug hätte zwei oder drei Monate früher beginnen können . . .

Von diesem Augenblick an lassen sich die Fehler nicht mehr zählen. Heute sitzt er, von allen Seiten eingeschlossen, in seinem letzten Schlupfwinkel, inmitten eines brennenden, blutenden Landes, und ist nicht einmal imstande, den Fehden unter seinen Paladinen und Günstlingen ein Ende zu machen.

Er klammert sich an eine letzte Hoffnung: die Geheimwaffen. Deshalb verlangt er von seinen Generalen, jeden Fussbreit zu verteidigen, deshalb unterzeichnet er nie einen Rückzugsbefehl.

Unter allen Umständen will er Zeit gewinnen, die Zeit, die seine Wissenschaftler brauchen, um die Waffen zu schmieden, die ihn retten sollen.

Aber diese Waffen stehen grösstenteils auf dem Papier und haben nicht einmal das Versuchsstadium erreicht. Unter denen, die bereits erfolgreich erprobt wurden, befindet sich ein umwälzend neuer U-Boottyp, das Elektro-U-Boot, das eine Unterwassergeschwindigkeit von 15 km und die Fähigkeit hat, getaucht zu bleiben. Aber seine Serienproduktion ist noch nicht angelaufen, und die U-Bootwerften werden von den Alliierten ständig bombardiert.

Ein gleiches Schicksal war den neuen Düsenflugzeugen beschieden. Die Alliierten sorgten dafür, dass sie überhaupt nicht aufsteigen konnten. Sie zerstörten nicht nur die Werke, in denen sie produziert wurden, sondern auch die Raffinerien, die den Spezialtreibstoff herstellten, und die aus der Luft leicht erkennbaren langen Pisten. Auch die Abschussrampen für V-1- und V-2-Geschosse waren nahezu alle verlorengegangen.

In London und Washington machte man sich zwar grosse Sorge über ein etwaiges deutsches Atombombenprojekt, da es ja der deutsche Atomphysiker Otto Hahn gewesen war, dem die Kernspaltung gelungen war. Aber Hitler war daran nicht interessiert gewesen. Hatte er die phänomenale Gewalt der «absoluten Waffe» nicht begriffen? Wie es auch sei, gegen Ende 1944 war den Regierungen Englands und Amerikas – zu ihrer grossen Erleichterung – bekanntgeworden, dass die Deutschen in diesem Krieg keine Atombombe haben würden.

Der Tag in Deutschland

Die Wochenzeitung ‚Das Reich‘ erscheint unter dem Datum des 11. Februar 1945 mit der Schlagzeile: «In der härtesten Probe».

Das über drei Spalten gehende Titelfoto zeigt eine Strasse in Budapest mit einem zur Absicherung gegen sowjetische Panzer aufgestellten deutschen Panzerabwehrgeschütz. Darunter liest man – Überschrift «Einheit gegen Dreiheit» «Was immer die neue Dreierkonferenz, deren Bedeutung laut ‚Times‘ darin be-

steht, das ‚vollständige Vertrauen zwischen den Führern der Sowjetunion, der Vereinigten Staaten und Englands aufrechtzuerhalten‘, an Plänen und Agitationsthesen verkündet, an der Sachlage ändert sich nichts . . . Der Dreierheit ihres Vernichtungswillens stellen wir die unerschütterliche Einheit unseres Volkes . . . entgegen.»

Der übliche Leitaufsatz von Dr. Goebbels hat den Titel: «Ein Volk in Verteidigungsstellung». Der Tenor der Goebbels-Artikel ist seit Monaten mehr oder weniger der gleiche: «Die apokalyptischen Reiter rasen über die Erde des Ostens und Südostens unseres Kontinents . . . Glaubt man denn, dass die deutsche Führung ihrem Volke, aus dem sie doch selbst hervorgegangen ist und dem ihr ganzes Herz gehört, ein derartiges Übermass an Leid, Not und Sorge zumuten würde, wenn es einen anderen Weg aus der drohenden Gefahr gäbe? . . . Die Steppe wird zum Stillstand gebracht werden, und zwar dann, wenn die Gefahr auf ihren höchsten Höhepunkt gestiegen und damit allen sichtbar geworden ist. Bis dahin gilt es kühlen Kopf zu bewahren . . . Wir müssen fest auf unseren Beinen stehen bleiben, auch wenn wir aus tausend Rissen und Schrammen bluten und der Körper unseres Volkes von ungezählten Wunden durchzogen ist.»

Die übrigen Seiten enthalten Reportagen von Kriegsberichtern, Aufsätze über Jugoslawien, wo eine Monarchie zu Grabe getragen werde, über einen Streit zwischen den beiden amerikanischen Ministern Wallace und Jones sowie über die Zerstörung eines historischen Denkmals auf Elba, des «Napoleon-Hauses». Eine ganze lange Seite ist der Kunst, der Literatur und der Wissenschaft vorbehalten und bringt an hervorragender Stelle ein Gedicht von Herbert Budek; ‚Unsterblichkeit‘. Der umfangreiche Wirtschaftsteil wird beherrscht von einer Studie über die finanziellen Hintergründe der Missstimmung zwischen Engländern und Amerikanern: ‚Streit um Business‘.

Der ‚Völkische Beobachter‘, das Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung, erscheint, wie alle übrigen Tageszeitungen, infolge drakonischer Beschränkung in der Papierzuteilung, nur mit einem einzigen Blatt. Die am Samstag, dem 10. Februar, herausgekommene Nummer gilt gleichzeitig für den Sonntag. Auf der ersten Seite steht der Leitaufsatz über «die dunklen Hintergründe der Dreierkonferenz», ein kurzer Kommentar über «Polen unter sowjetischem Joch», ein Auszug aus einer portugiesischen Zeitung, worin die totale Kapitulation der

Anglo-Amerikaner gegenüber den sowjetischen Forderungen gebrandmarkt wird, eine Meldung aus Genf über die Schwierigkeiten der Bonomi-Regierung in Italien sowie eine weitere aus Brüssel mit ironischen Bemerkungen zur belgischen Kabinettskrise, die seit Pierlots Sturz im Gange ist.

Der Wehrmachtsbericht, beginnend mit der den Deutschen und den Menschen in den besetzten Ländern seit fünf Jahren vertrauten Formel «Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt», spricht von «erneuten elastischen Absetzbewegungen» und der Fortdauer harter Abwehrkämpfe in Ostpreussen, von der Zerstörung einer Anzahl sowjetischer Panzer, von erbitterten Kämpfen in Budapest, von Angriffen kanadischer Truppen im Südosten von Nimwegen und von Luftangriffen auf süddeutsche Städte. Der Wehrmachtsbericht schliesst mit dem seit fünf Monaten täglich wiederholten Satz: «Das Vergeltungsfeuer auf London wurde fortgesetzt.»

Die zweite Seite bringt eine Reportage über einen heldenmütigen Kampf von Fallschirmjägern und eine Nachricht über das in Jugoslawien seit dem Abzug deutscher Truppen herrschende Chaos. Sie enthält auch die den Berlinern und den Einwohnern anderer Grossstädte allzu bekannten Spalten mit dem Verzeichnis der sichersten Luftschutzunterkünfte der verschiedenen Viertel, den Familiensuchlisten, der Bekanntgabe der Lebensmittelzuteilungen und vor allem mit den schwarz umrandeten, zumeist mit dem Eisernen Kreuz versehenen Todesanzeigen. Diese zerfallen in zwei Hauptkategorien; die eine ist überschrieben: «Für Führer, Volk und Reich starben den Heldentod:» und die andere: «Dem Terrorangriff fielen zum Opfer:» . . .

Fast alle deutschen Städte sind durch Luftangriffe zerstört, «ausradiert», wie die Deutschen, die drei Viertel ihrer Zeit in den Luftschutzräumen verbringen, sarkastisch sagen, indem sie dieses von Hitler einmal im Zusammenhang mit der Bombardierung Coventrys benutzte Wort zitieren.

Man fragt sich, wie es möglich ist, dass in diesen riesigen Trümmerhaufen von Städten die Industrie noch weiterarbeitet. Nicht eine einzige Grossstadt ist verschont geblieben. Hamburg, Köln, Düsseldorf, Essen, München, Frankfurt, Wilhelmshaven, Nürnberg, Hannover liegen wie Berlin in Schutt und Asche. Selbst Schweinfurt, eine kleinere Stadt, doch das Zentrum der Kugellagerindustrie, hat achtzehn Angriffe mit Superfestungen durchgemacht. Die Hälfte der Städter ist aufs Land evakuiert worden.

In der grössten Not jedoch befinden sich die Menschen im Osten Deutschlands, der nun zur Front geworden ist, vor allem in Ostpreussen.

Die Strassen sind verstopft von Flüchtlingen, die, von Entsetzen gepackt über die Exzesse der sowjetischen Soldaten, in eisiger Kälte nach Westen fliehen, ein unendlicher Strom marschierender, rollender oder sich dahinschleppender Menschen. Häufig geraten sie zwischen die Panzerspitzen der Roten Armee. Sie hören das Heulen der Stalinorgeln. Russische Flugzeuge beschliessen sie im Tiefflug. Tausende von Kraftwagen bleiben mangels Treibstoffs auf der Strecke liegen. Kranke und Verwundete werden in offenen Leiterwagen transportiert, da keine Sanitätsfahrzeuge mehr vorhanden sind. Die Strassengräben sind gefüllt mit weggeworfener Habe und mit den Leichen erfrorener Greise und Kinder, die man mit Zeitungspapier bedeckt hat. Morgen werden die beutegierigen Soldaten der sowjetischen Vortrupps die Strassengräben nach Schmuck, Uhren oder Schnaps durchwühlen. «Tötet, ihr Rotarmisten, tötet!» heisst es in einem Aufruf des sowjetischen Schriftstellers Ilja Ehrenburg: «Es gibt keine unschuldigen Deutschen, weder unter den Lebenden noch unter den Ungeborenen!» In der Stadt Beuthen fallen viele Tausend Frauen mongolischen Einheiten in die Hände, die – wie alle Einheiten der Roten Armee – seit vier Jahren keinen einzigen Urlaub gehabt haben.

In Danzig und Gdingen sind die vereisten Hafendämme, die Lagerschuppen und Baracken überfüllt mit Flüchtlingen. Sie warten darauf, auf dem Seeweg evakuiert zu werden. Es sind Flüchtlinge aus dem Samland, aus dem östlichen Ostpreussen, aus Königsberg und aus dem Weichselgebiet, die mit der Eisenbahn, mit Wehrmacht-Lkw's oder Pferdewagen angekommen sind. Die am heutigen Tage Eintreffenden bahnen sich ihren Weg durch dichtes Schneegestöber. Sie suchen Unterkunft für die Nacht nicht nur in Häusern und Schuppen, sondern auch in Schulen, Treppenschächten und Kellern. Die Wehrmacht hat Aufnahmestellen eingerichtet, wo Brot und Suppe verteilt werden. Der Schwarzmarkt gedeiht, ein Geschäft, mit dem sich vorzugsweise Diebesbanden in allen Städten befassen. Schiffe aller Art, Frachter, Seebädderdampfer, Torpedoboote und Minensuchboote, nehmen Hunderte von Frauen und Kindern auf, denen sie nichts anderes zu bieten haben als dunkle, leere Laderäume oder das kalte offene Deck. In dem eisigen Schneesturm stehen sie so eng aneinandergedrängt, dass niemand umsinken kann.

Mehrere Schiffe sind inzwischen von U-Booten torpediert worden und mit Tausenden von Menschen aller Altersstufen untergegangen, darunter der ehemalige «Kraft-durch-Freude»-Dampfer «Wilhelm Gustloff», der in Friedenszeiten Vergnügungsreisen bis nach Madeira unternommen hatte. Dennoch schlägt man sich um einen Platz auf den nächsten Schiffen. Da Frauen und Kinder Vorrang haben, kommt es vor, dass Männer Frauenkleidung anlegen. Eine Grotteske inmitten des Grauens.

Englische und amerikanische Luftstreitkräfte bombardieren die Häfen, während sowjetische U-Boote den Flüchtlingsschiffen bei der Ausfahrt auflauern. Dutzende von Rettungsflößen und -booten, mit Schiffbrüchigen überladen, treiben auf der Ostsee. Um zu retten, was noch zu retten ist, werden die ohnehin schon mit Flüchtlingen vollgestopften Torpedoboote «T 56», «Löwe», «TS 11 « und «Göttingen» eingesetzt.

Die Russen bereiten sich zum Angriff auf Königsberg vor. Gauleiter Erich Koch ist nach Pillau geflohen. General Lasch, der 1941 Riga genommen hat, ist jetzt Kommandant der Festung Königsberg. Es mangelt an Munition und Lebensmitteln. In den Lazaretten fehlt es vor allem an Betäubungsmitteln, so dass die Ärzte gezwungen sind, Verwundete ohne Narkose zu amputieren.

Ähnlich sieht es an der ganzen Front aus. In Niederschlesien brechen die 3. und 4. sowjetische Panzerarmee aus ihren Brückenköpfen nach Westen aus. In der kleinen Industriestadt Striegau werden 30'000 Einwohner und Flüchtlinge eingeschlossen; die NS-Funktionäre hatten die Räumung der Stadt abgelehnt. In Richtung Freiburg (Niederschlesien) bewegt sich ein gewaltiger Flüchtlingsstrom mit Handkarren, Schlitten, Fahrrädern und Kinderwagen, während ein eisiger Wind über die Strassen fegt. Auch hier hat man keine Zeit, die Toten zu begraben. Frauen und Kinder schlagen sich, um in den letzten noch verkehrenden Zügen einen Platz zu erhaschen. Auch ihnen sitzt die Furcht im Nacken: In den von russischen Truppen besetzten Ortschaften spielen sich Wahnsinnszenen ab. Die Soldaten, trunken von Sieg und Alkohol, schonen nicht einmal alte Frauen und kleine Mädchen, die sie aus den Häusern zerrren, während Maschinengewehre knattern, Artilleriegeschosse pfeifen und die auf volle Lautstärke eingestellten Rundfunkgeräte tosen.¹

¹ Gleiches widerfuhr auch Polinnen, Österreicherinnen, Rumäninnen und Jugoslawinnen. Zu diesem Zeitpunkt hatte Tito bereits bei Stalin gegen die Ausschreitungen seiner Truppen protestiert.

Zwei Hauptwege stehen den aus Schlesien Flüchtenden noch offen: der eine führt über das Gebirgsland in die Tschechoslowakei, der andere nach Sachsen. In Sachsen, wo Gauleiter Mutschmann als Reichskommissar fungiert, sind die Parteidienststellen in Auflösung begriffen. Dresden ist überschwemmt von Fahnenflüchtigen und Flüchtlingen. Zu Zehntausenden kampieren sie im Grossen Garten, im Ausstellungsgelände oder an den Ufern der Elbe.

«Über Schlesiens Grenzen kommen die bolschewistischen Horden nicht hinaus!» hatte einmal der Gauleiter von Schlesien, Hanke, behauptet. Doch nun wird Breslau von Konjews Truppende eingeschlossen. Seit zwei Wochen hält sich das Thermometer auf 15 bis 20 Grad unter Null, und es drohen Hungersnot und Typhus. In der umzingelten Stadt befinden sich 30'000 Soldaten aller Waffengattungen, 15'000 Mann des Volkssturms und 200'000 Zivilisten. Die Garnison hat den Befehl erhalten, Haus für Haus zu verteidigen, «wie die Russen in Stalingrad». Doch Breslau, wenn auch von Hanke zur Festung erklärt, hat keinerlei Befestigungsanlagen. Heute, am 11. Februar, beginnt die russische Infanterie unter Panzerschutz mit dem Angriff auf die Stadt.

Die mehr und mehr um sich greifende Panikstimmung hindert jedoch gewisse treue Freunde Hitler-Deutschlands nicht daran, ihm bis zum Ende ihr Vertrauen zu bewahren.

Léon Degrelle, Führer der Rexisten-Bewegung und Kommandeur der belgischen antibolschewistischen Freiwilligenlegion «Wallonie», befindet sich am heutigen Tag an der pommerschen Front. Seine Legion gehört zu den Einheiten, die Stargard verteidigen sollen, und ist dem Generaloberst Steiner unterstellt, dem früheren Befehlshaber an der estnischen Front zwischen Narva und Dorpat. Degrelle ist 36 Jahre alt. Da er sich in der Schlacht bei Tscherkassy ausgezeichnet hat, trägt er am Halse das Ritterkreuz mit Eichenlaub. Am Freitag hat er zwischen dem Madüsee und der Ihna einen Gegenangriff ausgeführt und Lindenburg eingenommen, durch das unablässig russische Panzerkolonnen rollten. In der vergangenen Nacht haben die Sowjets überraschend das Dorf Krüssow besetzt, das Degrelle jetzt zurückerobern will. Die von deutschen Panzern unterstützten wallonischen Soldaten schlagen sich tapfer in Schnee und Schlamm. Ein Schloss steht in Flammen. Artillerie- und Panzergeschosse haben das Dorf zerstört. Aber in den Ruinen haben sich die Russen mit ihren Panzerabwehrgeschützen fest eingenistet.

Ein anderer Fall ist der frühere russische General Andrej Wlassow. Nachdem er sich 1941 bei der Verteidigung Moskaus ausgezeichnet hatte – er war Träger des Leninordens und des Ordens der Roten Fahne –, war er 1942 in deutsche Gefangenschaft geraten und hatte dem deutschen Oberkommando den Vorschlag gemacht, aus russischen Kriegsgefangenen eine antistalinistische Armee aufzustellen. Mit Hilfe der Wehrmacht hatte er dann in Smolensk ein russisches antikommunistisches Komitee, das sogenannte Smolensker Komitee, ins Leben gerufen. Aber als Hitler davon erfuhr, verfügte er die Auflösung dieser Bewegung, von der er nichts hielt. Erst viel später begriff er, wie nützlich sie sein konnte. Er liess den russischen General nach Dahlem kommen, in die Nähe von Keitels Hauptquartier. Später richtete sich Wlassow in einem Ausbildungslager für russische Freiwillige bei Zossen ein. Dort befindet er sich noch heute, am 11. Februar. «Aber Begeisterung lässt sich nicht wie Heringe verkaufen.» Zu spät hat man ihm grössere Möglichkeiten gegeben. Doch dieser Bauernsohn ist ein zäher Bursche, der weiss, dass es jetzt um den letzten Einsatz geht. Mit Hilfe seiner besten Freunde – Oberst Kedrow, Hauptmann Iwanow, Leutnant Dawidenkow – hat er, nach Proklamierung der Einheit und Unteilbarkeit Russlands, in Prag ein «Komitee zur Befreiung der Völker Russlands» gegründet, «um Stalins Tyrannei zu brechen, den Krieg zu beenden und einen neuen Staat ohne Bolschewiken und Ausbeuter zu schaffen», und eine russische Befreiungsarmee (Russkaja oswoboditelnaja Armija, abgekürzt ROA) aufgestellt, von der bereits drei Divisionen, die sich ausschliesslich aus russischen Freiwilligen zusammensetzen, im Fronteinsatz stehen.

Jacques Doriot, Führer des *Parti populaire français*, befindet sich auf der Insel Mainau im Bodensee, in einem, wie einer seiner Freunde sagt, «aufs Wasser verpflanzten Montmartre». Er ist mit seinem Stab in einem Schloss untergebracht, das die Deutschen von einem Prinzen des schwedischen Königshauses gemietet haben. Er trägt die Uniform der französischen Freiwilligenlegion. Kürzlich ist er von Hitler empfangen worden. Er glaubt immer noch an ihn und ist nach wie vor voller Zuversicht und Aktivität. Weniger Vertrauen bringt er gewissen Personen in Hitlers Umgebung entgegen, über die er mit der Bitterkeit des Besiegten spöttelt. Ribbentrop: «Der Talleyrand des Nazismus insofern, als er ihn verrät; aber im Gegensatz zu Talleyrand übt er natürlich aus Dummheit Verrat.» Himmler:

«Ein Kondottiere, gerührt im Anblick einer Miniatur, aber ungerührt im Anblick von tausend Leichen.» Kaum nachsichtiger beurteilt Doriot seinen Landsmann de Brinon, den Chef der von diesem zusammen mit Déat und Luchaire gebildeten Sigmaringer «Regierung». Er hält nicht viel von dessen Zeitung ‚La France‘, da er selbst ‚Le Petit Parisien‘ herausgibt.

In Bad Mergentheim, von wo aus der deutsche Rundfunk ‚Die Stimme des Reichs‘ ausstrahlen lässt, ist unter dem Sendeleiter Schmidhausen eine internationale Mannschaft an der Arbeit. Sie ist im Kurhaus untergebracht. Spanier, Portugiesen, Franzosen, Italiener, Flamen und Wallonen streiten sich um Mikrophone, Studios, Büros und Zimmer. Alle für das Ausland bestimmten Sendungen werden hier zusammengestellt. Der Zahl nach wie auch in der Aggressivität steht die französische Equipe an erster Stelle. Doriots Sender, ‚Radio-Patrie‘, hat die Wellenlänge von ‚Radio-Paris‘ übernommen. An ihm arbeiten die eifrigsten französischen Nazis mit, Jean Herold Paquis, Sabiani, Cousteau, der frühere Chefredakteur von ‚Je suis partout‘, und andere. Alle Nachrichten und Kommentare des heutigen Tages befassen sich mit den Themen: «Das pro-sowjetische Spiel der Anglo-Amerikaner» und «Die Verschwörung des Weltjudentums».

«Todeslager» und «Prominente Gefangene»

Um 4.30 Uhr früh wird er geweckt.

Er trägt einen blau-weiss gestreiften Häftlingsanzug; seine Füße stecken in Holzgaloschen. Sein Schädel ist kahl geschoren.

Man sieht die gleiche Gestalt zu Tausenden in den vielen über ganz Deutschland verstreuten Konzentrationslagern, in den grossen wie Buchenwald, Dachau, Mauthausen, Bergen-Belsen, Ravensbrück, Neuengamme, Struthof, Sachsenhausen, aber auch in den kleineren, die nicht minder grauenerregend sind, wie Gerolstein, Glatz, Eppen, Heia, Freudenstadt, Würzburg ... In Freiheit befinden sich bis zu diesem Zeitpunkt nur die Überlebenden des Vernichtungslagers Auschwitz.

Vielleicht ist er Russe oder Belgier, Holländer oder Franzose,

Pole oder Slowene, Serbe oder Ungar, Engländer oder Italiener, Spanier, Luxemburger oder Deutscher. Für ihn ist jeder Tag der längste Tag.

Der Tag beginnt mit dem «Appell», dem stundenlangen Strammstehen bei eisiger Kälte. Der «Appell» wird überwacht durch SS-Leute in schwarzer Uniform, mit hohen Stiefeln, Reithosen und Armbinden, auf denen «Lagerschutz» steht, sowie von Kapos, die sich als Häftlinge freiwillig für diese und andere Aufgaben gemeldet haben, unter denen sich grausame und sadistische Elemente befinden. Von den hohen Wachtürmen, auf denen SS-Leute mit Maschinengewehren postiert sind, kommt ein grelles Scheinwerferlicht. In der Ferne gewahrt man ein paar Lichtpunkte, unerreichbar wie Sterne. Niemand würde unter diesen Häftlingen den Priester vom Beamten, den Arbeiter vom Universitätsprofessor, Journalisten oder Wissenschaftler unterscheiden können. Die politischen Gefangenen sind lediglich durch ein rotes Stoffdreieck gekennzeichnet, das sie auf der linken Brust unter ihrer Häftlingsnummer tragen. Die «Kriminellen» haben ein grünes Dreieck, die Wehrdienstverweigerer und Deserteure ein schwarzes, die Homosexuellen ein rosafarbenes, die Bibelforscher ein violettes. Die Juden tragen den gelben Davidstern.

Ein Tag gleicht dem andern: zwölf Stunden körperliche Arbeit und fast nichts zu essen. Die ganze Nahrung besteht aus Schleimsuppe, einer weisslichen, undefinierbaren, unappetitlichen Flüssigkeit, die es morgens vor der Arbeit und abends nach dem Appell gibt. Die Dauer des Appells, ob am Morgen oder am Abend, hängt von der Laune der jeweiligen SS-Wache ab.

Erst bei Einbruch der Nacht kehren die Häftlinge in ihren «Block» zurück. Sie hausen in Baracken mit rohgezimmerten Bettgestellen, die in vier Etagen übereinandergesetzt sind. Jede Liegestatt hat nur 50 cm Höhe und 50 cm Breite. Es sind wahre Kaninchenställe, in denen man sich nicht einmal aufrichten kann. Es wimmelt von Wanzen, Flöhen und Läusen.

Die Menschen sterben in Massen, und ihre Leichen werden in Krematorien verbrannt.

In den Gaskammern der Vernichtungslager sind Millionen von Juden ums Leben gekommen.

In vielen Lagern werden die Insassen als Versuchsobjekte für medizinische Experimente benutzt. Einige kommen in Unterdruckkammern und werden in sauerstoffarmer Luft Höhen-

druckproben ausgesetzt, bis sie zu atmen aufhören. Anderen werden Typhus- und Fleckfieberbazillen in tödlicher Dosis injiziert. Mit wieder anderen macht man «Unterkühlungsversuche» in eisigem Wasser, oder man legt sie im Freien nackt in den Schnee, bis sie erfrieren. Es werden an den Häftlingen vergiftete Geschosse und Gelbkreuzgas ausprobiert. In Dachau und Buchenwald experimentiert man an Zigeunern, wie lange und auf welche Weise ein Mensch von Salzwasser leben kann. In mehreren Lagern werden mit Männern, Frauen und Kindern Sterilisierungsversuche in grossem Umfang ausgeführt.

Heute, am 11. Februar 1945, schmachten noch Millionen Elen-der in den Hitlerschen Konzentrationslagern.

Die Zahl der Ausländer, die im Innern Deutschlands zwangsweise festgehalten werden, beträgt mehr als 50 Millionen. Schon diese Tatsache würde es den Amerikanern verbieten, eine «globale Vernichtungswaffe» anzuwenden.

Die Behandlung der Ausländer ist sehr unterschiedlich; die Skala reicht vom barbarischsten Konzentrationslager bis zur Internierung mit Komfort.

Die Kriegsgefangenen – sie zählen nach Millionen – befinden sich, wenn sie Offiziere sind, in den Oflags, wenn Mannschaften, in den Stalags.

In den Rüstungswerken arbeiten Millionen junger Leute, die von der Organisation des «Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz», Fritz Sauckel, aus allen besetzten Ländern ins Reich deportiert wurden.

Es gibt mehrere Tausend «freiwillige Arbeitskräfte», die in ihrem jeweiligen Heimatland einen Arbeitsvertrag unterschrieben haben und den deutschen Arbeitern gleichgestellt sind. Sie werden bei den deutschen Arbeitsämtern geführt.

Und es gibt schliesslich Hunderte von Personen, darunter Staats- und Regierungschefs, die aus den verschiedensten Gründen in Deutschland festgehalten werden und auch auf die verschiedenste Weise, je nach Bedeutung, untergebracht sind.

Etwa hundert Generale und Admirale verbringen ihre Kriegsgefangenschaft auf der Festung Königstein an der Elbe, nahe bei Pirna. Die Festung liegt auf einem Tafelberg, der sich 300 m über dem Fluss erhebt. Im 19. Jahrhundert diente sie als Festungsgefängnis, später als Sanatorium für erholungsbedürftige Offiziere. Den derzeitigen Insassen stehen Ordonnanzen, Köche und anderes Dienstpersonal zur Verfügung.

Der frühere französische Ministerpräsident Léon Blum bewohnt mit seiner Frau eine von der SS streng bewachte kleine Villa, von deren Fenstern man auf die Baracken des Konzentrationslagers Buchenwald blickt. Unter ähnlichen Bedingungen ist Edouard Herriot, Präsident der französischen Nationalversammlung, in Babelsberg interniert. Auch er hat seine Frau bei sich.

In einer Art Festungshaft auf Schloss Itter bei Salzburg befinden sich Paul Reynaud, Edouard Daladier, General Gamelin, Léon Jouhaux, Jean Borotra, der italienische Bankier Georgini und M. Granger, ein Bruder des Schwiegersohns von General Giraud, der seine Inhaftierung auf ein «Missverständnis» zurückführt. Das Schloss liegt auf einer Felsenhöhe; es hat gotische Fenster und einen hohen Turm. Die Gefangenen dürfen Radio hören und nehmen ihre Mahlzeiten an gemeinsamer Tafel ein. Heute gibt es das klassische Sonntagsessen: Kalbsbraten, Kartoffeln, rote Rüben, grünen Salat und Rhabarberkompott. Nach dem Essen wird Schach oder Bridge gespielt. Paul Reynaud hat sich seinen unerschütterlichen Humor und seinen Optimismus bewahrt. Um in Form zu bleiben, treibt er jeden Morgen zusammen mit seiner Sekretärin Christiane Mabire im Park nach den Klängen einer Schallplatte Gymnastik. Léon Jouhaux, der sich mehr Sorgen macht, ist ebenfalls in Begleitung seiner Sekretärin, Madame Brucklein, die im Schloss die Freizeit gestaltet. Den melancholischen General Gamelin bedrückt noch sein Missgeschick vom Jahre 1940: Er gibt alle Schuld an der Niederlage den Generalen George, Corap und Huntzinger sowie gewissen davongelaufenen belgischen und französischen Divisionen; er vergisst auch Dautry und General Colson nicht, die er für die mangelhafte Ausrüstung verantwortlich macht. Borotra spielt mit dem Bankier Georgini Tischtennis. Eine Zeitlang war hier auch Albert Lebrun interniert, der frühere Präsident der Französischen Republik; da er aber an schweren Kreislaufstörungen litt, war es ihm gelungen, nach Frankreich zurückzukehren.

Reichsverweser Horthy, der in dem Augenblick, als er sich anschickte, das deutsch-ungarische Bündnis zu brechen, von einem Skorzeny-Kommando aus Budapest entführt wurde, befindet sich auf Schloss Hirschberg in Bayern.

Leopold III., König der Belgier, ist in dem alten Schloss Hirschstein nördlich von Dresden interniert. Die Wälle dieser früheren Festung, die auf einer Anhöhe liegt und die Elbe be-

herrscht, sind verfallen. Rings um den Park hat man einen drei Meter hohen Zaun aus Maschen- und Stacheldraht angelegt. Den Bewachungsdienst machen sechzig SS-Leute unter Führung des SS-Gruppenführers von Alvensleben und mit Hilfe von Polizeihunden. Mit dem König zusammen interniert sind seine zweite Frau, Liliane Baels, mit der er 1941 in aller Stille in der Schlosskapelle von Laeken getraut wurde, seine Kinder aus erster Ehe, Prinz Baudouin, Prinz Albert, Prinzessin Josephine-Charlotte, sowie aus zweiter Ehe der zweijährige Prinz Alexander und die ihm am nächsten stehenden Personen seines Hofes: sein Ordonnanzoffizier Major Gierst, Vicomte Gatien du Pare, Erzieher des Prinzen Baudouin, M. Weemans, Attaché des königlichen Kabinetts, und ein Teil seines Personals.

Die bulgarischen, serbischen, rumänischen, albanischen Freunde Deutschlands sind sämtlich nach Kitzbühel verbracht worden, darunter Neditsch, der Belgrad mit den deutschen Truppen verlassen hat, und Pavelic, der soeben aus Zagreb floh. Man hat sie auf die verschiedenen Hotels des Kurorts verteilt. Sie benehmen sich laut und streitsüchtig. Manche gebärden sich, als seien sie noch an der Macht.

Bei Oberstdorf im Allgäu haben ihren Zwangsaufenthalt: der frühere italienische Ministerpräsident Nitti, der ehemalige französische Botschafter in Berlin, André François-Poncet, der Chefredakteur der belgischen Zeitung ‚Soir‘, de Becker, Mussolinis Polizeichef Carmine Senise und dessen Adjutant Rosa, der Belgrader Oberbürgermeister Jovanovic, der französische Senator La Grange, Major Hardy, der flämische Nationalistenführer Dr. Ellas, der frühere französische Ministerpräsident Albert Sarraut, Admiral Rizzo, die früheren französischen Minister Bouthillier und La Chambre, General de la Pore du Theil.

Sie alle sind in dem auf 1'200 m Höhe liegenden Ifen-Hotel zwischen Riezlern und Hirschegg untergebracht. Das Hotel ist ziemlich neu, elegant möbliert und sehr gut gehalten. Die «prominenten Gefangenen» erfreuen sich des Diplomatenstatus, einer Art überwachter Freiheit. Am heutigen Sonntagmorgen sind sie fast alle trotz des Schnees um 9 Uhr zur Messe in die kleine Barockkirche von Hirschegg gegangen. Das Bild wird beherrscht vom Schwarz der Frauen in Trauer. Unter den prominenten Gefangenen befinden sich auch die Herzogin von Aosta, eine geborene Guise, deren Mann als Kriegsgefangener in Afrika gestorben ist, und ihre Schwägerin, die Herzogin von

Spoleto, geborene Irene von Griechenland, mit ihrem einjährigen Söhnchen, dem Prinzen Amadeo. Als Begleiter und Ehrenkavaller hat sich ihnen Major Longanesi zur Verfügung gestellt.

Marschall Pétain ist von den Deutschen mit den Resten der «Vichy-Regierung» nach Sigmaringen gebracht worden. Er wohnt im obersten Stockwerk des Schlosses, das auf einem steil über die Donau emporragenden Felsen steht und die Stürme der Zeiten überdauert hat. Von den Fenstern überblickt man die landschaftlich schöne Schwäbische Alb, die hier von der Donau durchbrochen wird. Das Schloss gehört den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Am Anfang des Jahrhunderts traf sich hier die sächsische Kronprinzessin Luise von Toscana mit ihrem Geliebten, dem italienischen Geiger Toselli.

Ein Fahrstuhl bringt den illustren Gefangenen ins siebte Stockwerk in die fürstlichen Gemächer. Die Räume sind riesig. Der Marschall, der nichts von seinem Sarkasmus und seinem Esprit eingebüsst hat, sagt von den Badewannen, sie seien so gross, dass Pferde darin baden könnten. Ein hundert Meter langer Korridor, in dem hier und da Vitrinen mit erlesenen Porzellanstücken stehen, windet sich um die Zimmertüren. Madame Pétain ist dem Marschall, seit er in Vichy verhaftet wurde, nicht mehr von der Seite gewichen. An seinem Fenster kann der 89jährige, auf das verschneite Land hinausblickend, meditieren. Der fallende Schnee scheint alles verhüllen zu wollen; die kleine Stadt, die Kirche, die Donau und die von «Philosophenwegen» durchzogenen Tannenwälder.

Seine ganze Umgebung ist ihm freiwillig in die Gefangenschaft gefolgt: sein Kammerdiener Martial, sein Fahrer Blanchard, der Kradfahrer Santenac, der Polizeinspektor Sarrazin und der Quartiermeister Martineau. In den Zimmern, die sich an sein Appartement anschliessen, sind General Debeney, Admiral Bléhaut und Kapitänleutnant Sacy untergebracht. Doch sein Arzt, Dr. Ménétrél, ist vor ein paar Tagen von der Gestapo verhaftet worden.

Verwalter des Schlosses ist der österreichische Flieger von Tangstein, der an der italienischen Front gekämpft hat und die Nazis verabscheut.

Fast täglich gibt es Fliegeralarm. Im Keller ist ein grosser Luftschutzraum eingerichtet. Aber Pétain sucht ihn niemals auf.

Als de Brinon in Sigmaringen eine «Regierungskommission» bildete und für sich als Chef volle Autorität beanspruchte, ver-

sagte ihm Pétain die Anerkennung. In einem offiziellen Brief an Hitler hat der Marschall seine Stellungnahme bekundet: «Ich bin als Gefangener nach Deutschland gebracht worden. Ich nehme diesen Gewaltakt, der nicht der erste ist, zur Kenntnis und erkläre, dass es mir unmöglich ist, das mir von der französischen Nationalversammlung übertragene Amt des Staatschefs auszuüben. Ich lehne es ab, mich dieser Forderung zu beugen, so wie ich mich 1940 weigerte, Frankreich zu verlassen.»

Deshalb hat er von sich aus alle offiziellen Beziehungen zu den anderen in Schloss Sigmaringen untergebrachten Personen abgebrochen. Er empfängt weder die «amtierenden Minister» de Brinon, Déat, Luchaire, Darnand, Bridoux noch seine früheren Vichyminister Pierre Laval, Bichelonne, Gabolde, Marion, die in den weiträumigen, im Rokostil gehaltenen, mit riesigen verstaubten Bildern, venezianischen Gläsern und silbergeschmückten Sesseln ausgestatteten Salons wohnen.

Heute beginnt Pétain seinen Tag mit Lektüre. Er liest ein paar Seiten aus Talleyrands Memoiren und blättert in einem der zwanzig Bände der Erinnerungen von Madame d'Abrantès. Er wohnt der Messe in der Schlosskapelle bei. Nach dem Mittagessen, das er allein mit seiner Frau einnimmt, hält er die gewohnte Siesta und macht dann, unter Polizeieskorte, eine Spazierfahrt in der blauen Limousine, die er schon in Vichy gehabt hat.

Er wirkt sehr gefasst, obwohl ihn die Nachricht von der am vergangenen Dienstag erfolgten Hinrichtung des Admirals Platon in Limoges und des ihm ergebenen Schriftstellers Brassillach erschütterte. Seiner Gelassenheit liegt das Bewusstsein zugrunde, dass seine undankbare Aufgabe beendet ist. Schon im Juni 1944 sagte er zu Maurice Martin du Gard: «Ich habe nur einen Gedanken: hinhalten, Zeit gewinnen . . . Mancher Franzose macht mir deshalb Vorwürfe . . . Die Alliierten können mir keine Vorwürfe machen. Mit der Unterzeichnung des Waffenstillstands habe ich ihnen das Mittelmeer freigehalten. Ich habe ihnen die Ausgangsbasis in Nordafrika gesichert . . . Als sie dort im November 1942 landeten, waren sie noch nicht genügend vorbereitet. . . Sie sehen also, was 1940 hätte passieren können. Algerien hätte von den Deutschen besetzt werden können, und mit ihm Ägypten, Suez und Gibraltar. . . Ich habe gesagt: ‚Die Geschichte wird über mich urteilen.‘ Ich bin vollkommen ruhig.»

In seinem Herzen lebt noch die Erinnerung an die Ovationen,

die man ihm noch am 26. April 1944 in Paris und später in Nancy, Epinal, Lyon, Dijon und Saint-Etienne dargebracht hat. Er lehnt es ab, Memoiren zu schreiben. «Ich halte es für unnötig. Ich brauche mich weder zu loben noch zu verteidigen. Ich habe stets nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt.»

Als man ihm sagt, er werde bei einer Rückkehr nach Frankreich Gefahr laufen, verhaftet und verurteilt zu werden, antwortet er lächelnd mit einem Satz aus Montherlants ‚La Reine Morte‘, einem Drama, das in Vichy mit Erfolg aufgeführt wurde: «Es ist selten, dass ein Mann von Wert nicht im Gefängnis endet. . .»

Aber er spricht kaum von sich selbst. Lieber verbringt er seine Zeit damit, Meldungen von den Kriegsschauplätzen zu studieren, die Bewegungen an den Fronten zu verfolgen und die Ereignisse zu kommentieren. Er ist erstaunt über die Sowjets.

Von Stalin sagt er: «Welch ein Stratege! Welch ein Diplomat! Welch ein Politiker. Le voilà, der grosse Mann unserer Zeit. . .»

Und häufig zitiert er, mehr im Ernst als im Scherz, den Ausspruch eines Diplomaten: «Im Larousse und in den Geschichtsbüchern wird es später heissen: Adolf Hitler, Bandenchef der stalinistischen Epoche.»

Der Tag bei General Anders

Aus Norditalien, von der Front der amerikanischen 5. Armee, wird heute nur Spähtrupptätigkeit gemeldet. Schneefall und schlechte Sicht behindern grössere Aktionen.

Die mittleren Bomber der *Mediterranean Allied Tactical Air Force* beschränken wegen des schlechten Wetters ihre Angriffe auf die Nachschublinien von Kesselrings Armeen, insbesondere auf Brücken, Verkehrsknotenpunkte in Nordostitalien und auf die Brenner-Strasse.

Eine umfangreichere Operation richtet sich gegen eine starke deutsche Truppenkonzentration um Mantua, während leichte Maschinen den Hafen von Spezia bombardieren.

Einheiten der *Mediterranean Coastal Air Force* und der *Balkan Air Force* belegen Hafenanlagen und Artilleriestellungen an der Küste Dalmatiens sowie Eisenbahnknotenpunkte in Jugoslawien mit Bomben. Die grossen Bomber der *Strategie Air Force* können bei dem schlechten Wetter nicht aufsteigen. Bei einer Gesamtzahl von 900 Einsätzen wird nur ein einziges alliiertes Flugzeug als vermisst gemeldet.

Italien ist der Kriegsschauplatz, über den es zu den schärfsten Auseinandersetzungen zwischen dem amerikanischen und dem britischen Oberkommando – und auch zu den heftigsten Polemiken zwischen der amerikanischen und der britischen Presse gekommen ist.

Die Entwicklung dieser Uneinigkeit lässt sich in drei Phasen einteilen.

Die erste fällt etwa in die Zeit der Casablanca-Konferenz. Dezember 1942 bis Januar 1943.

Roosevelt forderte damals die Herausgabe eines Kommunique, mit dem bekanntgemacht werden sollte, dass die Alliierten bis zur *bedingungslosen Kapitulation* Deutschlands, Italiens und Japans kämpfen würden. Er verfolgte dabei die Nebenabsicht, mehr Schwung und Tempo in die Kriegsanstrengungen der Alliierten zu bringen. Churchill widersetzte sich heftig dieser Idee. Er wandte ein, dass hierdurch die Völker Deutschlands, Italiens und Japans sich nur noch fester um ihre Führer scharen würden. Die Folge werde sein, dass der Krieg sich noch weiter in die Länge ziehe und mörderischer werde. Beiläufig wies er, mit einem feinen Lächeln, darauf hin, dass der dritte Verbündete, Russland, sich nicht mit Japan im Kriege befinde und mit ihm sogar einen von Molotow und Matsuoka unterzeichneten Freundschaftsvertrag geschlossen habe.

Schliesslich stellte Roosevelt den britischen Premier und die ganze Welt vor ein *fait accompli*. Das geschah am 24. Januar 1943 in einer maurischen Villa in Anfa, einem Vorort von Casablanca. Im Park hatten sich einige Journalisten eingefunden, die erfahren hatten, dass Roosevelt und Churchill seit zehn Tagen in Anfa konferierten. Roosevelt war es gerade gelungen, General de Gaulle und General Giraud, seit Darlans Tod Rivalen um die Macht in Algier, mehr oder weniger auszusöhnen. Diese von Roosevelt gestiftete Zwangsehe nannten die Amerikaner «Revolverhochzeit». Als Roosevelt und Churchill das Konferenzzimmer verliessen, sahen sie sich plötzlich von Jour-

nalisten umringt. «Die Pressekonferenz», erzählte der Präsident später seinem Sohn Elliott, «kam unvermutet. Weder Winston noch ich hatten Zeit gehabt, uns darauf vorzubereiten. Alles war improvisiert. Plötzlich fiel mir ein, dass man General Lee den Spitznamen ‚Old unconditional surrender‘ gegeben hatte, und so sagte ich: Wir werden bis zur bedingungslosen Kapitulation Deutschlands, Italiens und Japans kämpfen. Der Satz war mir entschlüpft, ehe ich mir darüber Rechenschaft ablegen konnte . . .»

Danach wäre also die wichtigste Entscheidung des ganzen Krieges in einer Stegreifauslassung gefallen.

In Wahrheit jedoch hat Roosevelt seinem Sohn eine etwas romantische Darstellung gegeben. Die Entscheidung war Gegenstand langer, heftiger Diskussionen auf der Casablanca-Konferenz gewesen. Churchill hatte sich mit seiner Forderung durchgesetzt, dass ein solcher Beschluss, selbst wenn er angenommen sei, keinesfalls veröffentlicht werden dürfe.

Man muss in Roosevelts Auslassung eine vorsätzliche Indiskretion sehen, denn er wusste genau, dass Churchill in Gegenwart der Journalisten weder widersprechen noch dementieren konnte und genötigt sein würde, durch Schweigen die vollständige anglo-amerikanische Solidarität zu bekunden. Als der britische Premier wenige Tage später im Londoner Kriegskabinett von seinen Ministern Attlee und Bevin zur Rede gestellt wurde, weil er sie in Unkenntnis dieser «furchtbaren und unheilvollen Entscheidung» gelassen habe, antwortete er nur mit einem unverständlichen Brummeln, dessen tiefere Bedeutung ihm allein bewusst war.

Nicht dass Churchill an und für sich gegen eine solche Entscheidung gewesen wäre. Sie entsprach seinem Temperament. Aber er hatte gewollt, dass man sich sorgfältiger überlegte, zu welchem Zeitpunkt man seine Unversöhnlichkeit bekanntgebe.

Mehrmals hat er dann noch versucht, eine Abschwächung der Formulierung und eine Präzisierung der grundsätzlichen Forderungen der Alliierten zu erreichen.

Er brachte die Angelegenheit wieder zur Sprache im November 1943, nach der Teheran-Konferenz, auf der selbst Stalin die Ansicht geäußert hatte, die Formel «bedingungslose Kapitulation» diene nur dazu, Einheit und Kampfwillen des deutschen Volkes zu stärken.

Er insistierte erneut im Januar 1944, als er erfuhr, dass General Eisenhower über seinen politischen Berater William Philips

den damaligen amerikanischen Außenminister Cordell Hull hatte fragen lassen, ob Roosevelt die von Stalin gemachten Bemerkungen nicht in Betracht zu ziehen gedenke.

Im März 1944 wählte er einen Umweg, um den Präsidenten von seiner Idee abzubringen: die mehr und mehr sichtbar werdende Tendenz der Aufweichung bei den Satellitenstaaten Deutschlands. Am 17. bat Eden den englischen Botschafter in Washington, Lord Halifax, mit Rücksicht auf die Satellitenstaaten den ausdrücklichen Verzicht auf die Klausel «bedingungslose Kapitulation» vorzuschlagen.

Im April, am Vorabend der Landung in der Normandie, versuchte Churchill, eine Demarche der Generale Eisenhower und Bedell Smith für seine Ziele auszunutzen. Die Generale hatten den Präsidenten gebeten, einen Schritt zu unternehmen, der geeignet sei, der Goebbels-Propaganda den Wind aus den Segeln zu nehmen: Deutschlands Presse und Rundfunk machten ausgiebig Gebrauch von der unversöhnlichen Haltung der Alliierten, indem sie der «bedingungslosen Kapitulation» das «bedingungslose Vertrauen» und das berühmte, tausendmal am Tag wiederholte «Wir kapitulieren nie!» entgegensetzten.

Im Mai ergriff Churchill, von neuen Gesichtspunkten ausgehend, wiederum die Initiative: Am 1. Mai hatte Stalin, der sein eigenes Spiel betrieb, alle Völker der Satellitenstaaten Deutschlands in einem feierlichen Appell aufgerufen, «sich von ihren Tyrannen loszusagen».

Im Juli und August machte Churchill dem Präsidenten erneut Vorstellungen: In Moskau war am 21. Juli mit Billigung Stalins und unter dem Vorsitz des in Stalingrad geschlagenen deutschen Feldmarschalls Paulus das «Nationalkomitee Freies Deutschland» gegründet worden. Das Komitee hatte über den Rundfunk und mittels Flugblätter, die hinter den deutschen Linien abgeworfen wurden, ein Manifest verbreiten lassen, das die ‚Prawda‘ auf der Titelseite abdruckte. Darin wurde das deutsche Volk aufgefordert, eine «wahrhaft deutsche Regierung» zu bilden, die sofort die militärischen Operationen einstellen, die deutschen Truppen an die Reichsgrenzen zurückführen und unter Verzicht auf alle eroberten Gebiete Friedensverhandlungen einleiten solle. So werde Deutschland den Frieden und die volle Gleichberechtigung mit den anderen Nationen erlangen.

Alle Mühen Churchills waren vergebens.

Roosevelt blieb beharrlich.

Sooft die Sache zur Sprache kam, wurde er ärgerlich; bisweilen geriet er sogar ausser sich; Unerschütterlich hielt er an seiner «bedingungslosen Kapitulation» fest.

Die zweite Phase der Unstimmigkeiten setzte in den ersten Monaten des Jahres 1943 ein, als Engländer und Amerikaner an die Aufstellung grosser strategischer Pläne gingen, und zog sich über das ganze Jahr hin.

Roosevelt und General Marshall befürworteten die Landung starker Kräfte an der französischen Kanalküste. Sie wollten die Kriegsanstrengung auf ein Gebiet konzentrieren, das möglichst nahe an der deutschen Grenze und den lebenswichtigen Industrien Deutschlands gelegen war. «Unser Angriff muss auf Deutschland direkt abzielen», sagte Marshall. Und Leahy: «Legen wir auf die Schläfe des Raubtiers an!» Sie glaubten, damit auch Stalins ständigen, bisweilen zornig vorgebrachten Forderungen nach Errichtung einer zweiten Front besser entsprechen zu können.

Churchill und seine militärischen Berater, Marschall Alan Brooke, Lord Mountbatten und General Ismay, waren der Ansicht, dass eine solche Operation, so verlockend einfach sie auch aussehen mochte, zu viele Risiken und Imponderabilien in sich barg. Wenn sie scheiterte, meinten sie, käme es zu einer fürchterlichen Katastrophe. Sie hielten es für besser, die Streitkräfte für Angriffe auf Südeuropa zu massieren: Italien, Jugoslawien, Griechenland, nach Möglichkeit auch Bulgarien. «Das Krokodil hat sein Maul noch gefährlich weit geöffnet», schnaubte Churchill, «greifen wir es am verletzlichsten Körperteil an; am Bauch.» Die Engländer verhehlten nicht, dass sie darin den einzigen Weg sahen, um nicht allein Deutschland mit Sicherheit und ohne vermehrte Risiken schnell an seinem Lebensnerv zu treffen, sondern um vor allem auch in Belgrad, Wien, Prag und den meisten osteuropäischen Hauptstädten den sowjetischen Truppen zuvorzukommen.

Doch der Stärkere setzte sich mit seiner Ansicht durch. Die Engländer mussten, wenn auch murrend, nachgeben.

«Das Ärgerliche ist», sagte Roosevelt zurzeit der Teheran-Konferenz, «dass Winston zu sehr an die Nachkriegszeit denkt. Er fürchtet, die Russen würden zu stark werden... Ich sehe nicht ein, weshalb wir das Leben amerikanischer Soldaten allein zu dem Zweck opfern sollen, die britischen Interessen auf dem europäischen Kontinent, ob tatsächliche oder imaginäre, zu schützen...»

Das Ärgerliche für Churchill war, dass sein Verbündeter ihn ganz offen des Imperialismus – und wegen seines Bemühens, den Seeweg nach Indien zu sichern, auch des Kolonialismus – verdächtigte. Gewiss spielten imperialistische Erwägungen eine Rolle bei Churchill, aber nicht so ausschliesslich, wie es ihm unterstellt wurde. Die Folge waren Reibungen zwischen den beiden Alliierten auf höchster Ebene, die unter allen Umständen hätten vermieden werden müssen.

Die dritte Phase der englisch-amerikanischen Spannungen begann Ende Juni 1944, nach der geglückten Landung in der Normandie (Operation «Overlord»), als es darum ging, den Rückzug der deutschen Truppen abzuschneiden.

Roosevelt und das Pentagon bestanden auf einem zweiten Landungsunternehmen in Frankreich, und zwar an der Küste der Provence (Operation «Anvil»). Sie dachten an eine Lösung von verhältnismässig bescheidenem Umfang, an eine «kleine Zangenbewegung», bei der die besten Einheiten der deutschen Wehrmacht in wenigen Wochen aufgerieben werden sollten.

Churchill und Alan Brooke dagegen nahmen – unterstützt von einem jungen, brillanten amerikanischen Fliegergeneral namens Norstad – die Gelegenheit wahr, eine ihnen teure Idee wieder aufzunehmen: Keine Landung in Südfrankreich, sondern eine umfassende Offensive in Italien, Dalmatien und Griechenland – die «grosse Zangenbewegung», die sie für weitaus besser und wirksamer hielten.

Doch wiederum gaben Roosevelts Ansichten den Ausschlag. Marshall war hartnäckiger als Churchill gewesen.

So wurde denn schliesslich die Operation «Anvil» durchgeführt.

Daher ist es an der italienischen Front, wo einige Monate vorher, zurzeit der Einnahme Roms, so heftig um den Monte Cassino gerungen worden war, ruhiger als an allen anderen Fronten.

Die Kampflinien sind hier erstarrt.

Kampftätigkeit herrscht allein in der Luft. Die alliierten Luftstreitkräfte unter Befehl der Generale Saker und Cannon stören, ihre dreissigfache Überlegenheit ausnutzend, die gegnerischen Verbindungswege.

Kesselring verfügt über 27 Divisionen, deren Kampfmoral ungebrochen ist, doch mangelt es ihm an Treibstoff, um den

23 bestens ausgerüsteten und hervorragend gepflegten Divisionen Clarks entgegenzutreten, die aus britischen, indischen, kanadischen, amerikanischen, brasilianischen und polnischen Einheiten zusammengesetzt sind.

Die Deutschen befinden sich in einer ungünstigen Position, mit dem Rücken zum Po. Kesselring hätte daher Norditalien lieber geräumt und seine Truppen in die schwer einzunehmenden Stellungen an der Etsch zurückgezogen. Aber auch hier hat Hitler, genau wie für die Truppen am Rhein und in Kurland, strikten Befehl gegeben, keinen Fussbreit Boden preiszugeben.

General Mark Clark hat erst kürzlich den Oberbefehl über die in Kampfberührung mit den deutschen Streitkräften stehende 15. Armeegruppe übernommen. Höchstkommmandierender an der italienischen Front ist der britische Marschall Alexander, der im Dezember Marschall Wilson abgelöst hat. Sein Hauptquartier, ein Zeltlager am Ufer des Sees von Bolsena, steht unter hohen Kastanienbäumen, und von seinem Wohnzelt aus hat er einen herrlichen Blick auf die umbrische Landschaft jenseits des Sees.

Die amerikanische 5. Armee, die Florenz eingenommen und die Apenninpässe bezwungen hat, hält den ganzen westlichen Abschnitt besetzt. Rechts von ihr schliesst sich die unter General McCreery stehende 8. Armee an, die, am Adriaufer operierend, im Oktober nach harten Kämpfen im Gebiet von Rimini den Rubikon überschritten hat. Ihr gegenüber stehen vier deutsche Divisionen. Sie hat die Aufgabe, sich entlang des im Dezember erreichten Flusses Senio zu behaupten und die Verkehrsknotenpunkte Faenza und Forli zu decken.

Diese 8. Armee ist fraglos die internationalste Truppe unter den kämpfenden Verbänden. An ihrem rechten Flügel steht das kanadische I. Korps, in der Mitte das britische V. Korps, dem auch die indische 10. Division angehört.

Am rechten Flügel aber, dem neuralgischen Abschnitt, ist das polnische 11. Korps unter General Wladyslaw Anders eingesetzt. Es setzt sich aus zwei Divisionen zusammen, die an den Kämpfen um den Monte Cassino hervorragend beteiligt waren: der polnischen 5. Grenzjägerdivision und der 3. Karpatenjägerdivision. Der von Anders befehligte Abschnitt verläuft quer durchs Gebirge. Bei den Polen herrscht am heutigen Tage fraglos die gedrückteste Stimmung, denn in Jalta fallen die Würfel über das Schicksal ihres Vaterlandes.

Will man das polnische Problem darstellen, wie es sich in der Stunde von Jalta einerseits den Polen selbst, andererseits den Grossen Drei und schliesslich der übrigen Welt darstellt, so schildert man am besten das Leben des Generals Wladyslaw Anders, das symptomatisch ist für die Leiden seines Vaterlandes.

Der Krieg begann für General Anders, der vom ersten Tage an an der Front stand, mit dem aussichtslosen Kampf gegen von Bocks Panzer. Doch der Feldzug endete für ihn mit dem Widerstand gegen die Rote Armee, die die geschlagenen polnischen Truppen daran hinderte, in südlicher Richtung nach Ungarn auszuweichen. In der Nähe des Dorfes Zadowka geriet er verwundet in russische Gefangenschaft und durchlief dann die ganze, sattsam bekannte Skala sowjetischer Verhöre. So sah er sich eines Tages dem russischen General Tjulenjew gegenüber, der ihm sagte: «Die Sowjetunion macht ihre eigene Politik.»

Es war die Zeit, in der die UdSSR noch mit Hitler paktierte und ganze Züge voll junger Polen und polnischer Soldaten nach Osten deportierte. Anders machte die erste Bekanntschaft mit dem Gefängnis. Man steckte ihn in eine unsagbar schmutzige Zelle der Lemberger Haftanstalt, Pelczynska-Strasse Nr. 1, deren Leiter Oberst Krasnow, einer der höchsten NKWD-Chefs, war. Nach monatelangem Aufenthalt in dieser Hölle wurde er mit anderen Offizieren und hohen Beamten in fensterlosen Gefängniswagen nach Moskau transportiert. Diese Wagen, von den russischen Häftlingen *Tschornyi Woran* (schwarze Raben) genannt, wurden im Innern lediglich durch eine einzige schwache Glühbirne erhellt. Im Moskauer Gefängnis Buturki tat man ihn in Einzelhaft, wo ihm die Wächter zunächst einmal das Medaillon mit der Mutter Gottes von Tschenstochau vom Halse rissen; dann kam er ins Lubjanka-Gefängnis, in eine Gemeinschaftszelle, wo er von der französischen Niederlage und vom Fall von Paris erfuhr. Hier lernte er die verschiedensten russischen politischen Gefangenen kennen: Opfer der Prozesse gegen Schachtynski (1928), Promparti (1950), die Menschewiken (1931), die Kulaken (1934) und Tuchatschewski. Im Lubjanka verbrachte er, von Hunger und Ungeziefer gequält, zwanzig lange Monate.

Alles wurde anders, als Hitler mit seinen Armeen in Russland einfiel. Zunächst wurde die Haft gemildert. Dann, am 4. August 1941, wurde Anders, nachdem man ihn unter die Dusche

gestellt und ihm saubere Kleidung gegeben hatte, in einen grossen, komfortabel eingerichteten Büroraum des Lubjanka-Gefängnisses geführt. Hier erwarteten ihn zwei Männer in Zivil, die ihm Tee anboten. Es waren zwei der engsten Mitarbeiter Stalins; Merkulow und L. P. Berija.

«Wir haben nur ein Ziel: die Vernichtung Deutschlands», sagte Berija. Aufgrund eines soeben getroffenen Abkommens zwischen Russland und England einerseits und zwischen Russland und der polnischen Exilregierung in London andererseits würden alle in sowjetischen Gefängnissen oder Lagern inhaftierten Polen amnestiert und unverzüglich freigesetzt werden. Es solle eine polnische Armee aufgestellt werden, und zwar – auf Wunsch der polnischen Regierung in London – unter dem Befehl von General Anders, dessen «enorme Begabung», wie Berija hinzufügte, in ganz Russland bekannt sei.

Ein Wunder. Kaum zu glauben, aber wahr.

Fortan wurde Anders mit Gunstbezeugungen überhäuft. «Ich verliess das Gefängnis ohne Strümpfe», erzählt er, «mit einer Unterhose, die den Stempel ‚NKWD-Gefängnis‘ trug, dafür aber in der Limousine des obersten NKWD-Chefs.»

In Zusammenarbeit mit General Schukow, der sein Hauptquartier in Busuluk, einer kleinen Stadt mit ärmlichen Holzhäusern, hatte, versuchte dann Anders, seine Armee zu organisieren. Er begann, verschickte und verschollene polnische Soldaten ausfindig zu machen. Es gelang ihm, Männer aus den Straflagern im hohen Norden und sogar aus dem berüchtigten Lager Kolyma herauszuholen, dessen Insassen in Goldbergwerken arbeiten mussten. Vergebens jedoch suchte er monatelang nach 20'000 polnischen Offizieren, die aus den Lagern Starobjelsk, Kosielsk und Ostaschkow verschwunden waren.

Am 3. Dezember 1941 wurde Anders zusammen mit General Sikorski, dem damaligen polnischen Regierungschef, von Stalin im Kreml empfangen. Der bewirtete sie mit einem üppigen Diner. Den beiden Polen ging es bei diesem Besuch darum, den Abtransport der polnischen Armee nach Persien sicherzustellen, da man ihnen in Russland in dieser Beziehung die grössten Hindernisse in den Weg legte. Sie schnitten auch die Frage der polnischen Nachkriegsgrenzen an, wobei Stalin zu ihrer Überraschung ausweichende Antworten gab.

Sikorski: «Sie selbst sagen doch, dass Lemberg eine polnische Stadt ist.» Stalin: «Gewiss, aber darüber müssen Sie mit den Ukrainern diskutieren.» Sikorski: «Mit den Ukrainern? Es

handelt sich doch um eine reine Territorialfrage.» Stalin: «Wir werden uns schon über unsere gemeinsamen Grenzen einigen, und zwar noch vor der Friedenskonferenz, sobald einmal die polnische Armee im Kampf steht. Und jetzt lassen wir diese Frage auf sich beruhen. Seien Sie unbesorgt, wir werden Ihnen kein Unrecht zufügen .. .»

Dieses Gespräch ist sehr bezeichnend für den gesamten russisch-polnischen Dialog. Sikorski, ein ebenso klarsehender wie mutiger Mann, wollte bereits die territoriale Integrität Polens sichergestellt sehen, während Stalin mit der Unterscheidung zwischen polnischen und nichtpolnischen Bewohnern Lembergs und ganz Ostpolens schon Vorbehalte bezüglich der künftigen Grenzen anmeldete.

Sikorski und Stalin unterzeichneten jedoch eine gemeinsame Erklärung, derzufolge sie sich zu gegenseitigem militärischem Beistand für die Dauer des Krieges verpflichteten, bis zu dem Tag, an dem man an «die Bestrafung der Kriegsverbrecher und die Herstellung eines gerechten und dauerhaften Friedens» schreiten könne.

Bald darauf wurde die polnische Armee auf Drängen Londons und Washingtons nach Persien verlegt, wo sie von den Amerikanern mit Waffen und Material ausgerüstet wurde. Stalin konnte sich dem nicht widersetzen: Zu jener Zeit bemühten sich die russischen Armeen noch verzweifelt, den Ansturm der Deutschen abzuwehren. Um seinen guten Willen zu zeigen, schenkte er General Anders sogar zwei Pferde, als dieser sein Hauptquartier in Jangui-Jul aufschlug.

Etwa 115'000 polnische Soldaten und Zivilisten wurden von Russland nach Persien transportiert, darunter sogar Polen weissrussischer und ukrainischer Abstammung sowie Juden, die die Russen hatten zurückhalten wollen. «Die Juden sind schlechte Soldaten», hatte Stalin zu Sikorski gesagt. Die Transporte gingen über die Sammellager bei Aschchabad und Krasnowodsk. General Anders selbst nahm am 19. August 1942 das Flugzeug von Taschkent nach Teheran, nachdem er mit Schukow und anderen sowjetischen Generalen Abschied gefeiert hatte. Bei der Zwischenlandung in Aschchabad sollte er zum letzten Mal das Lied hören, das damals in ganz Russland gesungen wurde: *Ja drugoi takoi strany nje snajudje tak wolno dychet tshellowjekl* (Weit ist mein Heimatland, das Land der Felder, Wälder und Flüsse. Ich kenne kein Land, in dem der Mensch freier atmen könnte).

Im Mittleren Osten wurde Anders dem Befehlshaber der briti-

sehen Truppen im Iran und im Irak, General Wilson, genannt «Jumbo», und dem Oberkommandierenden Mittel-Ost, Sir Harold Alexander, unterstellt. Sein Hauptquartier richtete er zunächst in Pahlewi am Kaspischen Meer, später in Kisil Ribat im Irak ein.

Am 11. April 1945 erfuhr die Welt durch den deutschen Rundfunk von der Entdeckung eines Massengrabes bei Katyn mit den Überresten von 11'000 polnischen Offizieren. General Sikorski konnte sich wegen einer Untersuchung nur an das Internationale Rote Kreuz wenden. Am 25. April nahm die Sowjetunion Sikorskis Ersuchen zum Vorwand, mit der polnischen Regierung zu brechen. «Da die *derzeitige* polnische Regierung», liess sie wissen, «auf diesem Wege Verbindung mit der Hitler-Regierung aufnimmt, hat sie aufgehört, Bündnisbeziehungen zur Sowjetunion zu unterhalten, und eine feindselige Haltung gegen sie an den Tag gelegt.» Damit begann der offene Konflikt zwischen Russen und Polen. Die sowjetische Presse wetterte gegen die «Londoner Polen». Ein russischer Sender, Radio Kosciusko, verbreitete Tag für Tag die giftigsten Nachrichten und Kommentare. Die «Union Polnischer Patrioten», gegründet von Wanda Wassilewska – die auch die in Kuibyschew in polnischer Sprache erscheinende kommunistische Zeitschrift ‚Neue Horizonte‘ herausgab –, zögerte nicht, über Sikorski und Anders herzufallen.

Und in Übereinstimmung mit der ‚Prawda‘ und der ‚Iswestija‘ begannen die Bulletins der sowjetischen Botschaft in Washington Artikel herauszubringen, die bald auch von gewissen nach links tendierenden amerikanischen Zeitungen abgedruckt wurden, Artikel, in denen man nachzuweisen suchte, dass die «Curzon-Linie» die einzige vernünftige Grenze zwischen Polen und Sowjetrussland sei.

Die «Curzon-Linie» war 1920 von Lord Curzon, dem damaligen britischen Aussenminister, als Provisorium vorgeschlagen worden, um einen Waffenstillstand zwischen Russland und Polen zu erleichtern. Die polnischen Truppen wurden zu der Zeit von englisch-französischen Verbänden unterstützt. Diese Demarkationslinie war weder von den Russen noch von den Polen anerkannt worden. Sie verlief, beginnend an der Südspitze Litauens, entlang Njemen und Bug bis zur ehemaligen russisch-österreichischen Grenze, das heisst bis zur Nordgrenze Ostgaliziens, das damals noch nicht offiziell dem polnischen Staat einverleibt worden war. Als Lord Curzon am 11. Juli 1920 in

einer mit Billigung Clemenceaus verfassten Note an die Sowjets die Linie genauer bezeichnete, die in den Klauseln des in Aussicht genommenen Waffenstillstandsabkommens zwischen Russland und Polen erscheinen sollte, hatte er sie von sich aus bis zur tschechoslowakischen Grenze verlängert, wobei Przemysl auf die polnische Seite fiel und Lemberg auf die russische. Nach der Niederlage, die die Russen im August 1920 vor Warschau erlitten, wurde im Friedensvertrag von Riga der Verlauf der russisch-polnischen Grenze um 150 km östlich der Curzon-Linie festgelegt, wodurch Polen einen Gebietszuwachs von 180'000 qkm erlangte. So war also, genaugenommen, die Curzon-Linie niemals eine Grenze gewesen. Ihr Name tauchte erst wieder auf, als in den Kommuniqués zum Molotow-Ribbentrop-Abkommen vom 28. September 1939 verkündet wurde, der polnische Staat habe aufgehört zu existieren und die Curzon-Linie stelle die neue Grenze zwischen dem Deutschen Reich und der UdSSR dar. Daher müsste man eigentlich von der «Ribbentrop-Molotow-Linie» sprechen.

Sikorski, erschrocken über Stalins Gebietsansprüche, war sich im Klaren, dass es für ihn nur eine Chance gab: sich ganz auf die Seite der Anglo-Amerikaner zu schlagen und ihnen mit voller Kraft beizustehen, um sie dadurch zu uneingeschränkter Unterstützung zu verpflichten.

Polnische Flieger hatten bereits an der Luftschlacht um England teilgenommen und eine Einheit innerhalb der Gruppe 303 gebildet. In Libyen und Tobruk hatten sich die 3. Karpatenjägerdivision unter General Stanislas Kopanski und ein Regiment Karpatenulanen ausgezeichnet.

Anders erhielt von Sikorski Weisung, die Ausbildung seiner Truppen voranzutreiben und die Vorbereitungen zu ihrem Einsatz zu beschleunigen.

Doch dann traf Polen ein schwerer Schicksalsschlag. Am 5. Juli kam General Sikorski in Gibraltar, auf der Rückkehr von einer Inspektion polnischer Truppen in Ägypten, bei einem Flugzeugunglück ums Leben.

«Dieser hervorragende Mann», schreibt de Gaulle, «der genügend Ansehen besass, um die Leidenschaften seiner Landsleute in Schach zu halten und sich in der Welt Gehör zu verschaffen, war unersetzlich. Gleich nach seinem Tod spitzte sich die polnisch-russische Krise zu.»

Den neuen polnischen Regierungschef, Mikolajczyk, belasteten dazu unerwartete Sorgen: Engländer und Amerikaner schie-

nen jetzt mehr und mehr geneigt, Stalins Thesen bis zu einem gewissen Grade zuzustimmen. Sie machten kein Hehl aus ihrer Gewissenhaftigkeit wegen der Unnachgiebigkeit der Polen.

Obwohl sich die polnischen Truppen am Monte Cassino heldenhaft geschlagen hatten, erschienen ab Dezember 1943, nach der Konferenz von Teheran, in der englischen und amerikanischen Presse immer mehr Artikel, die die Curzon-Linie als neue Ostgrenze Polens befürworteten, während die sowjetische Propaganda gegen die «Londoner Polen» an Stärke nicht nachliess.

Den nächsten Schlag versetzte Winston Churchill den Polen. Am 22. Februar 1944 erklärte er im Unterhaus, er sei bereit, die Curzon-Linie als ernsthafte Diskussionsbasis in Betracht zu ziehen. «Marschall Stalin und ich», fügte er hinzu, «sind uns einig, dass dann Polen auf Kosten Deutschlands im Norden und Westen entschädigt werden muss . . .»

In seiner Verzweiflung versuchte Mikolajczyk, alle seine Trümpfe auszuspielen.

Er schickte General Anders zum Papst. «Der Heilige Vater», notierte Anders, «ist sich vollauf bewusst, welche Gefahr der Kommunismus für die ganze Welt bedeutet. Er setzte den sowjetischen Imperialismus mit dem hitlerschen gleich.» Pius XII., dem der General den Elfenbeinstab des Abts vom Kloster Monte Cassino überreichte, vermochte zunächst nichts anderes zu tun, als diese Geste mit der Verleihung des Ordens «Defensor Civitatis» zu erwidern.

Am 11. Januar 1944 gab die UdSSR öffentlich bekannt, dass sie «die 1939 Russland wieder angegliederten Ostgebiete Polens als Teil der Sowjetunion» ansehe. Da es Mikolajczyk nicht gelang, auf diplomatischem Wege Engländer und Amerikaner zu einem Protest zu veranlassen, beschloss er, die Angelegenheit mit Präsident Roosevelt persönlich zu besprechen.

Er wurde in Washington mit grossem Zeremoniell empfangen und wohnte sogar im *Blair House*, das den prominentesten Gästen der amerikanischen Regierung vorbehalten ist. «In Bezug auf die endgültige Regelung der polnischen Frage», versicherte Roosevelt am 7. Juni 1944, «bin ich optimistisch. Ich bin überzeugt, dass Polen wieder ein starker, unabhängiger Staat werden wird. Stalin ist Realist und sehr geschickt, *very deft*. Bei aller Boshaftigkeit hat er Sinn für Humor.» Diese besondere Art von Humor, sagte Roosevelt, verstehe sein «armer Freund Winston» nicht immer. In Teheran zum Beispiel, wo Stalin einen Trink-

spruch auf den «Tod von mindestens fünfzigtausend deutschen Offizieren» ausgebracht, habe er, Roosevelt, sofort begriffen, dass Stalin auf die Vernichtung von Militarismus und Junkertum habe anspielen wollen. Aber Winston sei die Pointe entgangen. Er habe missgelaunt erwidert, er könne sich einem derartigen Trinkspruch nicht anschliessen, da England «niemals ein Massaker von Kriegsgefangenen zulassen würde». Stalin habe darin eine Beleidigung gesehen und Winston «einen finsternen Blick» zugeworfen. «Ich habe die Situation dadurch gerettet», fügte Roosevelt hinzu, «dass ich eine kleine Änderung von Stalins Trinkspruch vorschlug: ‚Mögen 49'500 deutsche Offiziere im Kampf den Tod finden!‘»

Die Bestürzung Mikolajczyks wie auch des polnischen Botschafters in Washington, Jan Ciechanowski, der bei der Unterredung zugegen war, muss Roosevelt aufgefallen sein.

Er beeilte sich, hinzuzusetzen: «Allerdings muss man bei den Russen stets wachsam sein.»

«Die Sowjets», bemerkte Mikolajczyk, «scheinen jegliche russisch-polnische Verständigung von der Annahme von Bedingungen abhängig zu machen, die mit Polens Souveränität und Unabhängigkeit unvereinbar sind.»

«Sie haben recht», räumte Roosevelt ein, «aber bedenken Sie, dass es fünfmal mehr Russen als Polen gibt und dass ein Nachbar wie Russland imstande ist, Polen zu schlucken, wenn es sich seinen Wünschen nicht beugt. Ich glaube jedoch nicht, dass die Sowjets die Absicht haben, Polen zu vernichten. Im Übrigen dürfte ein solches Unternehmen selbst für Russland nicht einfach sein. Stalin weiss, dass sich dem die Vereinigten Staaten und die öffentliche Meinung Amerikas entschlossen widersetzen würden . . .» Und er fügte hinzu, indem er sich zu dem Polen hinüberneigte: «Wir sind beide Politiker. Also werden Sie mich verstehen. Ich stehe in einem Wahljahr. Es ist mir nicht möglich, offiziell zugunsten des polnischen Problems zu intervenieren oder Stalin meine Vermittlung anzutragen . . . Dass ich nicht Mittler sein kann, soll mich indes nicht daran hindern, mässigen Einfluss im polnisch-sowjetischen Zwist auszuüben . . .»

Als Mikolajczyk glaubte, die ihm von General de Gaulle bekundete Sympathie erwähnen zu müssen, verdüsterte sich Roosevelts Gesicht, und er schnitt dem Polen das Wort ab: «De Gaulle ist empfindlich wie eine Diva.»

Für Mikolajczyk begann nun eine leidvolle Pilgerfahrt, erst nach Moskau, dann nach London, dann wieder nach Moskau.

Hier wurde er von Stalin am 13. Oktober 1944, im Beisein Churchills, im sowjetischen Aussenministerium empfangen. An der Zusammenkunft nahmen teil: russischerseits Stalin, Molotow und Gusew, britischerseits Churchill, Eden und Botschafter Kerr, polnischerseits Mikolajczyk, Romer und Grabski, sowie als Beobachter der amerikanische Botschafter Harriman.

Stalin eröffnete das Spiel mit der Bemerkung, in Lublin bestehe ein «Polnisches Nationales Befreiungskomitee», dem die «Verwaltung der befreiten Gebiete» obliege. Es sei «unrealistisch, die Existenz des Komitees zu ignorieren», und da «es jetzt zwei rivalisierende polnische Regierungen gibt, besteht nur eine einzige Möglichkeit: sie zu einer Regierung zu vereinen».

Zur Überraschung der Polen unterstützte Churchill nunmehr vollauf Stalins Standpunkt, setzte jedoch hinzu, dass Polen mit «Ostpreussen und Schlesien» entschädigt werden würde.

Als Mikolajczyk ein wandte, er sei nicht befugt, die Curzon-Linie zu akzeptieren, wurde Stalin wütend und nannte ihn einen «Imperialisten».

Dann machte Molotow eine sensationelle Eröffnung: «Es erscheint mir notwendig, *die Anwesenden* daran zu erinnern, dass Präsident Roosevelt in Teheran seine Zustimmung zur Curzon-Linie als polnisch-sowjetische Grenze gegeben hat. Er hat damals erklärt, dass er diese Lösung sowohl für Polen wie für die UdSSR als richtig ansehe, bat jedoch darum, seine Stellungnahme bis zur Neuregelung nicht bekanntwerden zu lassen. Da dem so ist, müssen wir davon ausgehen, dass die Curzon-Linie nicht allein von Sowjetrußland und Grossbritannien, sondern von allen drei Hauptalliierten akzeptiert wurde.»

Da Harriman, der ebenfalls in Teheran zugegen gewesen war, Molotows Behauptung nicht dementierte, schien der Fall klar zu sein.

Im Verlauf mehrerer vertraulicher Gespräche zwischen Engländern und Polen verstärkte Churchill den Druck auf Mikolajczyk: «Diese polnischen Streitigkeiten dürfen den europäischen Frieden nicht gefährden . . . Ich werde die ganze Welt über die absurde Haltung der polnischen Regierung aufklären, und wenn dann ein neuer Krieg ausbricht, der 25 Millionen Menschenleben kostet, wird Polen dafür verantwortlich sein. . . Die Russen werden Ihr Land überschwemmen und Ihr Volk liquidieren . . . Ich verabscheue die Leute von Lublin, aber begreifen Sie doch, dass Polen nach den Bedingungen unseres Abkommens nichts ande-

res als die Pripjetsümpfe und ein paar Millionen Einwohner verlieren wird, die in Wirklichkeit keine Polen, sondern Ukrainer sind.»

Eine Besprechung zwischen «Londoner Polen» und «Lubliner Polen» verlief ergebnislos.

Mikolajczyk zog es vor, auf seinem Standpunkt zu beharren.

Am 24. November 1944 trat er vom Amt des Ministerpräsidenten zurück. In einer Versammlung im Chatham House zu London begründete er seinen Entschluss: «Man hat mich unter Druck gesetzt, ich sollte einen Kompromiss mit Russland schliessen.» Um die Situation zu erläutern, erzählte er die Geschichte von dem Ehepaar, das ein Zimmer seiner Wohnung neu tapezieren lassen wollte: «Der Mann war für eine grüne Tapete, die Frau für eine rote. Man einigte sich auf einen Kompromiss: das Zimmer bekam eine rote Tapete.»

Die Tragödie des Warschauer Aufstands hatte Mikolajczyk den Rest gegeben. 40'000 Mann unter General Bor-Komorowski und Oberst Monter, eine Untergrundarmee, wie man sie sich kaum grösser und stärker vorstellen konnte, hatte sich gegen die Deutschen erhoben. Unmittelbar vor den Toren Warschaus, auf der anderen Seite der Weichsel, standen Verbände der Roten Armee unter Marschall Rokossowski. Doch wochenlang warteten die aufständischen Polen auf die Hilfe der Sowjets. Sie mussten sich schliesslich ergeben, weil sie keine Munition und keinen Proviant mehr hatten. Selbst die Deutschen konnten nicht umhin, ihre Tapferkeit zu bewundern.

Die polnische Exilregierung in London wurde umgebildet. Das Amt des Ministerpräsidenten übernahm der alte Sozialistenführer Thomas Arciszewski, der, nachdem er fünf Jahre lang an der Spitze des linken Flügels der polnischen Geheimorganisation gestanden hatte, im August 1944 in einem englischen, von einem polnischen Offizier gesteuerten Flugzeug aus Polen geflohen war.

Die Polen aller Richtungen, soweit sie nicht Kommunisten waren, gerieten ausser sich.

«Unsere Frauen und Kinder sind noch in Warschau», schrieb Anders an Churchill, «aber lieber sehen wir sie tot als unter bolschewistischer Herrschaft. Wir alle wollen lieber kämpfend untergehen, denn als Sklaven leben.»

Heute, am 11. Februar 1945, ist General Anders in seinem Hauptquartier.

Am Tage vorher war er in Rom gewesen.

Soeben hat er die Aufforderung erhalten, sich am nächsten Tag zu einer Zusammenkunft der Korpskommandeure nach Florenz zu begeben: General Marshall, der bis dahin aus Jalta zurück sein soll, wird an der Besprechung teilnehmen. Anders nimmt sich vor, darauf zu drängen, dass seine Divisionen zur Westfront verlegt werden.

Ein paar Monate vorher war er aufgrund einer Erklärung Roosevelts, die dieser während der Wahlkampagne im November Rozmarek, dem Vorsitzenden des Bundes polnischer Amerikaner, gegeben hatte, einigermaßen unbesorgt gewesen. (Die Amerikaner polnischer Abkunft sind vor allem in den Staaten New York, Pennsylvania, Illinois, Indiana, Ohio und Michigan sehr zahlreich und politisch aktiv.) «Der Präsident», hatte Rozmarek General Anders mitgeteilt, «hat mir die Zusicherung gegeben, dass er die von der Demokratischen Partei im Hinblick auf die Aussenpolitik eingegangenen Verpflichtungen einhalten und darüber wachen wird, dass Polen bei den Friedenskonferenzen Gerechtigkeit widerfährt. Von seiner Aufrichtigkeit überzeugt, werde ich mich für seine Wiederwahl einsetzen.» Nun, diesmal hatte Roosevelt – im Gegensatz zu seinen drei vorhergegangenen überwältigenden Wahlsiegen – den republikanischen Kandidaten Dewey mit sehr geringem Vorsprung geschlagen. Diese Tatsache hatte einem so schlichten und aufrechten Mann wie General Anders genügt, sich dem Glauben hinzugeben, dass der Präsident nicht umhinkönne, den amerikanischen Polen, die seine Wiederwahl unterstützt hatten, seine Dankbarkeit zu erweisen . . .

Doch inzwischen hatte Anders mit Arciszewski gesprochen, der ihm gegenüber beunruhigende Äusserungen getan hatte. «Alles hängt von der kommenden Konferenz ab», waren die Worte des neuen Ministerpräsidenten gewesen, der am 22. Januar die Ansichten seiner Regierung in Form eines Memorandums den Regierungen Grossbritanniens und Amerikas hatte unterbreiten lassen.

Am 3. Februar hatte Arciszewski dem Memorandum ein Telegramm an Roosevelt folgen lassen: «Ich vertraue darauf, dass Sie sich an keiner Entscheidung beteiligen, die Polens legitime Rechte oder seine Unabhängigkeit gefährden, und dass Sie in bezug auf Polen keine vollendeten Tatsachen anerkennen werden . . . Wenn der europäische Frieden von Dauer sein soll, muss er beruhen auf dem Prinzip der Gerechtigkeit, der Achtung vor dem Recht, auf gutnachbarlichen Beziehungen und der Auf-

richtigkeit im Völkerleben... Während ich diese Worte schreibe, setzen innerhalb und ausserhalb Polens Tausende und aber Tausende seiner besten Söhne ihr Leben ein... Die sogenannte provisorische Regierung in Lublin hat offen erklärt, sie werde alle Soldaten der innerpolnischen Armee und der polnischen Untergrundbewegung als Verräter behandeln . . . Massen Verhaftungen und Deportationen haben bereits stattgefunden . . . Die amerikanische und die britische Regierung haben die im Innern Polens kämpfende Armee als integrierenden Teil der mit den Vereinten Nationen kämpfenden regulären polnischen Streitkräfte anerkannt. .

Arciszewski beunruhigte es, dass sein Washingtoner Botschafter Jan Ciechanowski den ganzen Januar über vergebens um eine Audienz bei Roosevelt gebeten hatte. Der Präsident sei krank und von den Vorbereitungen für das Treffen der Grossen Drei völlig in Anspruch genommen, war ihm vom Weissen Haus erklärt worden.

Dem Botschafter war es nur gelungen, Roosevelts intimsten Vertrauten Harry Hopkins zu sprechen, und das auch nur zwischen Tür und Angel. «Wir haben noch eine Menge sehr wichtiger anderer Fragen zu behandeln», hatte Hopkins gesagt. Ciechanowski: «Was könnte es Wichtigeres geben, als jetzt schon auf der Basis der amerikanischen Prinzipien und der vier Grundfreiheiten den Grundstein für die künftige Zusammenarbeit vereinter Nationen zu legen?» Hopkins brach in Lachen aus. Mit schonungslosem Humor erwiderte er: «Wir müssen auch schon an die Präsidentenwahlen von 1948 denken!»

Eine viel schlimmere Wendung hatten die Dinge noch mit der Übersiedlung des Lubliner Komitees nach Warschau genommen, das in der ersten Januarwoche von Moskau als «Provisorische Regierung der Republik Polen» anerkannt worden war. Stalin, gestärkt durch die Erfolge der Roten Armee, schien sich für die harte Politik der «vollendeten Tatsachen» entschieden zu haben.

Das sind die Gründe, weshalb General Anders und seine an einer erstarrten Front blockierten Soldaten, weshalb der Präsident der polnischen Exilrepublik in London, Wladyslaw Raczywicz, der Ministerpräsident Arciszewski und seine Minister, weshalb alle polnischen Demokraten innerhalb und ausserhalb Polens aufs Tiefste beunruhigt sind. «Ach!» ruft einer von ihnen aus, «wir sind für sie schon nichts anderes mehr als Gratisöldner». Es ist ihnen nur die ganz schwache Hoffnung verblie-

ben, dass Churchill und Roosevelt auf der grossen Konferenz von Stalin auf die eine oder andere Weise ein Abweichen von seiner Forderung erreichen. Aber die Frage so formulieren, heisst das nicht schon, das Unvorstellbare aussprechen?

Das westliche Europa Der Tag bei de Gaulle, bei Mussolini und beim Papst

Norwegen, wo es keine Kampftätigkeit gibt, wird von einer 300'000 Mann starken deutschen Besatzungsarmee gehalten. In dem auf einem steilen Hügel liegenden Schloss des Kronprinzen Olaf residiert der Reichskommissar Josef Terboven, der frühere Gauleiter von Essen, dessen verschlossenes Gesicht mit den kleinen Augen an Himmler erinnert. Vidkun Quisling, Ministerpräsident und Führer des *Nasjonal Samling*, hat seine Amtsräume im Königsschloss seit Wochen nicht mehr verlassen. Ein nervöses Zucken beherrscht sein aufgeschwemmtes Gesicht.

Im November landete jedoch in Finnmark, dem nördlichsten Teil Norwegens, das erste norwegische Truppenkontingent, dem sich bald in Schweden aufgestellte Polizeiverbände anschlossen. So konnte in jenem Gebiet wieder eine freie norwegische Verwaltung errichtet werden.

Im besetzten Holland ist die Lage mehr als besorgniserregend, vor allem in der Ernährung. In Amsterdam wird die Zahl der täglich zugeteilten Kalorien, die schon im Sommer nicht mehr als 600 betrug, auf 450 herabgesetzt. Die Brotration beläuft sich auf nur 500 Gramm in der Woche. Die Folge sind Diebstähle, Plünderungen und Einbrüche in einem Ausmass, wie sie Holland seit dem Mittelalter nicht mehr erlebt hat. Auf der anderen Seite häufen sich die Razzien: aus Hilversum wurden 6'000, aus Bussum 800 Personen deportiert. Die nach London übergesiedelte holländische Regierung ist zurückgetreten. Königin Wilhelmina hat Professor Gerbrandy gebeten, ein neues Kabinett zu bilden, dabei Vertreter der befreiten Gebiete – das heisst der zwei Millionen Einwohner der Südprovinzen – gebührend zu berücksichtigen und «unter äusserstem Einsatz aller Kräfte des

befreiten Teils von Holland Hilfsmassnahmen für die Nordprovinzen nach ihrer Befreiung vorzubereiten».

In Belgien hat der Bruder des Königs, Prinz Charles, die Regentschaft übernommen. Am heutigen Tag, 11 Uhr, stellt ihm Ministerpräsident van Acker die neue Regierung vor, die nach einer langen Kabinettskrise zustande gekommen ist. Ihr gehören Liberale, Christlich-Soziale, Sozialisten und Kommunisten an. Aussenminister ist Paul-Henri Spaak. Am meisten Sorge bereitet der Regierung die Ernährung der Bevölkerung. Die Zeitungen erscheinen in ganz kleinem Format und haben nur vier Seiten. ‚La Nation Beige‘, die von Paul Neuray und Joseph Finet herausgegebene Tageszeitung der Nationalen Union, bringt ausser den Frontberichten einen Leitaufsatz von Gérard de Lantshere unter dem Titel ‚Ceux de Londres‘. Darin wirft er der verflochtenen Regierung mangelnde Voraussicht vor; sie habe «die Bedürfnisse der besetzten Provinzen, schlimmer noch, deren Mentalität und offenbar auch ihren Patriotismus verkannt». In einer kurzen Mitteilung wird die Vermutung ausgesprochen, dass «König Leopold nach einem Schloss in Bayern verbracht werden wird», und in einer amtlichen Verlautbarung heisst es, dass «die Stromversorgung wahrscheinlich in der nächsten Woche wiederhergestellt wird». Im Innern des Blatts wird über die Einnahme des Führerhauptquartiers in Rastenburg durch die Russen berichtet. Aus den bereits besetzten deutschen Gebieten wird gemeldet, dass «die Deutschen den Nazismus verleugnen». Ein Journalist will wissen, dass «Marschall Stalin bei Gelegenheit seines Treffens mit Roosevelt und Churchill offiziell seine Eheschliessung mit seiner heimlichen Verlobten, Rosa Kaganowitsch, der Schwester von Lazar Kaganowitsch, des Vizepräsidenten des Rats der Volkskommissare, bekanntgeben wird». Aus dem Gefängnis von Charleroi sind drei Häftlinge ausgebrochen. Die Inhaftierung von Kollaborateuren geht weiter. Doch im Übrigen hat sich Belgien in dem ihm wiedergeschenkten Frieden rasch eingerichtet. Die Fussballspiele nehmen im Sportteil der Zeitungen wieder einen grossen Raum ein, und Tabellenführer ist die Mannschaft Aalst-Anderlecht. Im Velodrom von Gent reisst «Rik» van Steenberg die Massen hin. Auf den Brüsseler Theaterspielplänen stehen ‚L’ Aiglon‘, ‚L’ Ecole des Cocottes‘ und ‚Casimir et le Dragon Ramogrin‘.

In der Schweiz herrscht Ruhe, wie während des ganzen Krieges. Eine vom Sturm verschonte Friedensinsel.

Den Eidgenossen geht es vor allem darum, nach dem Krieg wieder ihre traditionelle Stellung im Welthandel einzunehmen. In Neuchâtel sollen wichtige Handelsbesprechungen mit Amerikanern und Engländern geführt werden. Ein Sonderzug, in dem sich die amerikanische Delegation unter Führung von Dr. Currie, dem persönlichen Vertreter Roosevelts, und die britische Delegation mit dem Kabinettsminister Foot an der Spitze befinden, trifft in Verrières mit zweistündiger Verspätung ein – ein ganz ungewöhnlicher Fall im Lande der Ordnung. Die Schweizer Delegation wird von Max Petitpierre, dem Chef des Politischen Departements der Bundesverwaltung, geführt. Die gesamte Schweizer Presse bedauert das Fehlen einer französischen Delegation wie überhaupt die fortdauernde Spannung zwischen Paris und Bern: Infolge mehrerer recht ärgerlicher Auseinandersetzungen, sei es über die de-jure-Anerkennung der de-Gaulle-Regierung, sei es wegen der Weigerung der Schweiz, gewisse französische Gefangene auszuliefern, gibt es in Bern noch keinen französischen Gesandten, ebenso wenig in Paris einen Schweizer Botschafter.

Das ‚Journal de Genève‘ bringt am 11. Februar ein Foto von «General Wassiljewski, Stalins Generalstabschef». Pierre Béguin protestiert in seinem Leitartikel gegen die «hermetische» Abriegelung der französisch-schweizerischen Grenze durch die französischen Behörden. Unter «Vermischtes» plaudert Pierre Girard in einem Feuilleton über den englischen Garten von den «Lotospflaumen, die, wenn man sie isst, sagt Herodot, einen das Vaterland vergessen lassen», und von dem Zaubermittel «Nepenthes, das alles Leid vertreibt».

Mitten unter den alliierten Armeeberichten ist eine ganze Spalte «einem hohen Gast, der uns verlässt» gewidmet. Gemeint ist Aga Khan, der in Begleitung der Begum und einer zahlreichen Suite das «Hotel de la Paix» in Genf verlässt und nach Marseille abreist, von wo aus er über Kairo nach Indien zu fliegen gedenkt. In Bombay sind die Vorbereitungen für das diamantene Jubiläum des geistlichen Oberhauptes der Ismaeliten im Gange, der fünf Jahre lang in freiwilliger Verbannung gelebt hat. Als Huldigung für den Aga Khan soll sein Körpergewicht in Diamanten aufgewogen werden.

In Genf hält Pastor Gad Borel de Herstal im «Casino de Saint-Pierre» unter der Schirmherrschaft des *Comité genevois pour l'évangélisation de la Belgique* einen Vortrag über das wichtige Thema: Belgien – befreit, aber noch in den Fesseln der Sünde'.

Ein glückliches Land, die Schweiz.

Und doch halten sich in ihm einige Personen auf, die für das Kriegsgeschehen sehr wichtig sind.

Unter dem Ungarn Rado arbeitet der von der sowjetischen Botschaft kontrollierte Spionagedienst «Rote Kapelle», eine Sammelstelle für Geheiminformationen aus Deutschland.

Auch der britische Intelligence Service unterhält hier ein sehr aktives Spionagenetz.

Vor allem aber ist Bern seit einigen Monaten der Sitz des grossen Meisters der amerikanischen Spionage: Allen Welsh Dulles, «Chef des OSS» (Office of Strategie Services).

Er lebt dort unter dem unscheinbaren Titel eines Assistenten des amerikanischen Gesandten Harrison.

Seine Berichte nach Washington – und so auch nach Jalta – haben äusserste Wichtigkeit für die Kriegführung erlangt.

Seine Tätigkeit umfasst zwei Hauptaufgaben. Erstens die Beschaffung aller Informationen im Zusammenhang mit den Geheimwaffen. Über die Fortschritte der Deutschen auf diesem Gebiet erfuhr Roosevelt durch Dulles. Seine Spionagekette reicht bis Schweden. Vor ein paar Monaten war es ihm, in direkter Zusammenarbeit mit dem britischen Intelligence Service, sogar gelungen, eine völlig intakte V-2 in die Hand zu bekommen, und zwar ehe noch die erste V-2 gegen England abgeschossen wurde. Dieser Flugkörper war infolge eines Fehlstarts in Schweden niedergegangen, in einem sumpfigen Gelände bei Kalmar. Unter grösster Geheimhaltung lud man die V-2 in eine Dakota - Douglas C 47 – und brachte sie nach England.

Dulles' zweite Aufgabe besteht darin, in Erfahrung zu bringen, ob die Nazis tatsächlich die Absicht haben, die bayrischen und österreichischen Berge zu einer «Alpenfestung» auszubauen – und Kontakte herzustellen, die dazu beitragen könnten, eine solche Absicht zu durchkreuzen.

Wenn auch die Informationen sehr unbestimmt sind, scheinen doch gewisse Vorbereitungen darauf hinzudeuten, dass die Absicht besteht. Der Gauleiter von Tirol, Franz Hofer, hat den Auftrag erhalten, so schnell wie möglich die Südgrenze Tirols zu befestigen. Friedrich Rainer, Gauleiter von Kärnten und Reichskommissar für Kroatien, hat für sein Gebiet den Befehl, die Südgrenze zu befestigen. Feldmarschall Kesselring soll sich mit den Verteidigungsmöglichkeiten seines eigenen Alpenabschnitts näher befassen. Himmler hat eine Gruppe von Geologen der Waffen-SS in die Alpen geschickt, die untersuchen

soll, welche Probleme sich im Falle der Anlage von Verteidigungsstellungen durch die hierfür erforderlichen grossen Sprengungen ergeben würden. Rüstungsminister Speer ist beauftragt, Vorsorge für die Verlagerung von Produktionsstätten der österreichischen Rüstungswerke Steyr in Gebirgssollen der Tiroler Alpen zu treffen.

Dulles bemüht sich, die Österreicher von den Deutschen abzuspalten. Er tritt in geheime Verhandlungen mit Generaloberst Alexander Löhr, dem früheren Chef der deutschen Militärverwaltung in Griechenland und jetzigem Befehlshaber an der österreichisch-jugoslawischen Grenze, sowie mit Generaloberst Lothar Rendulic, dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe an der österreichisch-ungarischen Grenze, ein.

Er nimmt auch Kontakt mit einigen Persönlichkeiten auf, die möglicherweise als Unterhändler zwischen den Westmächten und Teileinheiten der deutschen Wehrmacht in Frage kommen, vor allem mit dem Bayern Dr. Josef Müller und dem Jesuitengeneral, einem Grafen Wladimir Hake von Ledochowski.

Durch zwei Freunde, den Schweizer Professor Max Hussmann und Major Waibel vom Schweizer Geheimdienst, nimmt Dulles schliesslich Verbindung mit dem italienischen Industriellen Parilli auf, der die ersten Kontakte zu Dr. Rahn, dem deutschen Botschafter bei Mussolini, und SS-General Karl Wolff, dem höchsten SS- und Polizeiführer in Norditalien, herstellt. Von diesem, der einmal persönlicher Adjutant Himmlers gewesen war, verlangt Dulles als Aufrichtigkeitsbeweis die Freilassung der beiden italienischen Widerstandsführer Parri und Usmiani. Das Unternehmen erhält den Decknamen *Sunrise-Crossword*. Es wird jedoch noch von zwei anderen Seiten überwacht: einmal von Hitlers Gegenspionage, zum andern vom sowjetischen Geheimdienst, der den Auftrag hat, alle möglicherweise im Gange befindlichen Unterhandlungen über einen Separatfrieden zwischen Deutschland und den Westmächten zu beobachten.

Die Befreiung Frankreichs ist noch nicht ganz abgeschlossen.

Nicht nur ein Teil Lothringens ist noch in Feindeshand, auch in den Hafenstädten Royan, La Rochelle, Nantes, Saint-Nazaire, Lorient und Dünkirchen behaupten sich deutsche Einheiten.

Paris Stehtana 11. Februar 1945 im Zeichen einer eindrucksvollen Massenkundgebung, zu der das *Comité d'entente* der Sozialisten, Kommunisten, des Gewerkschaftsbunds CGT und der

grossen Résistance-Verbände aufgerufen hat, «um des Sieges vom 6. Februar 1934 über die faschistischen Elemente zu gedenken, um den Willen zu bekunden, den Hitlerismus in Deutschland sowie seine Ableger in Frankreich auszulöschen». 200'000 Menschen marschieren von der Place de la République über die Place de la Bastille an der Säule der Republik vorbei zur Place de la Nation. Rufe ertönen: «Unité! Unité! . . . A Berlin!».

der Ehrentribüne dominiert die kräftige Gestalt des Kommunistenführers Maurice Thorez. Neben ihm alle anderen wie Statisten: die einflussreichen Mitglieder des Zentralkomitees der KPF – Duclos, Marty, Tillon, Grenier –, die Vertreter der Sozialistischen Partei – Daniel Mayer, Salomon Grumbach – oder der schwächliche Generalsekretär der Liga für Menschenrechte, Emile Kahn. TEorez ist erst vor ein paar Wochen aus Moskau zurückgekehrt, wo er fünf Jahre lang gelebt hat und auch Russisch und Deutsch gelernt hat. Dort trug er einen Bart und besass einen Pass, der auf den Namen Iwanow lautete. Nach seiner Fahnenflucht im Jahre 1940 war er nach einer langen Irrfahrt über die Vereinigten Staaten und Skandinavien nach Russland geflohen. Allein seinetwegen plant die Regierung de Gaulle ein Amnestiegesetz für alle Deserteure, die sich vor dem 8. Mai 1940 von der Truppe entfernt haben. Der «Sohn des Volkes» ist seit den Tagen der Volksfront, als er neben Léon Blum und Edouard Daladier als «junger Mann» figurierte, ziemlich korpulent geworden. Die starke Rötung seines Gesichts wirkt beinahe ungesund. Doch hat er sich die für ihn typische Selbstsicherheit bewahrt. Und in Regierungskreisen behauptet man, er stehe ebenso in Stalins Gunst wie Palmiro Togliatti, der Führer der italienischen Kommunisten.

Die französischen Probleme sind überwiegend wirtschaftlicher Natur: Ernährung und Wiederaufbau. Der mit der Aufbauplanung betraute Minister Jean Monnet verhandelt in Washington um eine Anleihe. Wirtschaftsminister Pierre Mendès-France verbürgt sich in einer Rundfunkrede für «eine Politik der Preisstabilität». Produktionsminister Robert Lacoste verkündet in einer Gewerkschaftsversammlung, «der Heroismus des Arbeiters sei 'dem Heroismus des Soldaten gleichzusetzen».

Am Tage vorher hat die Börse schwankende Kurswerte verzeichnet, doch gestiegen sind die Kurse der Kolonialpapiere und der Chemie-Aktien.

Radio Paris hat am vergangenen Abend gemeldet, General

de Gaulle werde wahrscheinlich noch zur Dreierkonferenz eingeladen, «so dass aus ihr eine Viererkonferenz würde». Heute Morgen ist diese Nachricht von offiziellen französischen Stellen nachdrücklich dementiert worden.

Kinos und Theater bemühen sich, wieder die Oberhand zu gewinnen. Auf den grossen Pariser Strassen, den Champs Elysées und den Boulevards, herrscht lebhafter Verkehr, nur ist noch wegen der Benzinknappheit das Fahrrad König auf dem Fahrdamm. Im Théâtre Antoine wird ‚Clochemerle‘ gegeben, im Gaîté-Lyrique ‚La Fille du tambour major‘, im Châtelet ‚Rose Marie‘, im Ambassadeurs ‚Une grande fille toute simple‘ und im Athénée ‚Les Amants terribles‘. Im Hippodrom von Tremblay wetteifern Pujazon und Petitjean um den Pariser Meisterschaftstitel. Fussball- und Rugby-Spiele sind wieder voll im Gang. Charles Trenet singt im Bobino, Edith Piaf und Yves Montand im Etoile.

Die Wochenzeitung ‚Carrefour‘ bringt einen Aufsatz mit dem fettgedruckten Untertitel: «Nach der schrecklichen Perfektion, die die Kriegskunst erreicht hat, heisst es nun, die Kunst des Friedens zu entdecken». Vercors ist mit einem Artikel über «die Verantwortung des Schriftstellers» vertreten, worin er behauptet, «das Böse kenne keine Grenzen». Pierre Bourdan befasst sich in einer Glosse mit der Frage der Sicherheit am Rhein. Das Blatt enthält auch einen langen Artikel von Louise Weiss: «Die Pariser Haute Couture hat überlebt». Daneben ist die Ankündigung zu lesen, dass Chaplins letzter grosser Film ‚Der Diktator‘ bald auch in Frankreich zu sehen sein wird.

Die Tageszeitungen erscheinen sonntags nicht. An Wochentagen kommen sie im Kleinformat, mit nur zwei Seiten und ohne Anzeigenteil heraus. Die ‚Humanité‘ vom Samstag bringt einen Leitartikel von Marcel Cachin mit der Forderung: «Schnell, eine starke republikanische Armee!» Im ‚Figaro‘ lässt sich L.-G. Robinet über die Frage der ersten Wahlen aus und Jean Giraudoux über den «zu schaffenden künftigen Rahmen des französischen Lebens».

Der Leitartikel von ‚Patrie‘ («Journal des Combattants français») ist mit dem Kreuz von Lothringen signiert. Man wünscht die weitere Präsenz Frankreichs im Nahen Osten: «Das ist unser Beitrag zur Sicherheit des Seeweges nach Indien, der auch der nach unserem Indochina ist. Seien wir dankbar, dass General de Gaulle am Vorabend der grossen internationalen Regelungen die Ansprüche Frankreichs so klar definiert hat.» André Pierre

protestiert in einem Artikel gegen Frankreichs Fehlen auf der Dreierkonferenz.

Auf ihrer zweiten Seite bringen alle Zeitungen Bekanntmachungen über die Lebensmittelzuteilung, die Rundfunk-, Kino- und Theaterprogramme, Nachrichten über den Fortgang der «Säuberungsaktion», Sportberichte und Hinweise auf die Verdunklungszeiten.

Die französischen Ausgaben der grossen englischen und amerikanischen Zeitungen bestehen ebenfalls nur aus einem einzigen Blatt. Im ‚New York Herald Tribune‘ erscheint Walter Lippmanns berühmte Kolumne «*To-day and To-morrow*». In der Sams- tagsnummer hat er sich mit dem Schicksal Deutschlands befasst, für das Hitler ein weit grösseres Desaster in Bereitschaft halte als das von 1918: «*Not Defeat, but Catastrophe*» –«Nicht Niederlage, sondern Katastrophe». In einem anderen Aufsatz, der für die Belange der Patton-Armee eintritt, wird «ein anständiges Bier» verlangt – zwecks Hebung der Kampfmoral: «Paris, der Cham- pagner und der Cognac sind für die boys, die sich an der Siegfriedlinie schlagen, unerreichbar. Sie kriegen hier nur ein mis- erables Bier, das an das Gebräu erinnert, das die Amerikaner zu Zeiten der Prohibition trinken mussten. Das Zeug schmeckt zwar nach Bier, aber man kann davon zwei, drei oder zehn Glas trinken, ohne dass man etwas spürt.» ‚Daily Mail‘ feiert mit einer Schlagzeile, die über die ganze Breite geht, den Vormarsch der Kanadier zum Rhein. Aber die Vermischten Nachrichten sind in diesem Blatt zahlreicher als die Frontberichte. So räumt es den Kämpfen auf den Philippinen nur eine einzige Spalte ein, dem Hollywood-Star Gracie Fields dagegen drei: Gracie beabsich- tigt, den kommenden Herbst auf Capri zu verbringen, sofern der Krieg bis dahin vorüber ist. . .

General de Gaulle hat in der Präfektur von Strassburg über- nachtet. Er hat in einem Bett geschlafen, das er seiner Grösse nicht angemessen befunden hat.

Am Tage vorher verlieh er in Mülhausen General Lattre de Tassigny das Grosskreuz der Ehrenlegion. In Colmar deko- rierte er die Generale Ledere und Bethouard sowie mehrere amerikanische Generale.

Heute, am 11. Februar, an dem Strassburg die Befreiung des Elsass feiert, nimmt der General im Münster an dem von Mgr. Ruch zelebrierten Tedeum teil. «Sie, Herr General», sagt der Geistliche in seiner Predigt, «erneuerten die Geste, die Lud-

wig XIV. und Bonaparte zur Ehre gereichte, indem sie dieses alte Gebäude, das Münster von Strassburg, wieder seiner eigentlichen Bestimmung zuführten.»

Der General ist, seiner Gewohnheit gemäss, in Nachdenken versunken.

Seine Autorität kann nicht mehr bestritten werden. Er hat seine Macht gefestigt. Nach Moskau haben auch Washington und London in aller Form «die Provisorische Regierung der Französischen Republik» durch ein gemeinsames Kommuniqué vom 23. Oktober 1944 anerkannt. In dieser Verlautbarung hiess es, General Eisenhower sehe jetzt die Möglichkeit, «seine Autorität auf französischem Gebiet an die Regierung de Gaulle zu übertragen». Als der General auf einer Pressekonferenz gefragt wurde, wie er zu der Anerkennung durch die Alliierten stehe, bemerkte er trocken: «Die französische Regierung empfindet es mit Genugtuung, dass man so gütig ist, sie bei ihrem Namen zu nennen.» Entgegen der Befürchtung Roosevelts sei es in Frankreich weder zu Revolution noch zu Bürgerkrieg gekommen.

Aber bei der Behandlung weltpolitischer Angelegenheiten wird Frankreich ferngehalten. Das ist mehr, als dieser stolze Mann ertragen kann, der in der Beharrlichkeit seine höchste Pflicht sieht. Er verwünscht die «gleisnerische, misstönende Debatte, in der Amerika, Russland und England ohne uns über das verhandeln, was auf dem Spiele steht». Denn er glaubt, «dass eine von den westlichen Alliierten rechtzeitig bei den Kremlherren unternommene Aktion, sofern sie untereinander abgestimmt und kategorisch wäre, den Polen, Tschechen, Ungarn und Balkanvölkern die Unabhängigkeit bewahren würde». Frankreich war schon nicht zur Konferenz von Dumbarton Oaks hinzugezogen worden, auf der sich im September und Oktober 1944 die Vertreter der Vereinigten Staaten, Grossbritanniens, Russlands und Chinas mit den Vorbereitungen für die künftige Organisation der Vereinten Nationen beschäftigt hatten. Man hielt es fern von der Londoner Europakommission, in der seit einem Jahr Vertreter der britischen, amerikanischen und sowjetischen Regierungen die Europa und insbesondere Deutschland betreffenden Fragen untersuchen. Und jetzt hat man es nicht zur Jaltakonferenz eingeladen. Frankreich glänzt durch Abwesenheit. Oder wie François Mauriac soeben geschrieben hat: «Leer ist der Sessel, den Talleyrand und Chateaubriand innehatten. Selbst nach seinen grössten Niederlagen hat Frankreich stets den ihm gebührenden Platz in der Versamm-

Jung der Nationen eingenommen; jetzt verweigern ihm seine Freunde, was ihm im Laufe der Jahrhunderte seine schlimmsten Feinde nicht einmal im Traum streitig gemacht hätten.»

Der Gottesdienst ist beendet.

In Begleitung des Kriegsministers Diethelm, des Generalstabschefs Juin, des Kabinettschefs Palewski, des Generalsekretärs Louis Joxe begibt sich de Gaulle zum Broglieplatz, wo er die Fahne eines Schützenregiments weiht.

Danach fährt er zum Rathaus. In seiner Antwort auf die Ansprache des Bürgermeisters Charles Frey erklärt er: «Frankreich braucht alle seine Glieder, infolgedessen auch das Elsass ... Der Rhein ist eine grosse französische Strasse.»

Nach einer Parade auf dem Broglieplatz begibt sich de Gaulle nach Zabern, wo er von den amerikanischen Generalen Devers und Patch empfangen wird. Dem ersten verleiht er das Grossoffizierkreuz, dem zweiten das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion. Auch hier nimmt er eine Truppenparade ab, dann macht er einen Gang durch Zabern und mischt sich unter die jubelnde Menge.

Um 16.30 Uhr trifft er in Metz ein. Er drückt General Giraud, der ihn empfängt, lange die Hand. Nachdem er am Sockel des Gefallenendenkmals einen Blumenstrauss niedergelegt und auf der Place d'Armes die Ehrenformation abgeschritten hat, hält er vom Balkon des Rathauses aus eine Ansprache. Tief bewegt spricht er von dem «mehr als vierjährigen Martyrium der teuren, grossen, edlen Stadt Metz, die weder sich selbst noch Frankreich jemals aufgegeben hat». «Ja», ruft er, «wir müssen dem Staat dienen ... Wir müssen den französischen Staat wiederaufbauen, den starken Staat, den schützenden Staat, ohne den eine Nation nichts ist. . . » Er schliesst, indem er die Marseillaise anstimmt, und im Chor fällt eine riesige Menschenmenge ein.

Nachdem der offizielle Empfang in den grossen Sälen des Rathauses und damit die Befreiungsfeier vorüber ist, zieht sich General de Gaulle in die Kathedrale zurück, um sich zu sammeln.

De Gaulle meditiert.

Warum nur ist Frankreich nicht zur Konferenz der «Grossen» eingeladen worden? Etwa einfach deshalb, weil die «Grossen Drei» Frankreich nicht mehr zu den «Grossen» zählen? Oder vielleicht aus anderen, komplizierteren Gründen, die mit der Mentalität der in Jalta versammelten grossen Staatsmänner zusammenhängen? Das ist die Frage, die sich in dieser Stunde viele Franzosen stellen.

Sicher ist, dass die sogenannte «französische Dekadenz» eine Rolle spielt. Conally, Vorsitzender des aussenpolitischen Ausschusses des amerikanischen Senats, hat kürzlich geäußert: «Frankreich hat in diesem Krieg nur die Rolle eines kleinen Landes gespielt.»

Smuts, der Präsident der Südafrikanischen Union, hat während eines Empfangs im Unterhaus in Gegenwart Churchills und Edens betont – und dabei offenbar für alle Dominien gesprochen –, dass Grossbritannien, die USA und Russland, die im Kriege führenden Mächte, auch in der kommenden Zeit des Friedens führend bleiben müssten, ja dass die Führung *allein* den Händen dieser grossen Dreiheit anvertraut werden müsse. «Anstelle der alten Weltkarte entrollt sich vor unseren Augen eine neue», sagte Smuts und fügte, deutlicher werdend, hinzu: «France has gone» (Frankreich ist verschwunden). Sofern es überhaupt noch eine Chance habe, müsse es sich gewaltig anstrengen, um wieder aufzutauchen. In zahlreichen englischen und amerikanischen Pressekommentaren wird der gleiche Ton angeschlagen, wiewohl es gewisse Journalisten jenseits des Kanals und des Atlantiks für gefährlich, ja undenkbar halten, Entscheidungen über Deutschland ohne Frankreich, seinen grössten Nachbarn, zu treffen. Ein Artikel von Georges Bidault in ‚Free World‘ hat sehr lebhaft Polemiken hervorgerufen, weil der französische Aussenminister in seinem Aufsatz geschrieben hatte: «Frankreich ist das am unmittelbarsten gefährdete Land. Stets ist es das erste Opfer der Invasionen gewesen. Es beansprucht daher, im Verhältnis zu der Gefahr, die es läuft, an der Verantwortung beteiligt zu werden.»

Nicht minder sicher ist, dass auch persönliche Motive eine Rolle spielen.

Zunächst einmal: Roosevelt und de Gaulle mögen sich nicht. Zwar hat der Amerikaner den Franzosen im Juli 1944 im Weissen Haus liebenswürdig empfangen, «lächelnd und voller Herzlichkeit». Er stellte ihm für die Überquerung des Atlantik sein persönliches Flugzeug zur Verfügung und liess ihn im Blair House logieren. Er entfaltete seinen ganzen Charme, um den Gesprächspartner zu gewinnen, und die engsten Mitarbeiter des Präsidenten hatten den Eindruck, dass die Zusammenkunft durchaus herzlich verlief. Aber de Gaulle reizte mit seiner Schroffheit, seinem Pathos und seiner Neigung «zugleich Jeanne d’Arc und Clemenceau» zu spielen, diesen vollendeten, so selbstsicheren Politiker, diesen Meister des Kompromisses.

Was de Gaulle angeht, so war ihm Roosevelt, der Magier der Demagogie, unerträglich. Nach de Gaulles eigenen Worten: «Präsident Roosevelt zeichnet alles nur mit leichten Tupfen, und zwar so hübsch, dass es einem schwerfällt, diesem Künstler, diesem Verführer kategorisch zu widersprechen ... Er ist der Meinung, dass gerade Frankreich ihn als Retter und Schiedsrichter brauche . . . Deshalb hatte er zunächst gleichzeitig auf de Gaulle und Pétain gesetzt, dann, als der Bruch mit dem Marschall voraussehen war, Giraud ins Spiel gebracht, mit ihm Darlan in Schach gehalten und schliesslich, nach dem Tod des Admirals (Darlan), Giraud wieder in den Vordergrund gerückt.»

Roosevelt hat nie aufgehört, de Gaulles «Legitimität» in Frage zu stellen, und gerade darin liegt seine Hauptsünde, die jedes Zwiesgespräch vereitelt. Zwischen diesen beiden Männern gibt es so wenig Gemeinsames, dass es keiner von ihnen fertigbringt, auf die Gedankengänge des andern einzugehen oder seinen Rat anzunehmen. Begreiflich daher, dass es mehr die Anwesenheit de Gaulles als die Anwesenheit Frankreichs am Konferenztisch der «Grossen» ist, wogegen Roosevelt sich mit seinem ganzen Wesen sträubt.

Sodann: Churchill und Eden haben allem Anschein nach nur so getan, als wünschten sie Frankreichs Beteiligung an der Konferenz der «Grossen». In unbedachten Äusserungen, so nimmt man aus ihrer nächsten Umgebung, geben sie zu verstehen, dass es von Vorteil sein könnte, wenn Frankreichs Souveränität «ein bisschen nebelhaft bliebe». Vielleicht haben sie auch so schwer an dem «Kreuz von Lothringen» getragen, dass sie bei den Aussprachen über Deutschland und Polen die grössten Schwierigkeiten seitens de Gaulles befürchteten. Am 11. November, bei Churchills offiziellem Besuch in Paris zur Teilnahme an der Waffenstillstandsfeier, waren die Freundschaftsbeteuerungen zwar eindrucksvoll, aber die sachlichen Gespräche wenig ergiebig gewesen. Der britische Premier äusserte sich ausweichend über den möglichen Umfang der französischen Besatzungszone; er sagte keine nennenswerte Hilfe für die Ausrüstung der französischen Armee zu; er liess sich nicht präzise über die künftige Regierungsform Deutschlands oder der deutschen Länder aus; er schien bereits stillschweigend Polen wie auch Ungarn Moskau geopfert zu haben; er drückte sich recht unbestimmt über Indochina und sehr allgemein über den Fernen Osten aus und wehrte schliesslich die von den Franzosen gestellte Frage nach der Levante mit Ausflüchten ab. Churchill

schien des Glaubens zu sein, er allein sei zum Anwalt der europäischen Interessen bestimmt. Und die speziell englischen Interessen hätten durchkreuzt werden können, wenn die Franzosen auf der Konferenz anwesend gewesen wären.

Schliesslich: Stalin hat sich von de Gaulles Hartnäckigkeit überzeugen können. Ende November haben die beiden in Moskau fünfzehn Stunden lang verhandelt. Stalin hatte dabei versucht, von de Gaulle die Anerkennung des polnischen Lubliner Komitees und damit die stillschweigende Desavouierung der polnischen Regierung in London zu erreichen. General de Gaulle liess sich herab, die Delegierten des Lublin-Komitees zu empfangen und mit ihnen zu plaudern. Aber die drei Polen, die man ihm in der französischen Botschaft vorstellte, Bierut, Osuska-Morawski und General Rola-Zymierski, erweckten in ihm nicht nur den «Eindruck, Mediokritäten vor mir zu haben», sie antworteten auch auf seine Fragen «im Tone von in Streitigkeiten verstrickten und von Ambitionen verzehrten Partisanen. Sie waren offenkundig Kommunisten und leierten die ihnen eingepackten Versehen herunter». De Gaulle liess sich jedoch auf nichts anderes ein, als die Entsendung eines französischen Bevollmächtigten in der Person des Majors Christian Fouchet in Aussicht zu stellen, «zwecks Regelung der die Franzosen, insbesondere unsere Gefangenen in dem vom Lubliner Komitee kontrollierten Gebiet betreffenden praktischen Fragen». Stalin war es nicht gelungen, von de Gaulle die diplomatische Anerkennung des Lublin-Komitees zu erlangen. Und bei dem üppi- gen Souper, das de Gaulle am Abend vor seiner Abreise im Kreml gegeben wurde, versäumte denn auch Stalin nicht, in seinem Trinkspruch hervorzuheben, dass «Frankreich jetzt von entschlossenen, unbeugsamen Männern geführt wird».

Der unbeugsame Mann – genau den haben weder Roosevelt noch Churchill noch Stalin dabei haben wollen.

Und de Gaulle war dann nichts anderes als ein «Rendezvous mit der Geschichte» übriggeblieben.

Am vergangenen Montag, dem zweiten Sitzungstag in Jalta, hat er eine Rundfunkrede gehalten:

«Bezüglich der künftigen Friedensregelung haben wir unseren Verbündeten zu verstehen gegeben, dass Frankreich sich selbstverständlich in keiner Weise an etwas gebunden halten wird, was es nicht miterörtert und auf gleicher Ebene mit den anderen gebilligt hat . . . Ich betone nachdrücklich, dass die Präsenz der französischen Streitmacht entlang des ganzen

Rheins, die Abtrennung des linken Rheinufer und des Ruhrgebietes von dem künftigen deutschen Staatsgebilde und die Unabhängigkeit der Völker Polens, der Tschechoslowakei, Österreichs und des Balkans Voraussetzungen sind, die Frankreich für wesentlich erachtet... Im Übrigen sind wir unbesorgt, dass es uns möglich sein wird, gewisse dieser uns am unmittelbarsten interessierenden Voraussetzungen zu verwirklichen, denn wir sind 100 Millionen Menschen, die fest unter der französischen Fahne vereint sind.»

Der Mann, den Hitler einmal den «grössten Italiener in der Geschichte seit Julius Cäsar» nannte, ist nur noch der Schatten seiner selbst.

Benito Mussolini ist nicht wiederzuerkennen. Die Uniform der faschistischen Miliz, die er beharrlich weiterträgt, schlottert um seinen Körper. Der Kragen seines schwarzen Hemdes ist zu weit für seinen abgemagerten Hals. Die Wangen sind eingefallen, sein Gesicht ist fahl; er wirkt wie geistesabwesend. «Er hat der Welt entsagt», sagt sein Befreier Skorzeny, der ihm vor einigen Tagen einen Besuch abgestattet hat. Hin und wieder meldet sich seine alte Willenskraft: Er glaubt an die Wunderwaffen, «die die ganze Welt verblüffen» werden, und möchte die Produktionsstätten besichtigen; er nimmt sich vor, die in Aufstellung begriffenen italienischen Divisionen zu inspizieren: die Division «San Marco» in Grafenwöhr, die «Monterosa» im Lager Munzingen, die «Littorio» bei Heidelberg und die «Italia» im Sennelager bei Paderborn. Meistens aber ist er melancholisch und niedergeschlagen. Dann sucht er Trost bei Plato. Er philosophiert mit Coppola, dem Rektor der Universität Bologna, Verfasser eines Werkes über Epikur, oder er befasst sich, wie in seinen früheren Jahren, mit sozialistischen Theorien. Sicherlich hat er auch Gewissensbisse wegen der Hinrichtung des Marschalls de Bono und seines Schwiegersohns Ciano, die sich rittlings auf einen Stuhl hatten setzen müssen, so dass der Rücken dem Exekutionskommando zugekehrt war.

Mussolinis Regierungs- und Wohnsitz ist der Ort Gargnano am Westufer des Gardasees. Sonntags macht er, eskortiert von deutschen Soldaten, die ihm zum Schutz beigegeben sind, Spazierfahrten auf dem Fahrrad rings um den See. Er verbringt sein Leben entweder in der Villa Feltrinelli oder in einem Nebengebäude des Schlosses Vittoriale oder in der Villa delle Orsoline.

In der Villa Feltrinelli hat sich seine Familie niedergelassen: seine verbitterte Frau, sein ältester Sohn, der Intrigant Vittorio, mit Frau und Kindern, Gina, die Witwe seines Sohnes Bruno, mit ihren Kindern, sein jüngster Sohn Romano und seine jüngste Tochter Anna Maria – eine kleine, in sich zerstrittene Welt, deren Zänkereien sich vor den Augen des in der Villa ebenfalls untergebrachten deutschen Stabsarztes Dr. Zachariae und des deutschen Verbindungsoffiziers Leutnant Dyckerhoff abspielen.

In einer Dependance des Vittoriale, das einmal d'Annunzio gehörte, wohnt Mussolinis Geliebte Clara Petacci. Wenn er sie besucht, verzichtet er auf seinen luxuriösen Alfa Romeo und benutzt einen bescheidenen Fiat.

Seinen Dienstsitz hat er in der Villa delle Orsoline. Das Arbeitszimmer ist klein und dazu noch durch zuviel Möbel und einen riesigen Kachelofen beengt. Hier verbringt er seine Zeit mit Schreiben und Lesen. Zu seiner Lektüre gehören Tolstoi, Scholochow und Emil Ludwigs ‚Napoleon‘.

Was er auf politischem Gebiet tut, geschieht ohne Überzeugung.

Im September 1943 hatte er die «Soziale Republik Italien» gegründet, aber sie besass kein staatliches Gefüge. Er glaubt kaum selbst an ihre Realisierung. Im Übrigen weiss niemand, wie sie richtig heisst. Mal nennt man sie «Republik des Nordens», mal «Republicetta», mal «Neofaschistische Republik».

Die Verhältnisse, unter denen die Regierung arbeiten muss, sind unwahrscheinlich: Vizepräsident Graziani hat seinen Dienstsitz in Desenzano, Erziehungsminister Biggini in Padua, Justizminister Casanova in Cremona, Verkehrsminister Liverani in Verona, Arbeitsminister Romano in Venedig.

Das Aussenministerium befindet sich in Saló. Das ganze diplomatische Korps besteht aus einem japanischen Botschafter, der nie in Erscheinung tritt, einem Schweizer Geschäftsträger, der sich ebenfalls kaum blicken lässt, und dem deutschen Botschafter und «Bevollmächtigten in Italien» Rudolf Rahn. Dieser, ein Schwabe mit buschigen Augenbrauen, den seine Kollegen im Auswärtigen Amt «Proletnazi» nennen, ist der eigentliche Herr der ganzen «Sozialen Republik», der Mann, der alle Fäden in der Hand hält.

Der Vatikan hat keinen Vertreter ernannt. Mussolini empfängt zwar bisweilen Prälaten, die ihm und seinen Kindern den Segen erteilen und auch seine Mitarbeiter besuchen, aber Wei-

sung haben, niemals das Wort «Republik» auszusprechen. Und Kardinal Schuster, der Erzbischof von Mailand, macht aus seiner Abneigung kein Hehl.

Gargnano ist Schauplatz einer Tragikomödie. Kaum nimmt man hier vom Weltgeschehen Kenntnis. In Erwartung des Endes ist man über jeden Tag froh, den man noch lebt.

«Wie war es nur möglich», fragt Hitler zuweilen, «dass der Faschismus zusammenschmolz wie Schnee in der Sonne?»

Papst Pius XII. ist, wie alle Tage, um 6.30 Uhr aufgestanden.

Vor dem Fenster, das auf den Petersplatz geht, spricht er ein kurzes Gebet. Dann macht er ein paar gymnastische Übungen in einem kleinen Nebenraum. Nachdem er eine kalte Dusche genommen und sich rasiert hat, kleidet er sich an und begibt sich in die Hauskapelle, um die Messe zu zelebrieren. Dort erwarten ihn sein alter Hausmeister Giovanni Stefanori, sein Chauffeur Mario Stoppa, Schwester Pasqualina sowie die drei anderen deutschen Schwestern, die ihm den Haushalt führen. Er ist eine eindrucksvolle Erscheinung, gross, hager, mit strengen Gesichtszügen, fast wie im Fieber glänzenden Augen, scharf geschnittener Adlernase und mit aschgrauer Haut, die sich wie Pergament über seine ausgeprägten Züge spannt. Seine Bewegungen sind gemessen, sorgfältig abgewogen. Er spricht mit klarer, etwas scharfer und näselnder Stimme.

Nach der Messe nimmt er sein Frühstück ein: eine Tasse Milchkaffee, ein Brötchen und etwas Obst. Er vergnügt sich mit seinen Kanarienvögeln, die ihm auf die Schulter fliegen und die Krümel vom Tisch picken. Schwester Pasqualina, die von den bösen Zungen Roms *la papessa* oder *Virgo Potent* genannt wird, wartet ihm auf. Sie betreut ihn seit 1917. Als sie damals, mit besonderer Genehmigung von Papst Benedikt XV., bei Monsignore Pacelli (zu jener Zeit Nuntius in München) in Dienst trat, war sie 23 Jahre alt. Seitdem hat sie ihn nicht verlassen. Sie ist eine geborene Lehnert und gehört der Kongregation der Schwestern vom Heiligen Kreuz an.

Der Nationalsozialismus ist Pius XII., wie es nicht anders sein kann, ein Greuel. Er hat sich wiederholt gegen ihn gewandt. Hitler, sagt er, habe gegen das Gebot verstossen: *Neutralitas Neutralitatum et omnia Neutralitas*. Aber als Nuntius hat Pius XII. zwölf Jahre lang in Deutschland gelebt. Er liebt das deutsche Volk. In seiner engsten Umgebung herrscht das deutsche Element vor. Deutsch sind nicht nur die Schwestern, die ihn be-

treuen, sondern auch sein Beichtvater Mgr. Bea und die Jesuitenpater Robert Leiber und Wilhelm Hentrich, die seinem persönlichen Sekretariat vorstehen. Seine Vorliebe für das Deutsche geht so weit, dass sogar alle seine Vögel deutsche Namen haben. Er macht sich tiefe Sorge über das Elend, in das die Nazis das deutsche Volk gestürzt haben.

Gegen 10 Uhr begibt er sich in das unter seinem Schlafgemach gelegene, in Rot und Gold gehaltene Arbeitszimmer und blättert die Zeitungen durch. Um zehn empfängt er seinen ersten Besucher, Mgr. Montini, nach diesem Mgr. Tardini, beides vatikanische Staatssekretäre. Montini ist so asketisch, ernst, zurückhaltend und lombardisch, wie Tardini korpolent, fröhlich, herzlich, genussfroh und römisch ist.

Mit beiden bespricht der Papst heute das Treffen der Grossen Drei. Vom Ausgang dieser Konferenz hängt das Schicksal vieler Millionen Katholiken in verschiedenen Ländern ab: 20 Millionen in Deutschland, 30 Millionen in Polen, 70 Prozent der tschechoslowakischen Bevölkerung, 14 Prozent der Bevölkerungen Rumäniens und Ungarns, drei Millionen Katholiken und 120 Bischöfe in China, nicht gerechnet die philippinischen, indochinesischen, baltischen, griechischen und serbischen Katholiken. Pius XII. hat am 30. Januar Harry Hopkins auf dessen Durchreise nach Jalta in Audienz empfangen und ihm seine grosse Besorgnis nicht verborgen. Er hat ihn gefragt, ob sich Präsident Roosevelt auch seiner ungeheuren Verantwortung bewusst sei. Und schon vorher, in seiner Weihnachtsbotschaft, hat er, auf die Gefahr hin, dem demokratischen Potentaten im Weissen Haus zu missfallen, kein Hehl aus seinen Empfindungen gemacht: «Wäre nicht die Möglichkeit, die Tätigkeit der Regierenden zu überwachen und zu korrigieren, beseitigt worden, so wäre die Welt nicht in die Katastrophe des Krieges hineingerissen worden.» Ein Satz, der nicht nur auf Nationalsozialismus und Faschismus zutrifft. «Mensch und Staat sind auf eine Weise verbunden und verflochten, dass sie nur zusammen bestehen oder untergehen können.» Auch das ein Satz, der nicht nur für Hitler und Mussolini gilt. Die Kommunisten haben das klar erkannt. Togliattis Wochenzeitung greift seit Wochen heftig die Politik des Heiligen Stuhls an; sie bringt eine Artikelserie mit dem Titel «Der Vatikan gegen die Freiheit des spanischen Volkes» und mit dem Tenor: «Den Kommunismus bekämpfen, heisst gemeinsame Sache mit dem Faschismus machen.» ‚Il Quotidiano‘, ‚Il Popolo‘ und ‚L’Osservatore Ro-

mano' haben nicht versäumt zu entgegnen, so dass es zu einer sehr lebhaften Pressepolemik gekommen ist.

Die Audienzen gehen bis zur Mittagszeit.

Heute empfängt der Papst mehrere italienische Bischöfe in Privataudienz: Gremigni, Brizi, Sibilis, den Erzbischof Con-dalonieri von Aquila wie auch Professor Cherubini und das für die Provinz Rom zuständige Komitee der Nationalen Hilfsorganisation Italiens. In Sonderaudienz empfängt er Gerald Griffin, die Familien Benaminio und Stefani, den Pater Sauveur Cadeau und Oberst Joseph Schultz. Den Bischöfen Gremigni und Brizi verleiht er das *Crux pectoralis*.

Sein frugales Mittagmahl nimmt er, wie stets, ohne Tischgenossen ein. Er gönnt sich ein Viertel weissen Frascati und eine kleine Tasse schwarzen Kaffee.

Eine halbe Stunde nach dem Essen geht er wieder ins Arbeitszimmer. Er öffnet und studiert die geheimsten Akten: *Pro Pontissce Maximo individualiter. Salva excommunicationis pro aliis qui legunt extra pontificem*. (Für den Pontifex Maximus persönlich – bei Strafe der Exkommunikation für jeden, der ausser ihm liest.) Er ruft seine Sekretäre, um ihnen Anweisungen für ein paar Briefe und Reden zu geben. Sie sind schon seit Jahren seine Mitarbeiter. Pius XII. sieht nicht gern neue Gesichter um sich. Es widerstrebt ihm, in weltlichen und administrativen Angelegenheiten Entscheidungen zu treffen. Er ist ein Papst, der mit Heiligsprechungen und der Ernennung von Bischöfen sparsam umgeht.

Um 16 Uhr, nach der Vesper, lässt er sich in die Vatikangärten fahren. Dort geht er, wie alltäglich, eine Stunde lang spazieren. Danach begibt er sich wieder in sein Arbeitszimmer bis 20 Uhr. Nach dem Abendessen arbeitet er weiter bis tief in die Nacht hinein.

Selten ist Pius XII. von so grosser Sorge erfüllt gewesen wie im Laufe dieser Woche, in der am Schwarzen Meer die Dreierkonferenz tagte. Seine Sorge gilt nicht nur dem zusammenbrechenden Deutschland, sie gilt auch Polen und allen katholischen Ländern Osteuropas.

Vor einiger Zeit nämlich hat ihn Kardinal Spellman, der Erzbischof von New York, aufgesucht.

Kein anderer katholischer Bischof ist ein so weitgereister Mann wie Spellman: Als höchster Militärggeistlicher der amerikanischen Armeen und als persönlicher Informant des Papstes hat er in Europa Tausende von Kilometern zurückgelegt.

Er ist eine starke, sehr kultivierte Persönlichkeit und dabei «ganz amerikanisch». Er fährt seinen Chevrolet selbst, hat das Pilotenexamen gemacht und hält mit den Protestanten gute Kameradschaft.

Ausserdem ist er mit Roosevelt befreundet, der ihn bisweilen abends ins Weisse Haus bittet und ihm in seinen Plaudereien am Kamin gern seine Hauptsorgen anvertraut: eine Art weltliche Beichte. So hatte Präsident Roosevelt auch am 2. September 1943, gleich nach seiner Rückkehr von der Konferenz in Quebec, den Kardinal zu sich gebeten und ihm schon damals über Pläne berichtet, die Spellman derart erschreckten, dass er sie unverzüglich dem Papst zur Kenntnis gebracht hatte. Daher ist der Papst in dieser Woche so tief besorgt.

«Die Teilung ist eine einfache Sache», hatte Roosevelt damals gesagt. «Der Ferne Osten kommt zu China. Der Pazifik zu den Vereinigten Staaten. Afrika und Europa werden zwischen Russland und Grossbritannien aufgeteilt . . . Ich hoffe, dass die russische Intervention in Europa nicht zu grob sein wird . . . Mit Stalin, glaube ich, werde ich mich besser verstehen als mit Winston. Winston ist Idealist. Stalin dagegen Realist, wie ich. Daher wird sich eine Verständigung zwischen uns auf realistischer Basis von selbst ergeben ... Nur habe ich die Sorge, obwohl sie wahrscheinlich überflüssig ist, ob Stalin sich verpflichten wird, seinen Einflussbereich nicht über eine bestimmte Linie hinaus auszudehnen. Er wird sicherlich Finnland, die Baltischen Staaten, die Osthälfte Polens und Bessarabien fordern. Sich seinen Wünschen zu widersetzen, wäre sinnlos, denn Stalin hat ja die Macht und die Mittel, sie sich selbst zu erfüllen. Besser ist, darauf einzugehen . . . Ausserdem hat die Bevölkerung Ostpolens ohnehin den Wunsch, russisch zu werden . . . Aber man weiss nicht, ob sich Stalin auf jene Wünsche beschränken wird . . .»

Das war eine «Teilung der Welt» von erschreckendem, beklemmendem Ausmass.

Spellman bemerkte dann, dass Russland bereits für Deutschland, Österreich und andere Länder Regierungen mit kommunistischem Übergewicht vorgesehen habe und dass es in diesen Ländern Regime errichten könne, die ihm gefügig seien. «Damit muss man rechnen», antwortete Roosevelt. «Es wird sicher zu einer beträchtlichen Ausdehnung kommunistischer Regime kommen. Aber was ist da zu machen? (*What can we do about it?*)»

Spellman stellte dann eine konkrete Frage: «Werden öster-

reich, Ungarn und Kroatien unter ein solches Protektorat kommen?» Die Antwort lautete: ja. «Aber», fügte Roosevelt hinzu, «wir müssen die grossartigen wirtschaftlichen Erfolge Russlands in Betracht ziehen. Seine Finanzen sind gesund. Natürlich wird die Europäer der Gedanke erschrecken, sich Russland anpassen zu müssen, doch es ist zu hoffen, dass die Russen in zehn oder zwanzig Jahren, dank der von den Europäern ausgehenden Einflüsse, weniger barbarisch sein werden . . . Was uns betrifft, so hoffe ich, dass aus einer Zwangsfreundschaft (*forced friendship*) bald eine echte und dauerhafte Freundschaft (*a real and lasting friendship*) werden wird . . . Letztlich werden die Russen 40 Prozent des (europäischen) Gebiets mit kapitalistischer Wirtschaft beanspruchen, so dass die Kapitalisten 60 Prozent behalten werden. Auf dieser Basis ist eine Verständigung möglich: jedenfalls ist das Litwinows Meinung.»

Spellmans Fragen wandten sich den einzelnen Ländern zu:

Ungarn? «Ich liebe die Ungarn. Ich wünschte, sie könnten sich herauswinden. Ich bin bereit, sie auf alliierter Seite aufzunehmen.»

Österreich? «Es besteht für die Österreicher nur eine Möglichkeit, sich den Kommunisten zu entziehen: wenn Otto von Habsburg mit Unterstützung der Ungarn den Thron wiedererlangt.»

Kroatien: «Winston ist für den Status quo ante. Ich bin gegen die Wiedererrichtung des jugoslawischen Staats und ziehe einen unabhängigen kroatischen sowie einen unabhängigen slowenischen Staat vor.»

Frankreich? «Es entgeht vielleicht dem Kommunismus, wenn es eine Regierung à la Léon Blum bekommt.»

Polen? «Nach seiner Wiederherstellung soll es Ostpreussen erhalten.»

Deutschland? «Es wird in mehrere Staaten aufgeteilt. Eine Zentralregierung soll es nicht mehr haben. Es wird unter die Kontrolle der vier Grossmächte USA, UdSSR, Grossbritannien und China gestellt werden. Es wird für die Dauer von vierzig Jahren entmilitarisiert. Jegliche Luftfahrt muss den Deutschen verboten werden.»

Westeuropa? «Für folgende Länder sind Volksabstimmungen vorgesehen: Frankreich, Italien, Holland, Belgien, Norwegen und Griechenland. Nicht für die Tschechoslowakei.»

In Griechenland scheint der Bürgerkrieg, in dem sich seit dem Abzug der deutschen Truppen die von englischen Militärbe-

ratern geführten Regierungsstreitkräfte und die prokommunistischen Partisanen der ELAS, der Armee der EAM (Nationale Befreiungsfront) gegenüberstanden, dem Ende entgegenzugehen.

Gerade am heutigen Tag unterzeichnen – nach zwei Wochen zähen Verhandeln – die griechische Regierung und die Führer der EAM ein Friedensprotokoll.

Die Unterzeichnung findet, im Beisein des britischen Botschafters Reginald Leeper und des für den Mittelmeerraum zuständigen Ministerresidenten der britischen Regierung, Harold Macmillan, in einer Villa am Meeresstrand bei Athen statt.

Erzbischof Damaskinos, Ministerpräsident Nikolaos Plastiros und Außenminister Sofianopoulos drücken ihre Befriedigung aus. Selbst über das schwierigste Problem ist ein Abkommen erzielt worden: Es betrifft die Unterscheidung zwischen politischen und kriminellen Vergehen während der turbulenten Zeit nach dem Abzug der deutschen Besatzungstruppen.

Von den Aufständischen der ELAS, die im Besitz nicht nur von Gewehren, sondern auch Maschinengewehren und einigen Artilleriegeschützen sind, müssen schätzungsweise 60'000 Waffen der verschiedenen Arten abgeliefert werden.

Der Führer der Aufständischen, der Kommunist Markos, ist bei den Verhandlungen weniger unnachgiebig gewesen, als es Erzbischof Damaskinos erwartet hatte: Die Erklärung hierfür ist, dass Markos aus Moskau dem Sinne nach die Weisung erhalten hat: «Versöhnung um jeden Preis.»

Im Nahen Osten und in Afrika herrscht Ruhe.

Am heutigen Tag – nach dem arabischen Kalender ist es der 27. Tag des Monats Safar des Hidschrajahres 1564 – verlässt der König Saudi-Arabiens, Abdul Asis Ibn Abdul Rahman al Faisal Ibn Saud, zum erstenmal in seinem Leben sein Königreich.

In Dschidda, dem Hafen von Mekka, begibt er sich an Bord des amerikanischen Zerstörers «Murphy», um an der Einfahrt zum Roten Meer mit dem von der Krim zurückkehrenden Präsidenten Roosevelt zusammenzutreffen. Der Nomadenkönig verschmäht die ihm angebotene Kapitänskajüte. Er zieht es vor, auf dem Hinterdeck unter freiem Himmel zu kampieren. Das brave Schiff hat sich in ein Wüstenlager verwandelt. Die gewaltsam an Bord gebrachten Hammel blöken. Der König kommt in Begleitung seiner Favoritinnen, seines Wahrsagers,

seines Augenarztes, seines Hofgeistlichen, einiger Minister, der schwarzen Kolosse seiner Leibgarde und seiner schönsten Sklaven. Er trägt ein weites, wallendes, mit Edelsteinen besetztes Gewand. Unter einem farbenprächtigen Zelt lässt er sich auf einem hohen Brokatsessel nieder. In seiner Nähe stehen die grossen Krüge mit Trinkwasser aus den heiligen Brunnen von Mekka.

Im Übrigen hat er nur einen Wunsch: Er möchte bei Roosevelt erreichen, dass keine Juden mehr nach Palästina eingeladen werden.

Kairo feiert den 25. Geburtstag des Königs Faruk, der sich kürzlich seinen Bart abnehmen liess. Im Mittelpunkt der Festlichkeiten steht ein Stafettenlauf zwischen dem Königspalast in Alexandrien und dem Abdin-Palast in Kairo. Alle Läufer sind Soldaten der ägyptischen Armee, die über eine Strecke von fast 200 Kilometer Länge eine Fackel von Hand zu Hand weiterreichen. Am späten Nachmittag erreicht die Fackel die Hauptstadt, über der unterdessen ägyptische Flugzeuge kreisen, die an Miniaturfallschirmen befestigte Bonbonpakete abwerfen. Den ganzen Tag über ist der weite Platz vor dem königlichen Abdin-Palast von einer riesigen Menschenmenge bevölkert. Studenten, Arbeiter und Fellachen jubeln dem jungen König zu, sooft er sich auf dem grossen Balkon zeigt. Am Abend gibt es ein prächtiges Feuerwerk. Bis tief in die Nacht tafeln im luxuriösesten Klub, dem «Mohammed Ali», betreut von Cosbi, einem der renommiertesten *Maitre d'hôtel* der Welt, ägyptische Paschas, griechische Millionäre, exilierte Fürsten, kosmopolitische Schönheiten, Offiziere verschiedener Nationalität, für die die gigantischen Probleme, über die heute in Jalta Beschluss gefasst wurde, nicht zu existieren scheinen.

Am Abend trifft in Kairo der syrische Präsident Shukri el Kuwatly ein, da für den 14. Februar eine Konferenz der Arabischen Union einberufen ist, an der für den Irak General Nuri es Said, für Saudi-Arabien des Königs Privatsekretär Scheich Jussef Jassin, für Transjordanien der Aussenminister und für den Libanon Minister Henri Pharaon teilnehmen werden. Sie alle setzen grosse Hoffnung auf die neue Weltorganisation und wollen sich zu einem Block zusammenschliessen. Nur so können sie den Interessen der arabischen Völker in der Nachkriegszeit Gehör verschaffen.

Halle Selassie, Kaiser von Äthiopien, verlässt ebenfalls sein Reich, um mit Präsident Roosevelt auf dessen Schiff zusammenzutreffen. Er fliegt mit einer C-54 von Addis Abeba ab. Er und sein Gefolge sehen weniger malerisch aus als Ibn Saud und sein Hofstaat. Der «Löwe von Juda» trägt eine schlichte Khakiuniform ohne jedes Abzeichen. Das alliierte Oberkommando hat ihm eine Villa in Payne Field, dem amerikanischen Luftstützpunkt, zur Verfügung gestellt.

In der Türkei erwägt die Regierung auf Drängen des Präsidenten Ismet İnönü und des Premiers Saracoglu, in den Krieg gegen Deutschland einzutreten, um Mitglied der Organisation der Vereinten Nationen werden zu können.

Aus Tananarive wird gemeldet, dass französische Mediziner und Chemiker ein neues Mittel gegen die Lepra entdeckt haben, das sich aus einer in Madagaskar in Hülle und Fülle vorkommenden Pflanze der Familie der Umbelliferen extrahieren lässt. Es ist ihnen gelungen, den Wirkstoff aus diesem Doldengewächs zu isolieren. Es handelt sich um Asiaticocid. Die ersten Versuche sind sehr befriedigend verlaufen. Aus dem belgischen Kongo wird berichtet, die Laboratorien von Estrida in Ruanda-Urundi hätten mit der Herstellung des neuen grossartigen Heilmittels Penicillin begonnen. Aber solche Nachrichten werden an diesem Tag von den Menschen kaum gelesen; sie stehen als Füller in den Zeitungen, an unauffälliger Stelle.

In den Hauptstädten der «Grossen Drei» Der Tag in Washington, Moskau und London

Amerika hat es besser – ausgenommen die Familien, die einen Angehörigen an der Front haben. So paradox es klingen mag: In den Vereinigten Staaten hat der Krieg nicht alles umgestülpt, sondern vielmehr eine Intensivierung der friedenszeitlichen Lebensweise und eine Steigerung der Lebensfreude mit sich gebracht.

In den Industriestädten – Detroit, Pittsburgh – hat sich die Be-

völkerung verdoppelt. Die Rüstungswerke arbeiten auf vollen Touren, und Amerikas grosse Plage, die Arbeitslosigkeit, ist verschwunden. Vergnügungen aller Art gibt es in Hülle und Fülle. Zwar besteht eine gewisse Rationierung, doch man spürt sie kaum. Die Geschäfte geben jeweils nur ein Paket Stecknadeln ab, aber nichts hindert den Kunden, mehrere Läden aufzusuchen. Es wird über den geringeren Umfang der Zeitungen gemurmelt, und doch sind am heutigen Tage ‚New York Times‘ und ‚New York Herald Tribune‘ mehr als hundert Seiten stark. Man kann soviel *gadgets*, soviel Tabak, Alkohol und Lebensmittel kaufen, wie man will. Was allein ins Gewicht fällt, ist die Rationierung von Benzin: Die Highways sind leer, und in den Städten ist der Autoverkehr gering. Die Ruhe auf den Strassen tröstet bis zu gewissem Grade über den Benzinmangel hinweg.

Der Krieg hat auch keine moralischen Erschütterungen hervorgerufen. Die grossen sozialen und menschlichen Stürme, von denen andere Völker aufgewühlt werden, haben Lincolns Land verschont. Hier kennt man nur ein Ziel: *top reserve the American Way of Life*, die Würde des Individuums, Freiheit und Demokratie zu bewahren, aber ebenso das kleine häusliche Glück mit allem Komfort, mit Kühlschrank und Waschmaschine, mit Radio und dem neuen Zeitvertreib, dem Fernsehen, mit unterhaltenden Zeitungen, Zeitschriften und Büchern. Roosevelts Landsmann ist nicht mehr der Pionier und Abenteurer von ehemals; er ist zwar noch bereit, die Palisaden zu bewachen, aber auf die tolle Jagd nach unbegrenzten Möglichkeiten hat er verzichtet. Er steht da, wo 1914 der Franzose stand; er ist ein Bourgeois, vollauf zufrieden mit seinem Wohlleben, doch auch in Gefahr, Manien und Egoismen zu entwickeln.

Amerika hat einen unerhörten Grad von Macht erreicht. In seinen Armeen stehen mehr als acht Millionen Soldaten. In den Rüstungswerken arbeiten 28 Millionen Menschen. Das Militärbudget beläuft sich auf etwa 150 Milliarden Dollar – sechsmal so viel wie im Jahre 1918. Die Stahlproduktion ist mit 90 Millionen Tonnen höher als die der gesamten übrigen Welt. Die Industrie erzeugt jährlich 20'000 Panzer, monatlich 10'000 Flugzeuge, 2'500 Feldgeschütze, 70'000 Maschinengewehre, 18 Millionen Geschosse und täglich fünf Schiffe.

Doch das tägliche Leben hat sich nicht verändert. Jede Woche gehen 75 Millionen Amerikaner ins Kino. In New York allerdings gibt es zwei aussergewöhnliche Gepflogenheiten: Einmal lässt man jeden Samstag um 12 Uhr auf dem RCA-Building eine

riesige Luftschuttsirene ertönen, die von einem 140-PS-Chrysler-Motor betrieben wird; zum andern finden sich bei Truppenverschiebungen regelmässig grosse Menschenmengen auf den Piers am Hudson und East River ein. Aber sonst geht das Leben seinen normalen Gang, oder wie der Humorist Paul Gallico für die Soldaten schrieb: *Nothing mach happened here at home while you were gone* (Seit Ihr weg seid, ist hier nichts Besonderes passiert).

Indessen machen sich schon zwei fundamentale Wandlungen bemerkbar: die enorme, auf Kosten der Presse anwachsende Bedeutung des Rundfunks und das Anwachsen des Negerproblems.

Der Rundfunk ist König unter den Nachrichtenmedien geworden. Viele Millionen Hörer stellen jeden Abend um 19 Uhr ihr Gerät ein, um den Kommentar von Raymond G. Swing zu hören. Die Zeitungsverleger patronisieren recht mittelmässige Sendungen, aber man hört auch erstklassige Kommentatoren wie Shirer, Kaltenborn oder Lowell Thomas.

Die Neger schliessen sich in Verbänden zusammen. Sie sind ein wesentlicher Faktor für die Wahlen geworden. Um ein Beispiel aus dem Norden zu nennen: Allein in New York gibt es 350'000 stimmberechtigte Neger. Mit ihnen drängt eine neue Generation nach vorn, auf die fortan jeder US-Präsident weitgehend Rücksicht nehmen muss. Während die Neger sich früher, im Gedenken an Lincoln, der Republikanischen Partei durch Tradition verbunden fühlten, neigen sie jetzt wegen Roosevelts sehr fortschrittlicher Politik mehr zu der Demokratischen Partei, was Roosevelt veranlasst, sich antikolonialistischer zu geben, als er es von Haus aus ist. Sie haben einflussreiche Organisationen gegründet, wie die *National Association for the Advancement of the Coloured People*. Das erwachte Bewusstsein der Negerwelt muss auf einen so sensiblen und intuitiven Mann wie Roosevelt eine starke Wirkung ausüben. Als Politiker fühlt sich dieser ehemalige Gouverneur des Staates New York verpflichtet, die Reaktionen und Strömungen gerade in diesem Staat zu verfolgen, wobei er instinktiv dazu neigt, solche Ansichten zu verallgemeinern. Roosevelt ist aufs Tiefste beeindruckt von der Emanzipation der Neger vor allem im New Yorker Stadtviertel Harlem. Daher sein Bestreben, sich von dem als reaktionär und imperialistisch verschrienen Winston Churchill abzuheben. Insofern wirkt sich Harlem auf Jalta aus. Mit Stolz weisen die Neger auf diejenigen in ihren Reihen hin, die zu grossem Ruhm gelangt sind: Carter Woodson, Du Bois, Präsident Hope von

der Atlanta-Universität, Paul Robeson, die Schriftsteller Alain Locke und Richard Wright, die Sportler Jesse Owens und Joe Louis. Aber auch in der Politik gibt es Berühmtheiten: Clayton A. Powell, Pastor der *Abyssinian Baptist Church*, Herausgeber der Zeitung ‚People’s Voice‘, ist eine einflussreiche Persönlichkeit im politischen Leben geworden; an der Spitze der mächtigen Gewerkschaft der Schlafwagenangestellten steht ein Neger, A. P. Randolph; und ein Neger ist es, Walter White, der von Roosevelt den Erlass der berühmten Exekutivorder Nr. 8802 erlangte, durch die jegliche Rassendiskriminierung innerhalb der Verwaltung und der Rüstungsbetriebe untersagt wurde. Nicht zu vergessen ist, dass es in Amerika über 550 Neger-Zeitungen und -Zeitschriften gibt, darunter solche mit sehr hohen Auflagen, wie ‚Amsterdam News‘, ‚New York Age‘, ‚Crisis‘, ‚Negro Quarterly‘.

In Washington ist es heute, am 11. Februar 1945, sehr kalt. Amerika erlebt den strengsten Winter seit fünfzig Jahren.

Eleanor Roosevelt, «die bessere Hälfte des Präsidenten», bleibt den ganzen Tag in ihrer Wohnung im zweiten Stock des Weissen Hauses. Sie gilt als die erbitterteste Gegnerin der erbittertsten Gegner ihres Mannes. Diese haben sich damit abgefunden. Sie behaupten, dass Eleanor, auch wenn Franklin zugunsten ist, den Präsidentenstuhl in dem berühmten ovalen Arbeitszimmer innehat. Jedenfalls fertigt sie heute, wie alle Tage, mehrere Telegramme nach Jalta ab, die nichts mit dem Haushalt zu tun haben.

Der im November gewählte, aber erst seit ein paar Wochen amtierende neue Vizepräsident, ein gewisser Harry S. Truman, hat von dem Dreiertreffen am Schwarzen Meer, wie alle Welt, nur durch die Zeitungen erfahren. Mit seiner Frau Bess, seiner Tochter Margaret und seiner Schwiegermutter Mrs. Wallace bewohnt er noch sein kleines Apartment an der Connecticut Avenue, für das er 125 Dollar Monatsmiete bezahlt. Die Wohnung ist so bescheiden, dass er keine Empfänge geben kann. Aber mit Einladungen wird er überhäuft. Er lässt sich keine entgehen und eilt von Cocktailparties zu Dinern oder Soupers. Der Humorist George Dixon sagt: «Der neue Vizepräsident ist der bestgenährte Gentleman Washingtons.»

Der Kongress macht Roosevelt zurzeit wenig zu schaffen. Die Demokraten haben kürzlich anstelle der drei Isolationisten Reynolds, Gilette und Clark drei Anhänger der Rooseveltschen

Aussenpolitik in den Aussenpolitischen Ausschuss des Senats gewählt: Hatch (Neu-Mexico), Hill (Alabama) und Lucas (Illinois). Dem Ausschuss gehören jetzt an: vierzehn Demokraten, lauter «Internationalisten», acht Republikaner und ein Progressist.

Die einzige Angelegenheit, die in politischen Kreisen und in der Presse etwas Staub aufwirbelte, ist die Ernennung des früheren Vizepräsidenten Henry Wallace zum Handelsminister. Neben Hopkins ist Wallace der umstrittenste und am meisten bekämpfte Freund Roosevelts. Gewisse Zeitungen behaupten, er sei Kommunist. Jedenfalls ist er der führende Mann auf dem linken Flügel der Demokratischen Partei, einer der Hauptverfechter der Vollbeschäftigungstheorie. Er ist der Ansicht, dass der Staat bei Störungen des Arbeitsfriedens eingreifen muss. Als Handelsminister verfügt er über die fast unbeschränkten Mittel der *Reconstruction Finance Corporation*, und als *Federal Loan Administrator* kann er Darlehen in beliebiger Höhe, auf beliebige Frist und mit beliebigem Zinssatz geben, an wen er will. Seine Gegner befürchten, dass er, der zu Verschwendung neigt, seine Vollmachten missbrauchen könnte.

Die Amerikaner wissen nichts von dem, was in Jalta vor sich geht. Diesmal ist die Zensur sehr streng gewesen. Man kann nur Vermutungen anstellen. Auf dem Ball zur Feier von Roosevelts Geburtstag, am 50. Januar – der Präsident selbst war nicht dabei –, hat die Schauspielerin Veronica Lake gesungen: *God Speed bim home, wher ever he is!* (Wo immer er sei, Gott möge ihn schnell heimbringen). Roosevelt befand sich auf dem Weg nach Malta und Jalta.

Das Magazin ‚Time‘ bringt als Titelbild den «Mann der Woche»: Stalin mit gefurchtem Gesicht und grauem Haar, darunter die kurze Unterschrift: *Facts are stubborn things* (An Tatsachen ist nicht zu rütteln).

Die Illustrierte ‚Life‘ zeigt auf ihrer Titelseite eine sechzehnjährige Badeschönheit in Saint Petersburg, Florida: Miss Amelia Crossland. ‚Time‘ ist gespickt mit Anzeigen. Die Whisky-Marken – Kinsey, Imperial, Canadian Club, Old Forester –, Pancakes von Aunt Jemina, Ronson-Feuerzeuge, die Zigaretten Lucky Strike, Chesterfield und Old Gold, Stetson-Hüte, B. C.-Tabletten gegen Kopfschmerzen, die Flugzeuge DC 4 und DC 6 der American Airlines, Vimms-Vitamine, Whitman’s Schokolade, die Automarken Chrysler, Buick und Oldsmobile, Rasiercreme Listerine, Libby’s Tomatensaft, Westinghouse-

Birnen, Blue-Ribbon-Bier, die Füllhalter Parker oder Ever-sharp, das Abführmittel Lemon and Water, Niblets (Maisflocken) und zahllose andere Markenartikel versuchen einander durch sensationelle, einfallsreiche oder auffallende Werbung zu übertrumpfen. Zwischen alledem findet man allerdings einen fundierten Artikel über den Fall Wallace – mit einem Foto, das ihn beim Spiel mit seinem Pudel Brutus zeigt –, den Bericht über eine Cocktailparty bei Mrs. Evelyn Walsh MacLean, Besitzerin des Hope-Diamanten, wo man einen ausgezeichneten kalifornischen Wein getrunken, dem Tenor Lauritz Melchior gelauscht und Harry S. Truman gesehen hat, sowie zahlreiche, sehr ausführliche Berichte von den Kriegsschauplätzen. Eine der Frontreportagen, verfasst von John Hersey, dem Autor der Bücher ‚Into the Valley‘ und ‚A Bell for Adamo‘, befasst sich mit dem Abenteuer eines jungen Marineleutnants namens John F. Kennedy, der vor den Salomoninseln Schiffbruch erlitten hat. Leutnant Kennedy befindet sich heute mit einer schweren Wirbelsäulenverletzung und mit Sumpffieber im Marinelazarett Chelsea bei Boston und liest viel. Er selbst ist Verfasser eines Buches, das einigen Erfolg gehabt hat: ‚Warum England schlief . . .‘. Zurzeit ist er im Begriff, einen Aufsatz zu schreiben: ‚Versuchen wir es mit dem Frieden‘. Darin schlägt er ein Abrüstungsabkommen zwischen den Grossen Drei für die Nachkriegszeit vor.

‚Time‘ bringt auch eine Stalin-Biographie, eine lange, ausführliche Studie, in welcher der Verfasser offen Stellung nimmt gegen die westliche Politik der Schwäche und des Verzichts. Er äussert sich besorgt über die Machtergreifung der Kommunisten in ganz Osteuropa: Jugoslawien werde von Tito beherrscht, Bulgarien sei in der Gewalt der Roten Armee und des Innenministers Anton Jugoff», Rumänien werde zerrüttet durch kommunistische Massendemonstrationen, Ungarn und Finnland stünden unter Kontrolle sowjetischer Generale, und selbst auf die Tschechoslowakei, «die kleine Schwesterdemokratie», hätten die Kommunisten die Hand gelegt: Ruthenien, eine ihrer schönsten Provinzen, sei gleich nach ihrer Befreiung der Ukraine eingegliedert worden.

Aber den meisten Raum nehmen die Berichte vom pazifischen Kriegsschauplatz und von General MacArthurs Strategie des «Froschhüpfens» von Insel zu Insel ein.

Allerdings beschäftigen sich die Zeitschriften ebenso sehr mit den neuen Filmen wie mit dem Kriegsgeschehen. Walt Disney

hat soeben einen Grossfilm fertiggestellt: ‚Victory by Aviation‘ nach einem Buch von P. de Seversky. Dazu noch einen Südamerika-Film mit einer erfundenen Handlung, welcher die Idee der *Good-neighbour-Politik* der Vereinigten Staaten zugrunde liegt: ‚Saludos Amigos‘. Darin tritt Joe Carioca auf, ein neuer Bruder von Mickey, Donald und Dumbo. In den Kinos laufen am heutigen Tag die Filme ‚The Suspect‘ mit Charles Laughton, ‚Sunday Dinner for a Soldier‘ mit Anne Baxter, ‚Minister of Fear‘ mit Ray Milland, ‚The Keys to Kingdom‘ mit Gregory Peck, ‚Tonight and every Night‘ mit Rita Hayworth und vor allem ‚The Song to Remember‘ mit Merle Oberon.

Die Tageszeitungen sind so umfangreich, dass man nicht weiss, an welcher Stelle man sie aufschlagen soll. Aus den Schlagzeilen der dicken ‚New York Times‘ erfährt man, dass die Alliierten die Rur-Talsperre in unversehrtem Zustand eingenommen und die Kanadier den Rhein erreicht haben, dass die Russen weiter im Vormarsch sind und dass B-29-Bomber Ziele im Gebiet von Tokio angegriffen haben. Auf der zweiten Seite stehen, zwischen einer Anzeige des Pelzgeschäftes Gunther, 50th Avenue, und einer Aufforderung der Restaurantbetriebe Longchamps, sich für den *Valentine’s Day* (14. Februar) Tischplätze zu sichern, der SHAEF- (Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force) Bericht Nr. 508 vom 10. Februar, sämtliche Frontmeldungen der alliierten Streitkräfte sowie auch der deutsche Wehrmachtsbericht vom selben Tag. Zahlreiche Seiten sind gefüllt mit Reportagen von den Hauptkriegsschauplätzen, denen viele Fotos und Kartenskizzen beigegeben sind. So schildert der sowjetische Kriegsberichterstatter Roman Carmen, der für ‚United Press‘ schreibt, den Vormarsch sowjetischer Truppen im Abschnitt der 1. Weissrussischen Front:

«In den von russischen Truppen besetzten deutschen Städten herrschen Ordnung und Disziplin. Die Mehrheit der Einwohner ist geblieben. Viele wurden durch unsere Panzerspitzen an der Flucht gehindert. Die von Goebbels verbreiteten Nachrichten über angebliche Greuelthaten und Vergewaltigungen seitens der tapferen russischen Soldaten sind reine Erfindungen.»

Nicht minder grossen Raum nehmen die Sportnachrichten ein. Ganz Amerika nimmt leidenschaftlichen Anteil an einem Golfturnier in New Orleans, in dem Johnny Bulla, Mac Spaden und Byron Nelson um den Titel kämpfen, leider bei starkem Regen. Die unbesiegbare Basketball-Mannschaft der Armee hat in Westpoint die Mannschaft der Universität Rochester vernich-

tend geschlagen. Um die Gunst des Publikums wetteifern die Götter des Base-Ball – die Yankees von Brooklyn, die Dodgers von Bronx, die Cardinals von Saint Louis – mit den Göttern des Rugby und des Hockey.

Eine Seite der Zeitung jedoch bietet ein ganz anderes Bild: Sie enthält die vom Kriegsministerium täglich veröffentlichte lange Liste der Gefallenen und Vermissten. Sie bringt auch zwei Fotos. Das eine zeigt den Hauptmann H. Bijur aus New York, eine berühmte Fussballgrösse: gefallen bei Luzon am 14. Januar im Alter von 26 Jahren. Das andere den Gefreiten G. Campbell von der Connecticut-Universität: gefallen an der Westfront im Alter von 22 Jahren.

Moskau ist in Schnee gehüllt.

Die Bevölkerung, durch den Zustrom von Flüchtlingen stark angewachsen, lebt zusammengepfercht in schlecht erleuchteten und schlecht geheizten Wohnungen. Nicht selten müssen sich zwei Familien in ein einziges Zimmer teilen. Die Stadt leidet, obwohl die allgemeinen Lebensbedingungen nicht so furchtbar sind, wie sie es in Leningrad während der Belagerung waren. Da die Kohle knapp ist, wird zum Heizen Brennholz verteilt, für dessen Transport Strassenbahnen und Autobusse verwendet werden. Der Stromverbrauch ist auf eine einzige Lichtquelle je Zimmer beschränkt. Erlaubt sind Glühbirnen von 16 bis 40 Watt, je nach Grösse des Zimmers. Wer gegen diese Bestimmung verstösst, hat eine Geldstrafe von 1'000 Rubel zu entrichten. Die Polizei nimmt zahlreiche Hauskontrollen vor. Und im Übrigen liefern die Elektrizitätswerke nur für vier Stunden Strom.

Die Lebensmittelrationen belaufen sich im Durchschnitt auf 500 Gramm Brot am Tag, halb weiss, halb schwarz, auf 400 Gramm Butter im Monat sowie, ebenfalls je Monat, ein Kilo Fleisch (vom Krokodil, wie die Moskauer sagen), 300 Gramm Zucker und eineinhalb Kilo Reis. Allerdings sind die Rationen gemäss den Leistungskategorien gestaffelt. Am besten versorgt werden Diplomaten, Minister und Journalisten: Sie haben Anrecht täglich auf ein Ei und ein Kilo Brot sowie monatlich auf drei Kilo Butter, drei Kilo Fleisch, fünf Kilo Fisch, fünf Kilo Zucker und vier Kilo Reis. Sie erhalten auch alle fünf Tage zwei Liter Milch. Jeder Familie stehen monatlich drei Schachteln Streichhölzer zu. Am rarsten ist Seife. Es kommt vor, dass statt Zucker Bonbons oder Schokolade, *made in America*, und anstelle von Fleisch Würstchen oder Heringe ausgeteilt werden.

Die amtlichen Preise für alle diese Waren sind mässig; ein Kilo Brot kostet einen Rubel, ein Kilo Würstchen zwölf Rubel, ein Kilo Zucker fünf Rubel, ein Kilo Butter 28 Rubel, ein Kilo Reis drei Rubel, eine Schachtel Streichhölzer 20 Kopeken. Allerdings dürfen die Kolchosen, wenn sie ihr Ablieferungssoll erfüllt haben, die überschüssigen Erzeugnisse frei verkaufen, und dann sind die Preise exorbitant hoch, umso mehr als diese Produkte stets von besserer Qualität sind: ein Kilo Brot hundert Rubel, ein Kilo Zucker tausend, ein Kilo Reis fünfzig, eine Schachtel Streichhölzer dreissig Rubel. Wodka, den man in offiziellen Läden nicht bekommt, kostet 500 Rubel das Liter.

Die Botschaften und Gesandtschaften sind aus Kuibyschew zurückgekehrt, wohin sie übergesiedelt waren, als sich die Front der Hauptstadt genähert hatte. Der für den Einkauf den Diplomaten reservierte Lebensmittelladen, der nach Kuibyschew verlegt worden war, hat seine Pforten in der Gorki-Strasse wieder geöffnet, ebenso der Geschenkartikelladen in der Stoleschnikow-Strasse, in dem nur Ausländer einkaufen dürfen.

Zurückgekehrt ist noch ein anderer Prominenter: Lenin. Der einbalsamierte Leichnam des grossen Bolschewiken war beim Herannahen der Hitler-Armeen erst nach Kuibyschew, dann nach Kasan verbracht worden. Er hat nun wieder seinen Platz im Mausoleum eingenommen. Doch unter den Moskauern geht das Gerücht, der illustre Leichnam habe sich auf dem Transport aufgelöst und sei durch eine Statue ersetzt worden, die Berija von einer von ihm persönlich ausgewählten Gruppe von Bildhauern aus einem soliden Spezialmaterial habe modellieren lassen. Der echte Lenin sei eingäschert worden, und man habe die Urne mit seiner Asche bei Ulianowsk, wo der Gründer Sowjetrusslands 1870 zur Welt kam, in die Wolga versenkt.

Die Bahnhöfe, Gewerkschaftshäuser und Untergrundbahnhöfe sind überfüllt von obdachlosen Menschen, die nach den Ostprovinzen, nach Taschkent oder Alma Ata oder nach Zentralasien evakuiert worden waren und nun über Moskau in die befreiten Provinzen zurückkehren wollen. Die meisten tragen abgerissene Kleidung: verschlissene Regenmäntel, grob zusammengenähte Ziegenfellmützen, an denen kaum noch ein Haar ist, Bastsandalen oder völlig abgewetzte Filzstiefel. Die Kinder hat man in alte Decken eingewickelt. So sitzen sie familienweise auf Holzkisten und löffeln aus Blechbüchsen, die sie irgendwo aufgetrieben haben, die von den Gewerkschaften ausgeteilte Suppe. Viele müssen betteln.

Andererseits rüstet sich Moskau für den Wiederaufbau nach dem Kriege: Die Fabriken sind voll beschäftigt und sehen ihrer Neuausstattung entgegen.

Selbst alle Theater sind wieder eröffnet, Am heutigen Sonntag geben sie sämtlich eine Matinee und eine Abendvorstellung.

Im Bolschoi-Theater wird das Ballett ‚Gisèle‘ aufgeführt, in der Filiale des Bolschoi Rimsky-Korsakows Oper ‚Die Zarenbraut‘. Das Kleine Theater spielt in der Matinee ‚Tolles Geld‘ von Alexander Ostrowski und am Abend ‚Wölfe und Schafe‘ vom selben Autor; das Mchat am Nachmittag ‚Der Blaue Vogel‘ von Maeterlinck und am Abend ‚Die Glocken des Kreml‘ von N. Pogodin; die Filiale des Mchat ‚Der Kirschgarten‘ von Tschekow; das Wachtangow-Theater ‚Der Diener zweier Herren‘ von Goldoni; das jüdische Nationaltheater ‚Sulamith‘; und das Kammertheater zwei sowjetische Stücke: ‚Weit dehnt sich das Meer‘ und ‚Admiral Nachimow‘,

Alexandrows Operette ‚Hochzeit in Malinowika‘ wird zum 750. Mal aufgeführt.

In zwölf Kinos läuft ein ganz neuer Film, ‚Heimaterde‘, und in sechs Häusern ‚Iwan der Schreckliche‘.

In der Presse dominieren militärische Nachrichten. Der Heeresbericht der Roten Armee steht auf der ersten Seite – die Berichte von der Westfront dagegen, in gedrängter Form, auf der letzten. Reichlich Raum nehmen die Reportagen der Kriegsberichter, der *prikas* der Ordensverleihungen und patriotische Gedichte ein. Unter den Dichtern steht an erster Stelle Demian Bjedny. Das russische Wort *bjedny* bedeutet «arm», und in Moskau heisst es, er sei wirklich arm. Man erzählt sich, Stalin habe eines Tages mit ihm über Pasternak gesprochen: «Der ist reich, und du bist *bjedny*.» Die Nachrichtenagenturen berichten über politische Schwierigkeiten in westlichen Ländern – Regierungskrisen in Belgien und Holland – sowie ausführlich über den Weltgewerkschaftskongress in London. Hauptthema der Sportseiten ist die Winterspartakiade, das sowjetische Gegenstück zur Winterolympiade: die Mannschaften der Gewerkschaften tragen ihre Wettkämpfe in Leningrad aus, die der Roten Armee in Serpuchow bei Moskau.

Die ‚Prawda‘, die am heutigen Tag mit vier Seiten erscheint, bringt auch einen Leitartikel über das ‚Stalinsche Statut, ein für das Leben in den Kolchosen unerlässliches Gesetz‘, sowie einen Aufsatz, signiert ‚Der Beobachter‘, über die Bedeutung der Konferenz am Schwarzen Meer und den raschen Vormarsch der

Roten Armee, der die Vorhersagen gewisser westlicher Journalisten Lügen strafe. Die ‚Iswestija‘ kritisiert Papierkrieg und Schlamperie im sowjetischen Verwaltungsapparat und erinnert an Lenins und Stalins Warnungen vor dem Laster der Bürokratie. Sie verzeichnet die Gründung einer russisch-jugoslawischen Gesellschaft für Kulturaustausch in Belgrad und das Eintreffen einer sowjetischen Künstlerdelegation in Sofia.

Das Kremelgebäude ist unversehrt. Auf seinem höchsten Turm leuchtet nach wie vor die ganze Nacht über ein roter Stern. In ihm residiert der offizielle Staatschef Kalinin, ein Veteran der Revolution und Vorsitzender des Präsidiums des Höchsten Rates der Sowjetunion. Er ist Mitglied des Politbüros, von scharfem Verstand und gern sarkastisch, doch schon hochbetagt und krank: nur noch ein Schatten. Das Politbüro besteht aus vierzehn Mitgliedern, die 1939 vom Zentralkomitee gewählt wurden: Stalin, Kalinin, Marschall Woroschilow (Vizepremier), Lazar Kaganowitsch (Vizepremier), Volkskommissar für die Schwerindustrie, Molotow (Erster Vizepremier), Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, Andrejew (Kommissar für die Landwirtschaft), Schdanow (Sekretär des Zentralkomitees), Mikojan (Aussenhandelskommissar), Malenkow (Vorsitzender der Kommission für die zerstörten Gebiete), Wossnessenski (Plankommissar), Berija (Vizepremier), Kommissar für Inneres und Sicherheit, Scherbakow (Kommissar für die Nationalitäten), Schwernik, Vorsitzender des Präsidiums des Rätekongresses, und Chruschtschow, Erster Sekretär der Kommunistischen Partei der Ukraine, der seinen Sitz in Kiew hat. Die wirkliche, ja absolute Macht liegt in den Händen eines achtköpfigen Gremiums, des Staats-Verteidigungsausschusses, dem ausser Stalin – Präsident des Rates der Volkskommissare, Sekretär der Kommunistischen Partei Russlands und Oberster Befehlshaber der Roten Armee – Molotow, Woroschilow, Malenkow, Berija, Kaganowitsch, Schdanow und Andrejew angehören. Für die Dauer der Jaltakonferenz ist ein Sonderausschuss eingesetzt worden, der in Jalta selbst die Verhandlungen der Grossen Drei verfolgt. Er besteht aus Berija, Malenkow, Bulganin, Woroschilow und Mikojan; das Sekretariat leitet General Poskrjebyschew. Stalin ist, während er sich in Jalta befindet und mit Roosevelt und Churchill konferiert, durch direkte Telefonleitungen mit dem Kremel und den vier Fronthauptquartieren verbunden, so dass er von dort aus die Regierungsgeschäfte weiterführt und die militärischen Operationen lenkt.

Die «Stafka», der sowjetische Generalstab, das strategische Gehirn, das alle Feldzüge geplant hat, ist in einem labyrinthartigen Luftschutzkeller des Kreml untergebracht, einem System von betonierten Gängen mit sechs grossen Konferenzräumen ringsum. Stalin selbst hat, angeregt durch einen Roman ‚Die Geheimnisse des Vatikan‘, diese unterirdische Anlage entworfen. Die Türen der einzelnen Räume sind aus Panzerplatten angefertigt. Die Wache hält ein NKWD-Kommando unter Oberst Zaizew.

In den ersten Jahren des Krieges war Tschaposchnikow Chef des Generalstabs. Von hohem Wuchs, Absolvent der zaristischen Kriegsakademie und wegen seiner Begabung schon 1916 in den Generalstab versetzt, war er, einziger Fachmann der Armeeführung, der eigentliche Schlachtenplaner. Er ist sehr korrekt, fast schüchtern und von jener Bescheidenheit, die die hohen Offiziere des Zarenreichs auszeichnete, diskret und ein unermüdlicher Arbeiter. Seine einzige Entspannung ist das Schachspiel – eine Vorliebe, die er, wie er gern betont, mit Bonaparte, Hoche, Masséna und Bernadotte teilt. Da er sehr krank ist, hat er den Posten des Stabschefs niederlegen müssen, dafür aber die Leitung der Kriegsakademie übernommen. Er wird indes noch häufig in den Kreml gebeten, um in schwierigen Fällen Rat zu geben, oder man sucht ihn in seiner schönen, von Kiefern und Tannen umgebenen Villa *Wichr* (Wirbelsturm) am *Serebrjanitschewski Per'ëulok* (Silberwaldweg) auf. In seine Nachfolge teilen sich zwei seiner früheren Stellvertreter: General Antonow, zurzeit mit Stalin in Jalta, und Marschall Wassiljewski, Chef der Operationsabteilung.

Wassiljeswki, ehemals Reserveleutnant in der Zarenarmee, wurde 1917 Bolschewist und gehörte sogar dem Vollzugsausschuss des Petersburger Sowjets an. Im Bürgerkrieg war er 1918 Molotows Adjutant an der Wolgafront, daher sein Spitzname «Molotows Marschall». Der strenge, im Umgang oft rauhe Mann hat für Musse nicht viel übrig, bestenfalls eine gewisse Neigung für das russische Kartenspiel *Katyr* (Trumpf).

Eine grosse Rolle hat Wassiljewski bei der Ausbootung Trotzki und später bei den Verfahren gegen Sinowjew und Kamenew gespielt. 1938 schrieb er eine Abhandlung ‚Die neue Kriegslehre‘, worin er zu demonstrieren versuchte, dass «die Epoche des ideologischen Krieges das Zeitalter der imperialistischen Kriege abgelöst» habe. Er ist ein Methodiker, «ein Uhrwerk. kein Mensch», sagte der Kosakengeneral Osslikowski von

ihm. Er hält sich starr und steif, als stecke er in einer Rüstung, ist gross und schwer gebaut, und aus seinem sonnenverbrannten Gesicht leuchten blaue Augen. Auch er wohnt am Silberwaldweg, in einem Haus, das Mikojans weisser Villa unmittelbar benachbart ist.

In der Stafka arbeiten unter Antonow und Wassiljewski die hervorragendsten Offiziere der Sowjetunion: Woronow, Marschall der Artillerie, der mit der Entwicklung seiner Waffengattung am meisten dazu beigetragen hat, Hitlers Armeen zum Stehen zu bringen; General Pawlow, Chef der sowjetischen Abwehr; Rybalka, ein ausgezeichneter Ingenieur, Spezialist für Panzer und Panzerabwehr, Konstrukteur der schweren Panzer KV-2, «Kutusow» und «Stalin»; General Nikitin, Leiter der Luftoperationen; Marschall Nowikow, Chef des Luftwaffenstabes; Jakowlew, Spezialist für die Entwicklung neuer Waffen; Rotmistrow, Marschall der Panzerstreitkräfte, Sieger in den Schlachten von Kanjew und Kalinin. Sie alle sind hervorgegangen aus der Moskauer Kriegsakademie, die seit 1920 «Frunse-Akademie» heisst, und erhielten ihre Ausbildung von drei früheren zaristischen Offizieren: Brussilow, Tschapotschnikow und Werchowski.

Aber es gibt nicht nur eine militärische Stafka in Moskau, sondern auch eine politische, internationale: die ehemalige «Komintern», 1945 offiziell aufgelöst und umbenannt in «Leitung der Abteilung Ausländische Kommunistische Parteien beim Zentralkomitee der Sowjetischen Partei», hat sich ihre ganze Aktivität und ganze Macht bewahrt.

Als die Deutschen vor Moskau standen, war die Komintern nach Ufa im Ural verlegt worden. Jetzt ist sie wieder in der Hauptstadt. Sie hat ihren Sitz in einem grossen U-förmigen Vorstadtgebäude, das von sehr hohen Mauern umgeben ist. Die Mauern sind oben mit Glasscherben gespickt und werden von einem Stacheldrahtgitter gekrönt.

Die Komintern besteht aus einem Vollzugausschuss, in dem Vertreter der Kommunistischen Parteien der ganzen Welt sitzen, einem Sekretariat, dem Vertreter der wichtigsten Parteien angehören, und einem aus zwei Abteilungen gebildeten Apparat: die eine ist für die öffentliche politische Agitation zuständig (Propaganda, Plakate, Flugblätter, Schulung, Wahltaktik in den Demokratien), die andere für die geheime Agitation. Dem Ganzen übergeordnet ist ein ausschliesslich aus Russen zusammengesetzter Geheimapparat, der nach aussen hin von dem in der

Sowjetunion naturalisierten Bulgaren Dimitroff, in Wirklichkeit jedoch von zwei Angehörigen des NKWD, Manuilski und Alexandrow, geleitet wird. Seine Aufgabe ist, mit Hilfe modernster Mittel den Kontakt mit allen Ländern aufrechtzuerhalten.

Alexandrow überwacht die Propaganda. «Er sieht aus wie eine kahlköpfige Tabaksdose», schildert ihn der Jugoslawe Djilas, «und sein fahler Teint und seine Korpulenz beweisen, dass er sein Büro nie verlässt.»

Manuilski dagegen ist hager und hat einen krummen Rücken. Er trägt stets Uniform. Ausser Russisch und Ukrainisch spricht er Französisch, Englisch, Deutsch, Italienisch, Spanisch und Polnisch. Er ist Pfeifenraucher und kann liebenswürdig, ja leutselig sein. Doch hat er alle ausländischen Kommunistischen Parteien fest in seiner eisernen Hand.

Dimitroff ist leidend, kurzatmig wie ein Asthmatiker, hat ein von roten Äderchen durchzogenes Gesicht, und seine Ohren sind von einem flechtenartigen Ausschlag umgeben. Sein vorspringender Unterkiefer, das gelbliche, schütterere Haar und seine abgehackten Gesten machen ihn nicht zu einer angenehmen Erscheinung. Aber selbst Djilas, der diesen mit einer Sudeten-deutschen verheirateten Bulgaren nicht mag, muss zugeben, dass er über eine bemerkenswerte Sicherheit in der Dialektik und über eine sehr hohe Intelligenz verfügt.

Dieser Gebäudekomplex in Moskau, in dem die Fäden aus aller Welt zusammenlaufen, ist ein wahrhaft internationales Lager. Abgereist sind zwar schon: Togliatti und Longo nach Italien, Marty und Thorez nach Frankreich, der grosse blonde Antikainen nach Finnland, Anna Pauker nach Rumänien und Stepanoff nach Bulgarien. Doch noch viele Funktionäre sind geblieben: die Deutschen Ulbricht, Pieck und Florin, die spanische Schauspielerin Dolores Ibarruri (zuständig für Spanien, Lateinamerika und Indien), der sehr jähzornige, dem Alkohol ergebene Tscheche Gottwald, Chefredakteur der Komintern-Zeitschrift ‚Kommunistische Internationale‘, der frühere Drucker Rafael Vidiella, Vertreter der Sozialistischen Einheitspartei Kataloniens seit der Zeit, als es Juan Comorera gelang, eine unabhängige katalanische KP zu schaffen, und der Russe Tscharkin, der, zusammen mit André Marty, die Kommunistischen Parteien Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten überwacht.

Darüber hinaus arbeiten noch Hunderte von Funktionären,

die alle im «Hotel Lux» logieren, in diesem gewaltigen Generalstab, der unterirdisch die phänomenalste politische Armee lenkt, die je existiert hat.

König Georg VI hat für 24 Stunden den kalten, unfreundlichen Buckingham-Palast verlassen, in dem die meisten Fensterscheiben zum Schutz gegen Bombensplitter mit Sperrholzplatten verschalt worden sind.

Er verbringt den heutigen Sonntag in Windsor. Nachdem er, trotz des regnerischen Wetters, mit der Königin und den beiden Prinzessinnen einen Spaziergang durch den Park gemacht hat, begibt er sich in sein Arbeitszimmer, um zusammen mit seinem Privatsekretär Sir Allan Lascelles die jüngsten Regierungsdepechen durchzusehen. «Es ist fast unmöglich, sich von dem gegenwärtigen Geschehen eine klare Vorstellung zu machen», schreibt er in sein Tagebuch, das er regelmässig von Tag zu Tag führt. Heute vertraut er ihm eine Reihe besorgter Fragen an, die er sich stellt; «Wird Stalin rechtzeitig seine antidemokratische Politik auf dem Balkan einstellen? Bei diesen äusserst wichtigen Verhandlungen erscheint der Name Stalin neben dem von zwei sehr modernen, aufgeklärten Ländern. *Can he play fair?* Werden die Ergebnisse dieser Verhandlungen, bei denen es um die Grundlagen des künftigen Weltfriedens geht, jemals ratifiziert werden?»

Nicht nur die internationale Lage erfüllt den König mit Sorge. Sein Premierminister Churchill hat ihm, kurz vor seiner Abreise nach Jalta, einen persönlichen Brief geschrieben «für den Fall, dass ich und Eden unterwegs umkommen sollten».

Zum erstenmal hat der alte Kämpfer eine solche Vorsichtsmassnahme für notwendig befunden. «Vor allem», riet er dem Monarchen mit jenem Phlegma englischer Kapitäne, das vom stärksten Sturm nicht erschüttert wird, «muss die gegenwärtige Regierungskoalition beibehalten werden, deren Verdienste von Eurer Majestät sicherlich nicht übersehen werden.» Er empfahl, als Premier nur einen Mann zu wählen, «der kraft seines Charakters imstande ist, diese wertvolle Koalition zu erhalten». Er brauche nicht unbedingt Politiker und auch nicht Mitglied der Konservativen Partei zu sein. «Es steht ausser Frage», fuhr Churchill fort, indem er auf seine direkte Art genauer sagte, an wen er dachte, «dass Sir John Anderson berufen werden sollte.» Anderson – Viscount Waverley –, hoher Beamter im Kolonialamt, zeitweise Gouverneur von Bengalen und auch einmal Lord-

Siegelbewahrer, ist zurzeit Schatzkanzler. Und gerade er ist nicht Mitglied der Konservativen Partei. Churchill lässt keine Einzelheit ausser Acht: «Für den Fall, dass die Konservative Partei die nächsten Wahlen gewinnt, könnte bei den Konservativen der Wunsch auftauchen, Sir John Anderson als Mitglied zu gewinnen oder aber einen ihrer Peers zu wählen. « Der Premier, in grossen wie in kleinen Kämpfen stets in seinem Element, hat diese wunderbare Gelegenheit nicht versäumt, um wieder einmal sein Festhalten an demokratischen Formen zu manifestieren, aber gleichzeitig auch einer etwaigen Berufung jenes Mannes vorzubeugen, der in Abwesenheit des Premiers alle Regierungsdokumente unterzeichnet: des Vizepremiers und Labourführers Clement Attlee. «Nach meiner bescheidenen Meinung», schrieb Churchill noch, «wäre es gegen den Geist der Verfassung, jemanden zu ernennen, der zwar im Augenblick die Mehrheit im Unterhaus hat, der Partei aber nicht genehm ist.»

London liegt immer noch im Wirkungsbereich der deutschen sogenannten Vergeltungsangriffe, die man mit zorniger Gelassenheit hinnimmt.

Im Gegensatz zur V-1, die schon von weitem zu hören ist, schlägt die V-2 ein, ohne sich durch Geräusch anzukündigen, und übt dadurch eine gewisse moralische Wirkung aus. Wo ein solches Ferngeschoss niedergeht, werden im Umkreis von 200 Metern die Häuser beschädigt oder zumindest die Fensterscheiben zerstört.

Zu der Zeit, in der die Angriffe noch von Flugzeugen ausgeführt wurden, begaben sich die Londoner in den Luftschutzraum, den unvergesslichen *shelter*-. Freiwillige der *Air Raids Protection*, durch Mützen gekennzeichnet, in Hosen gekleidete Krankenschwestern und Helferinnen der *Women's Voluntary Services*, Patrouillen, die darüber wachten, dass Türen und Fenster hermetisch geschlossen wurden, hatten zum täglichen Bild gehört, waren gewissermassen Tradition geworden.

Inzwischen hat man sich mit dem permanenten Alarmzustand abgefunden.

Anders als zurzeit der Flugzeugangriffe, die von verhältnismässig kurzer Dauer waren, wird jetzt, bei den geräuschlos sich nähernden V-2, kein Alarm mehr gegeben. Und es gibt auch kein *All clear* (Entwarnung) mehr.

Die Londoner haben sich ihren Stoizismus bewahrt.

Man erhält ein Bild von diesem Gleichmut, wenn man die Presse jener Tage durchblättert, vor allem die ‚Times‘, dieses Englichste aller Blätter.

Die Weekend-Nummer der ‚Times‘ unterscheidet sich kaum von friedenszeitlichen Ausgaben. Die Zeitung, ein Rolls-Royce der Presse, ist stolz darauf, ungeachtet aller wechselnden Moden am konservativen Stil ihrer Aufmachung und an ihrer vornehmen Würde festzuhalten.

Die erste und die letzte Seite sind den Anzeigen vorbehalten: Stellenangebote und -gesuche, Wohnungen, Mietgesuche, amtliche Bekanntmachungen. Heute werden auch drei Silberhochzeiten angezeigt.

Die zweite Seite wird beherrscht von einem Bericht über die unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury zur Frühjahrstagung versammelten Oberhäupter der Anglikanischen Kirche. In einer Weltfriedensversammlung hat sich der Bischof von Birmingham für einen «dauerhaften Frieden» mit Deutschland ausgesprochen. In einem durch V-1-Waffen zerstörten Wohnviertel von Canterbury ist man auf römische Funde gestossen. Auf derselben Seite steht eine lange Reportage über die zurzeit in der County Hall tagende Konferenz des Weltgewerkschaftsbundes, aber auch eine Liste der Opfer von Luftangriffen. Unmittelbar daneben findet man eine Anzeigenspalte der Krankenhäuser, deren Texte ebenso sachlich gehalten sind wie die Aufsätze: ‚The Royal Cancer Hospital‘; ‚Saint Mary’s Hospital‘ (unter dem Patronat der Königin); ‚National Heart Hospital‘; ‚The British Home‘ (für Unheilbare); ‚National Children’s Home‘; ‚The Missions to Seamen‘ und ‚The Shipwrecked Mariners Society‘.

Die dritte Seite ist ganz gefüllt mit aussenpolitischen Nachrichten: kein Wort über das, was am Schwarzen Meer vor sich geht.

Auf der vierten Seite findet man die langen Spalten mit den Kriegs- und Frontberichten, aber auch die Nachricht, dass sich Mr. Lloyd George in seinem Landsitz in Nordwales nach einer Grippe auf dem Wege der Besserung befindet.

In der Rubrik «Hofnachrichten» – *Court Circular* – erwähnt die ‚Times‘ unter den am Samstag im Buckingham-Palace empfangenen Persönlichkeiten General Sir Mosley Maine, Generalleutnant Sir Francis Nosworthy und Mr. Haley, den Generaldirektor der BBC.

Der portugiesische Botschafter ist am heutigen Morgen aus Lissabon zurückgekehrt. Der Armeegeistliche Arthur John Wilcox ist zum Hofgeistlichen ernannt worden. Prinzessin Elizabeth wird morgen ein Lazarett für Rekonvaleszenten in Stafford-

shire besuchen. Königin Mary, die seit einer Woche erkältet ist, hat dennoch eine Gemäldeausstellung in Bath besichtigt.

Wettervoraussage: Anhaltender Regen.

Verdunklungszeiten: von 18.37 bis 7.51 Uhr.

Angekündigte Konzerte: BBC-Orchester in der Royal Albert Hall und ein Klavierkonzert der Pianistin Maria Donska, die in der Wigmore Hall Beethoven spielt.

Kinos: im Carlton ‚Henry V.‘ mit Laurence Olivier; im Empire ‚The Thin Man Goes Home‘ mit William Powell und Myrna Loy; im Leicester Square Theatre ‚Bowery to Broadway‘ mit Maria Montez; im New Gallery ‚The Song to Remember‘ mit Merle Oberon und im Studio One ‚L’Homme qui cherche la Vérité‘ (in französischer Sprache) mit Raimu und Alerme.

Wollen Sie tanzen lernen? Wenden Sie sich an Grosvenor Place 20, Ecke Hyde Park.

Wollen Sie wissen, was heute vor hundert Jahren geschah? 11. Februar 1845: Einweihung einer grossen Eisenbahnlinie zwischen Rochester und Gravesend mit Anschluss an den Schiffsverkehr zwischen Gravesend und Blackwall¹.

Rennen: Nicht zu versäumen: Hunderennen in Windsor und Catterick.

Rugby: Nordirland gegen Army. RAF gegen Civil Defence.

Gäbe es nicht die Listen der Gefallenen und Bombenopfer, so käme man bei der Lektüre der ‚Times‘ kaum auf den Gedanken, dass diese Stadt von Kriegsbeginn an viel mitgemacht hat.

Heute regnet es so stark, dass die Strassen fast leer sind.

Nur wenige Menschen in London ahnen etwas vom Inhalt der Besprechungen in Jalta. Vielleicht gehören zu ihnen die Staatsoberhäupter und Regierungschefs, die in der britischen Hauptstadt oder ihrer Umgebung Zuflucht gefunden haben und noch nicht, wie General de Gaulle, Spaak und der luxemburgische Präsident Bech in ihre Länder zurückkehren konnten: London ist immer noch «ein Europa im Kleinen».

Die Polen und Holländer teilen sich ein Gebäude am Piccadilly, gegenüber dem Hotel Ritz, in dem amerikanische Diplomaten abzusteigen pflegen.

König Haakon VII. von Norwegen, sein Ministerpräsident Nygaarsvold und sein Aussenminister Trygve Lie – der sich bemüht, freundschaftliche Beziehungen gleicherweise mit Gross-

¹ Aus Neugier wurde die «Times» vom 11. Februar 1845 konsultiert; sämtliche Anzeigen betreffen den Verkauf von Pferden und Sattelzeug. Im politischen Teil keine einzige Meldung aus dem Ausland.

britannien und der Sowjetunion zu pflegen, «um so weit wie möglich die Mitte zwischen zwei magnetischen Polen zu halten» – haben ihr Hauptquartier im vierten Stockwerk von Stratton House, Piccadilly.

Die Belgier haben ihr Quartier am Eaton Place noch nicht ganz geräumt; sie nennen den Platz jetzt «Mon vieux coin».

Königin Wilhelmina von Holland verbringt den heutigen Sonntag in einem Landhaus in Stubbings bei Maidenhead, eine Fahrstunde von London entfernt, das man ihr zur Verfügung stellte. Es ist ein stattliches, typisch englisches Landhaus mit grosser Terrasse und Garten. Die stets praktischen Holländer haben in einem Teil des Gartens Gemüse und ein paar Obstbäume gepflanzt. Wie jeder exilierte Monarch hat sie eine Leibwache, zusammengesetzt aus eigenen Landsleuten; in ihrem Fall ist es ein Detachement der holländischen Berittenen Gendarmerie, das die unerschrockene Herrscherin beschützt, von der jemand sagte, sie sei «nach Churchill der energischste Mann auf britischem Boden». Heute ist sie allein: Juliana hat sich, nach einem längeren Aufenthalt in England, zu ihren Kindern nach Kanada begeben, die in Rockclif Park, mitten im Wald, oberhalb eines schönen Sees, untergebracht sind. Prinz Bernhard, seit mehreren Jahren Verbindungsoffizier der holländischen Kontingente bei König Georg VI., ist soeben zum Oberbefehlshaber der niederländischen Armee ernannt worden. Die Königin hat schwere Sorgen. Nicht nur hat sie, trotz des heldenmütigen Kampfes der holländischen Marine unter Admiral Helfrich und trotz des von General Ter Porten geführten Dschungelkrieges, ihr herrliches indonesisches Kolonialreich versinken sehen; nicht nur hat Roosevelt in ihrer Gegenwart die Kolonialherrschaft überhaupt verurteilt und ihr wenig Hoffnung für die Zukunft gelassen; nicht nur erhält sie von Prinz Bernhard oder von holländischen Widerständlern alarmierende Nachrichten über die Lage im besetzten Holland; sie muss auch mit einer schweren Kabinettskrise im Gefolge der Demission der Regierung Gerbrandy fertig werden. Dennoch verliert diese Frau den Mut nicht. Sie arbeitet an einer neuen, von Optimismus erfüllten Rede, die sie über Radio Oranje – der Sender hiesse besser Radio Wilhelmina – halten wird.

Ebenfalls in einem Landhaus wohnt der exilierte Präsident der tschechoslowakischen Republik. Das Haus hat den Namen *The Abbaye*. Es liegt in dem Dorf Aston Abbots in der Grafschaft Buckinghamshire, etwa 80 Kilometer von London entfernt.

Heute, um 10 Uhr, hält Eduard Benesch – noch in Hausschuhen – eine Besprechung mit seinem Privatsekretär Jaromir Smutny, seinem politischen Sekretär Dr. Drtina und dem Geheimdienstchef Oberst Moravec ab. Am Nachmittag berät er sich mit seinem Ministerpräsidenten Dr. Jan Sramek und mit dem von ihm am meisten geschätzten Mitarbeiter, Jan Masaryk, den er zum Aussenminister ernannt hat. Am Abend ordnet er mit seiner Frau Hanna seine persönlichen Akten. Man nimmt das Abendessen stehend ein. Präsident Benesch hat noch sehr viel zu tun: Er steht vor der Abreise aus England und will über Moskau nach Prag fliegen.

1939 hatte Benesch sein Land noch rechtzeitig verlassen können, ehe er von Hitler überrascht wurde, der diesen Freimaurer mit wütendem Hass verfolgte und ihn mit der «faulen» Völkerbunds-idee und allen vorgeblichen Verschwörungen gegen das Deutschtum identifizierte. Als Prag in Hitlers Hände fiel, war Benesch Professor an der Universität Chikago. Die von ihm gebildete provisorische tschechoslowakische Regierung war eine der ersten Regierungen, die von England anerkannt wurde, nämlich am 21. Juli 1940. Ein Jahr später, am 18. Juli 1941, schloss er ein Bündnis mit der Sowjetunion und traf Vorkehrungen für die Aufstellung einer tschechischen Armee in Russland. Der von Benesch aufgestellte Leitsatz für die Politik der tschechoslowakischen Exilregierung lautete nämlich: Freundschaft mit Russland. Die Tschechoslowakei sei Russlands «kleine Schwester». Die Gewähr für die Sicherheit der kleinen Länder sah er nur in einem auf der Freundschaft zwischen Russen und Angelsachsen beruhenden Gleichgewicht. Benesch war einer der Männer, die Roosevelt am meisten zur Verständigung mit Stalin gedrängt hatten, «dem ich voll und ganz vertraue». Die zurzeit am Schwarzen Meer tagende Konferenz stellt die Erfüllung seiner Träume dar. Benesch's Vorstellungen gehörten mit zu den bestimmenden Faktoren, die zum «Geist von Jalta» führten.

In dem Arbeitszimmer, in dem er heute seine Papiere ordnet, hat «dieser in die Politik verirrte Humanist» gern meditiert. Vom Schreibtisch aus fiel sein Blick durch die grosse Glastür auf Stechpalmenhecken, auf die melancholischen Buchen und auf die Rasenfläche mit den sechs Krocketoren. Jenseits des Gartenportals schlängeln sich schmale Wege, auf denen er bei schönem Wetter weite Spaziergänge machte.

Er ist sechzig Jahre alt, wirkt aber viel jünger. Nicht nur, weil

er viel wandert, sondern auch, weil er grossen Wert auf ein gepflegtes Äusseres legt. Eine Erscheinung wie die Beneschs, stets makellos gekleidet, mit mustergültigen Krawatten und gut sitzenden Kragen, mit kleinem Schnurrbart und rosigen Wangen, von exquisiter Höflichkeit gegenüber jedem, einem Feingefühl für Stil und fehlerfreie Aussprache und einer Abneigung gegen extreme Haltungen, eine solche Erscheinung ist im Begriff, altmodisch zu werden. Die peinliche Sorgfalt bei der Auswahl seiner Anzüge und Mäntel erscheint manchen Leuten bereits wunderbar. «Ein geschniegelter Gimpel», meinte der Journalist Compton Mackenzie.

Beneschs ganzer Politik liegen vier Leitgedanken sowie eine böse Erfahrung zugrunde.

Die vier Leitgedanken: Erstens eine fast krankhafte Angst vor einer möglichen Restauration der Habsburger Monarchie und vor irgendwelcher Donauföderation: in dieser Hinsicht steht er in offenem Gegensatz zu Churchill, der von einer Föderation der Donaustaaten viel hält. Zweitens die Wiederherstellung der tschechoslowakischen Einheit: Man muss wissen, dass man vor dem Kriege in Prag das einer habsburgischen Restauration nicht abgeneigte Dollfuss-Schuschnigg-Regime für eine grössere Gefahr hielt als Hitlers Machtergreifung in Deutschland. Das österreichische Gespenst hatte viele Leute in Mitteleuropa und auf dem Balkan in die Hände entweder der Deutschen oder der Russen getrieben. Drittens der Wiederaufbau eines Völkerbunds, diesmal mit Russland und den Vereinigten Staaten als führenden Nationen: Benesch gelang es, Roosevelt für seinen passionierten Messianismus zu gewinnen und ihn davon zu überzeugen, dass er es «besser als Wilson» machen könne. Viertens schliesslich die Vision einer Welt, in der sich die kleinen Mächte «mit Haut und Haaren» dem Schutz der beiden grössten anvertrauen können.

Die böse Erfahrung: Münchner Abkommen.

Die Erinnerung an München quält ihn derart, dass er, wie ein Besessener, unentwegt davon spricht.

München hat in ihm jegliches Vertrauen zu Frankreich zerstört. Und ebenso zu England, trotz Churchills gewaltigen Anstrengungen: «Churchill ist Churchill, aber nicht England.»

München hat ihn bewegt, fortan alles auf die Freundschaft mit Russland zu setzen, und sein Moskauer Botschafter, der Sozialist Fierlinger, bestärkt ihn in dieser Ansicht.

Im Mai sagte Benesch zu Roosevelt:

«Ich glaube nicht im Geringsten, dass die Russen die Absicht haben, Polen zu sowjetisieren. Dazu sind sie zu intelligent. Für die Russen ist es vorteilhafter, eine kleine polnische und eine kleine tschechische Demokratie als befreundete Nachbarn zu haben, eine vernünftige Regelung vorausgesetzt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es zu einer Sowjetisierung Polens und der Tschechoslowakei kommt, ohne dass auch Deutschland und Frankreich, kurzum der ganze europäische Kontinent, sowjetisiert werden . . .

Russland denkt nur daran, so bald wie möglich den Frieden herbeizuführen ... Es hat bereits Gottwald und alle anderen Kommunisten zur Vernunft angehalten, und es ist jedenfalls Tatsache, dass unsere Kommunisten nicht so radikal sind, wie die Antikommunisten behaupten . . .»

Im Dezember 1943 hat Benesch in Moskau mit Stalin einen «Freundschafts- und Bündnisvertrag zwecks Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistands» unterzeichnet.

«Die Russen», sagte er zu Roosevelt, «haben sich darin verpflichtet, sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Tschechoslowakei einzumischen. Ich vertraue absolut darauf, dass die Russen ebenso loyal sein werden wie ich.»

Zu de Gaulle sagte er nach seiner Moskaureise: «Ich habe mich mit Stalin . . . unter Bedingungen verständigt, die die Unabhängigkeit der Tschechoslowakei nicht belasten werden. Denn aufgrund unserer Vereinbarung wird sich die russische Armeeführung in keiner Weise in unsere politischen Angelegenheiten einmischen . . . Betrachten Sie die Landkarte. Hier das Sudetenland, das den Deutschen wieder abgenommen werden muss. Hier Teschen, nach dem es die Polen gelüftet. Hier die Slowakei, von deren Wiedererlangung die Ungarn träumen und wo Tiso eine separatistische Regierung gebildet hat. Nun, morgen werden Ostdeutschland, Polen und Ungarn in der Hand der Sowjets sein. Wenn sich dann die Sowjets die Forderungen all dieser Völkerschaften zu eigen machen, ist die Teilung der Tschechoslowakei sicher. Sie sehen, das russische Bündnis ist für uns der kategorische Imperativ.»

Mit tiefer Bitterkeit äusserte er sich gegenüber de Gaulle über die Politik der westlichen Alliierten: «In Teheran ist, soviel ich weiss, kein Wort über die Tschechoslowakei gefallen.»

«Frankreich», sagt er häufig, «ist nicht mehr unser Frankreich ... Roosevelt will sich mit Stalin arrangieren und nach dem Sieg so bald wie möglich seine Truppen wieder einschiffen.

Churchill kümmert sich wenig um uns. Er sieht Englands Verteidigungslinie am Rhein und in den Alpen. Ist diese erreicht, dann interessiert ihn ausser dem Mittelmeer nichts mehr.»

Auf die Bedenken seiner Minister Feierabend und Majer, die Moskau nicht ein solches Vertrauen entgegenbringen und ihn fragen, ob nicht eine derartige Auslegung des Münchner Abkommens nur zu einem Super-München führen werde, reagiert Benesch mit einem Achselzucken.

Die Russen fordern – durch den Mund Sorins, des Leiters der Osteuropa-Abteilung im Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten – die «Wiedereingliederung der Karpatenukraine», einer tschechoslowakischen Provinz der Vorkriegszeit, in die Sowjetunion. Sie haben sie besetzt und die jungen Leute sofort zum Dienst in der Roten Armee einberufen. Vor wenigen Tagen, am 23. Januar, hat Stalin in einem persönlichen Brief an Benesch dieses *fait accompli* bestätigt: die Sowjetregierung denke nicht daran, «die Karpatenukraine daran zu hindern, ihrem nationalen Willen Ausdruck zu verleihen». Benesch hat sich durch den Vorfall, obwohl er verzweifelte Briefe aus Ruthenien erhielt, von seiner Ansicht nicht im Geringsten abbringen lassen: getrieben von Gottwald und Fierlinger, schiebt er die Schuld an diesem «kleinen Missklang» «rein lokalen Elementen» in die Schuhe.

Er ist sogar auf Stalins Forderung eingegangen, die Zusammensetzung der Tschechoslowakischen Regierung der Nationalen Befreiung, die sich bald nach ihrer Bildung nach Prag begeben soll, nicht mit London, sondern mit Moskau zu diskutieren. Auf die Vorhaltungen einiger Freunde, die befürchten, der von Gottwald lancierte General Svoboda könnte zum Verteidigungsminister ernannt werden, entgegnet Benesch, die wichtigste Absicherung sei mit der in Moskau getroffenen Absprache garantiert, dass Fierlinger nicht Ministerpräsident werden solle.

So hegt Benesch am Vorabend einer weiten Reise keinerlei Zweifel an der Klugheit und Richtigkeit seiner Politik.

Finnland hat im September 1944, nach Unterzeichnung eines Waffenstillstands, mit der Sowjetunion Frieden geschlossen.

Es musste ein Gebiet in unmittelbarer Nähe der finnischen Hauptstadt Helsinki, nämlich die Halbinsel Porkkala mitsamt einem grossen Teil der Provinz Kirkkonummi, für die Dauer von fünfzig Jahren an die Russen verpachten. Ausserdem musste es das Petsamo-Gebiet an die Sowjetunion abtreten, wodurch es den Zugang zum Eismeer verlor. Als Reparationssumme waren ihm 300 Millionen Dollar auferlegt worden, zahlbar in Sachlieferungen über einen Zeitraum von sechs Jahren. Die finnische Armee musste demobilisieren. Die Sowjetunion beanspruchte und erhielt das Recht, die Häfen und Flugplätze Südfinnlands sowie die finnische Handelsflotte bis zum Ende des Krieges zu benutzen. Die heroischen Kämpfe der Finnen in Ilomantsi, auf der karelischen Landenge und in der Polarebene zwischen Loimola und Tolvajärvi, von der ganzen westlichen Welt so sehr bewundert, sind vergebens gewesen: das Gebiet um Wyborg ist wieder russisch und der «Karelischen Sowjetrepublik» einverleibt worden.

Wie 1939 haben die Karelrier im unbesetzten Teil Finnlands Zuflucht gesucht. Die Halbinsel Porkkala musste «Hals über Kopf» geräumt werden. Der Verlust des Hafens Porkkala erschwert die Versorgung und rückt Helsinki in die Reichweite der russischen Artillerie.

Die Sowjets haben nicht vergessen, im Friedensvertrag Vorsorge für den Wiederaufbau der Kommunistischen Partei Finnlands zu treffen, und Artikel 13 fordert die «Bestrafung der Kriegsschuldigen» – zynischer können die Tatsachen nicht auf den Kopf gestellt werden.

Mit der Unterzeichnung des Friedensvertrags hat Finnland jedoch keineswegs «Frieden» gewonnen: Die Russen haben von den Finnen die Vertreibung der in Lappland und Mittelfinnland stehenden deutschen Truppen verlangt. So eröffneten die finnischen Streitkräfte unter General Siilasvuo das Feuer gegen ihre früheren Waffenbrüder. Heute noch sind im hohen Norden Finnlands, in dem Landstrich zwischen den Grenzen nach Russland, Norwegen und Schweden, heftige Kämpfe bei schwerem Schneesturm im Gange.

Finnlands Marschall, Freiherr Carl von Mannerheim, ist mehr noch als Benesch ein Symbol für den Wandel der Welt. Benesch wird «Seine Exzellenz von gestern» genannt. Mannerheim könnte man den «Marschall von einst» nennen. Ihm fehlt der Sarkasmus, dessen sich ein Mann wie Marschall Pétain als Selbstschutz gegen die Desillusion bedient.

Mannerheim, 78 Jahre alt, entstammt einer Familie hanseatischen Ursprungs. Er erhielt seine militärische Ausbildung an der Kavallerieschule in Petersburg und machte dann Karriere in der russischen Armee: wegen seiner Leistungen im russisch-japanischen Krieg 1904/05 wurde er zum Oberst und einige Jahre später zum Generalmajor befördert. Er war einer der vier Offiziere, die bei der Krönung von Zar Nikolaus II. den Thron umgaben. Er nahm auch an einer seinerzeit sensationellen Forschungs-expedition durch China teil, bei der er die riesige Strecke zwischen Samarkand und Peking, quer durch die Wüste Gobi und durch Sinkiang, zu Pferd zurücklegte und es dabei nicht unterliess, in Tibet dem Dalai-Lama einen Besuch abzustatten.

Die Revolution von 1917 ermöglichte es Finnland, seine Unabhängigkeit zu proklamieren, und sie entband Mannerheim von dem Eid, den er dem Zaren geleistet hatte. 1918 schlug er als Chef der Weissen Armee Finnlands zusammen mit deutschen Truppen den Bolschewismus in Finnland nieder und befreite Helsinki. Er wurde Reichsverweser in Finnland bis zu den ersten demokratischen Wahlen und war fortan eine der grössten Persönlichkeiten Skandinaviens.

Er war lange Zeit Präsident des Verteidigungsrats und wurde 1934 Marschall. 1939 machte er die ganze Welt auf sich aufmerksam, als er 105 Tage lang dem russischen Koloss erfolgreich die Stirn bot. 1941 übernahm er zum drittenmal das Oberkommando, um die verlorenen oder bedrohten Gebiete zu befreien, wobei Finnland ein politisches Zusammenwirken mit den Deutschen umging. Mannerheims Siege brachten ihm 1942 den Titel «Marschall von Finnland» ein.

Aber 1944, als die Russen den Belagerungsring um Leningrad sprengten, warf die Sowjetunion starke Verbände an die finnische Front. Nach der Einnahme Wyborgs durch die Rote Armee blieb Mannerheim nichts anderes übrig, als sich zum Staatspräsidenten wählen zu lassen: er war der einzige, der dank seines Ansehens den Bruch mit Hitler vollziehen und Gebietsabtretungen an Russland vertreten konnte, durch die Finnland sich ein gewisses Mass an Unabhängigkeit erkaufte.

Heute ist er ein kranker Mann, dennoch immer noch auf seinem Posten. Aber was er tut, geschieht unter den Blicken eines «von den Russen empfohlenen» Ministerpräsidenten mit Namen Paasikivi. Er versucht «zu retten, was zu retten ist». Ringsum sieht er die Welt, die er liebte, untergehen. Auch seine besten Freunde, der französische General Weygand und der englische Diplomat Duff» Cooper, scheinen in den Strudel hineingerissen zu sein. Roosevelt zeigt ihm die kalte Schulter. Churchill grollt ihm: Finnland hat 1942 Grossbritannien den Krieg erklärt, niemals jedoch den Vereinigten Staaten. De Gaulle hat genug mit sich selbst zu tun. Die Russen haben an die Spitze der Kontrollkommission, die die Einhaltung der Bestimmungen des Friedensvertrags überwacht, eines der rüdesten Mitglieder des Politbüros gesetzt: Schdanow. In stoischer Haltung erträgt Männerheim dieses qualvolle Leben. Mehrfach hat er sich an Roosevelt gewandt. Aber es kam nie eine Antwort.

Die Baltischen Staaten bestehen nicht mehr.

Die Russen haben die Befreiung der 1940 aufgrund des Molotow-Ribbentrop-Pakts gegründeten Sozialistischen Sowjetrepublik Litauen proklamiert, die ausser Litauen Lettland und Estland umfasst. In Wilna haben die Sowjets den Präsidenten des Roten Kreuzes und ehemaligen Bürgermeister von Kowno sowie viele Journalisten, Diplomaten und hohe Beamte erschossen. Alle zwischen 1909 und 1926 geborenen Litauer, Letten und Esten sind zum Dienst in der Roten Armee eingezogen worden. In den Schulen ist Russisch nunmehr Pflichtfach. Die Strassen haben russische Namen bekommen. Ausländischen Journalisten ist der Aufenthalt in der Republik untersagt. Im Pressewesen beherrschen drei Zeitungen das Bild; zwei in baltischer Sprache: ‚Tarybu Lietuva‘ (Sowjetisches Litauen) und ‚Tiesa‘ (Prawda, auf Deutsch: Wahrheit), eine in Russisch: ‚Sowjetskaja Litwa‘.

Auf der Konferenz von Teheran Ende 1943 hatte Stalin Roosevelt versichert, er wisse nicht, ob die Baltischen Staaten wie vor dem Krieg getrennt bleiben oder sich zu einem einzigen Staat zusammenschliessen würden. «Wegen ihrer strategischen und wirtschaftlichen Bedeutung müssen sie engen Kontakt mit der Sowjetunion halten, was aber nicht bedeutet, dass sie Sowjetrepubliken im Rahmen der UdSSR werden sollen. Mir schwebt ein System der Anlehnung vor, über das ich zurzeit noch nichts Näheres sagen kann.» Er hatte auch zugesagt, die

Baltischen Staaten würden in ihrer Verwaltung autonom bleiben und «ihre Bevölkerungen befragt werden».

Der junge König Michael von Rumänien und seine Mutter, Königin Helene, die ihn berät, haben assen Grund, bekümmert zu sein: Der Sturm klopft an die Pforten des Kyseleff-Palais, in dem sie seit September residieren. Das Palais gehört einer Tante des Königs, der Prinzessin Elisabeth, der früheren Königin von Griechenland.

Durch verschiedene Massnahmen hat der König seine Krone und die Unabhängigkeit seines Landes zu retten gehofft. Er hat den früheren Regierungschef Marschall Antonescu, einen Freund Hitler-Deutschlands, verhaften lassen, er hat mit Hitler gebrochen, den sowjetischen Truppen die Grenzen geöffnet, die dann unversehrte Strassen, Eisenbahnen und Brücken vorfanden, und die fünfzehn rumänischen Divisionen, die er die Kehrtwendung gegen Hitler machen liess, stehen jetzt in Ungarn und der Tschechoslowakei im Kampf gegen die Deutschen.

Und seine erste Amtshandlung nach dem Abzug der Deutschen aus Bukarest war die Wiederherstellung der liberalen Verfassung gewesen, die sein Vater 1938 abgeschafft hatte. Zur gleichen Zeit hatte er Sanatescu, einen klugen, gemässigten und dem Königshaus ergebenen Mann, zum Ministerpräsidenten ernannt.

Aber alsbald begannen ernste Schwierigkeiten.

Einerseits mit den sowjetischen Truppen, die sich aufführten, als seien sie in einem eroberten Land.

Andererseits mit den rumänischen Kommunistenführern, die nach vier Jahren Exil aus Moskau zurückgekehrt oder aus dem Untergrund aufgetaucht waren.

Die Rote Armee betrachtete Rumänien vom ersten Tage an als besetztes Gebiet. Die Eisenbahnlinie zwischen Ploesti und der russischen Grenze wurde ausgebaut und auf russische Spurbreite umgestellt, damit die ganze Erdölproduktion nach Russland transportiert werden konnte. General Winogradow, Chef der russischen Mission in Bukarest und Präsident der Alliierten Kontrollkommission für Rumänien, hat die Strecke für den gesamten nichtmilitärischen Güterverkehr gesperrt, den Personenverkehr auf allen Eisenbahnen rigoros beschränkt und das Erscheinen nichtkommunistischer Zeitungen verboten. Er hat auch den Rundfunk unter Kontrolle, so dass die Mikrophone nur noch kommunistischen Kommentatoren zur Verfü-

gung stehen. Im Verlauf weniger Tage brachte das russische Oberkommando das gesamte politische Leben des Landes unter seine Fuchtel.

Zusammen mit der Roten Armee kamen die rumänischen Kommunisten aus Moskau zurück. Sie treffen sich regelmässig in der für ihre Zusammenkünfte beschlagnahmten Villa der Madame Lupescu, der früheren Geliebten des emigrierten Königs Carol II.: der fanatische Gheorghiu-Dej, Generalsekretär der Kommunistischen Partei Rumäniens; Vasil Luca, ehemaliger Kommandeur der «Freiheitsbrigade», die aus rumänischen Soldaten, die in Stalingrad gefangenengenommen wurden, aufgestellt und der Roten Armee eingegliedert wurde; die hitzige Anna Pauker; der Geheimagent Bodnaras, ehemals Rechtsanwalt in der Bukowina, sowie zwei Widerständler, Patranescu und der gerissene Teohari Georgescu. Ihr erster Schritt war, Verbündete aus anderen Parteien zu suchen. Nachdem es ihnen gelungen war, sich mit den sozialdemokratischen Führern Petrescu, Voitec und Radaceanu auf ein gemeinsames politisches und soziales Vorgehen zu einigen, beeilten sie sich, ihre Führer bis in die bürgerlichen Parteien auszustrecken. Sie gewannen vor allem Petru Gorza, den Führer der Bauernpartei, einen reichen siebenbürgischen Grossgrundbesitzer, der in seinen Kreisen erklärte, solange die Rote Armee im Lande stehe, bleibe keine andere Wahl, als sich mit Gheorghiu-Dej und Anna Pauker gut zu stellen. Den Kommunisten, Sozialisten und Bauernparteilern schlossen sich dann frühere Angehörige der nazifreundlichen Eisernen Garde an, die auf diese Weise Absolution zu erlangen suchten, und eine Reihe kleinerer Parteien, wie die Volkspartei und die Neue Arbeiterpartei. Aus all diesen Gruppen schmiedete Bodnaras die *Front ul National Democratie*, die dann im ganzen Land Massenkundgebungen gegen die Reaktiönäre in der von König Michael eingesetzten Regierung veranstaltete. «Wir brauchen alle zehn Tage eine Regierungskrise», rief Anna Pauker.

Der leidende, erschöpfte Sanatescu war zu hinfällig, um sich in einem solchen Sturm zu behaupten. Er musste demissionieren.

An seine Stelle trat der robuste Radescu.

Aber seine Regierung wird von innen unterhöhlt: Die Russen haben ihm für die Leitung des Innen- und des Justizministeriums Kommunisten aufgezwungen.

Er hat keinerlei Einfluss auf die Rote Armee, nicht einmal einen moralischen: Vergebens widersetzte er sich der Deportation

tion der seit Jahrhunderten in Rumänien ansässigen Siebenbürger Sachsen.

Er verfügt nicht über eine Polizei, die ein Mindestmass an Ordnung aufrechterhalten oder den sich häufenden Kundgebungen entgegentreten könnte.

Mehrfach ist ihm im Laufe des Winters die Ankunft des sowjetischen Generalstaatsanwaltes Wyschinski angekündigt worden, ein Zeichen, dass Moskau die Absicht hat, die Dinge in Rumänien selbst in die Hand zu nehmen.

Schliesslich war Wyschinski in Bukarest eingetroffen. Radescu hat mit ihm zu Abend gegessen, und seitdem weiss er, was die Glocke geschlagen hat.

Doch in der Presse und im Rundfunk kann er sich kein Gehör verschaffen. Seit einer Woche wird er im Rundfunk von seinen eigenen Ministern Gheorghiu-Dej und Georgescu heftig angegriffen. Sie fordern seinen und den Rücktritt der beiden stärksten Stützen seiner Regierung, nämlich von Maniu und Bratianu, die ihre Exilzeit in Kairo verbracht haben.

So hat er sich zu einem grossen Coup entschlossen: Durch Flugblätter und über Lautsprecherwagen hat er bekanntmachen lassen, dass er heute, am 11. Februar, in dem grössten Filmtheater der Hauptstadt in einer Massenversammlung seine Ansichten darlegen will.

Doch als Radescu das Kino betritt, sieht er den Saal von kommunistischen Sturmabteilungen und die Rednertribüne von Georgescu besetzt, der gerade laute Schmähreden gegen ihn hält.

Radescu behält indes kaltes Blut. Er verlegt die Versammlung in ein anderes Kino. Hier spricht er, mit voller Absicht, in ganz ruhigem Ton.

Seine Zuhörer sind so zahlreich, dass er es für geraten hält, von den Verstössen der *Front ul National Democratie* gegen die Verfassung und den Landesfrieden zwar offen heraus zu sprechen, aber kein Wort zu sagen, das die Russen verletzen könnte.

Dennoch kommt es zu Schlägereien. Es fallen sogar Schüsse, und es gibt Verwundete.

So herrscht am heutigen Tag in der rumänischen Hauptstadt eine Stimmung wie vor einer Revolution oder einem Staatsstreich.

Als der amerikanische Vizeadmiral Arthur Gould Lee, Mitglied der Alliierten Kontrollkommission, sein Erstaunen dar-

über äussert, dass die Russen sich als Besatzer aufführen und sich in die inneren Angelegenheiten des Landes einmischen, entgegnet Winogradow: «Und was tun die Amerikaner in Frankreich?»

Bulgarien hat am Krieg gegen Russland nicht teilgenommen.

Das Land König Boris' IIL, der 1945, nach einem Besuch bei Hitler auf dem Obersalzberg, überraschend und mit unbekannter Todesursache starb, war zwar Achsenpartner und Mitglied des Antikominternpaktes gewesen, hatte sich aber stets einem Kriegseintritt gegen Russland energisch widersetzt. Seit der Zeit, als der Zar den Bulgaren half, das türkische Joch abzuschütteln, bestand eine traditionelle Freundschaft mit Russland. Die prodeutsche Regierung des Archäologieprofessors Bogdan Filoff hatte bald nach Pearl Harbour wohl den Vereinigten Staaten und Grossbritannien den Krieg erklärt, aber es war Hitler niemals gelungen, die sogenannten «Preussen des Balkans» für den Kampf gegen Moskau zu verpflichten.

Die Interessen des noch unmündigen Königs Simeon II. wurden von einem dreiköpfigen Regentschaftsrat, bestehend aus Prinz Zyrill, Professor Filoff und dem Kriegsminister General Nikolaus Michoff, gewahrt. Als sich der Rat über Deutschlands schwindende Siegesaussichten klarwurde, begann er nach einer Neutralitätsformel für Bulgarien zu suchen. Von dem idyllischen Kurort Tscham Kuria aus, wohin er sich nach dem anglo-amerikanischen Luftangriff auf Sofia zurückgezogen hatte, setzte der Rat die Ernennung von Konstantin Murawjeff, des wegen seiner Geschicklichkeit renommierten Führers der Bauernpartei, zum neuen Regierungschef durch.

Am 4. September 1944 – einen Tag vorher waren die russischen Divisionen, nachdem sie ganz Rumänien besetzt hatten, am Donauufer erschienen – kündigte Murawjeff den Antikominternpakt auf. Am 5. erklärte er Deutschland, mit dem Bulgarien seit sechs Jahren verbündet war, den Krieg. Am Abend desselben Tags liess Russland wissen, dass es Bulgariens Kriegserklärung für unzureichend halte. Am 6., im Morgengrauen, griffen die Russen Bulgarien an, das sich auf diese Weise im Kriegszustand mit *allen* kriegführenden Grossmächten befand. Am 9., nachdem ganz Bulgarien besetzt war, erklärten sich die Russen bereit, ein Waffenstillstandsgesuch Bulgariens entgegenzunehmen. Am selben Tag noch wurde die Regierung Murawjeff durch eine Regierung Georgieff abgelöst.

Eine «Patriotische Front» trat ins Leben. Sie war zusammengesetzt aus der Kommunistischen Partei, der Sozialistischen Partei, der Bauernpartei und einigen liberalen Politikern. Nur diese «Front» erhielt die Genehmigung, Zeitungen herauszugeben. Sie veranstaltete zahlreiche Massenkundgebungen und verlangte Bestrafung der Kriegsverbrecher, der Volksausbeuter und der Handlanger des Nationalsozialismus. Im Januar verurteilten die Volksgerichte mehrere tausend Menschen zum Tod. Am Abend des 1. Februar wurden die drei Mitglieder des Regenschaftrats, die beiden früheren Ministerpräsidenten Bojiloff und Bagrianoff, siebzehn Minister, acht Berater von König Boris und sechsendsechzig Abgeordnete zum Tode verurteilt. Im Morgengrauen des 2. Februar wurden sie, in Hemd und Hose, am Rande von Bombenkratern erschossen.

Der Regierungschef, Kimon Georgieff, ein grosser hagerer Mann, Oberst und berüchtigtes Mitglied der terroristischen Geheimgesellschaft Zweno, bezeichnet sich als liberal. Die Kommunisten haben zwei Schlüsselposten inne: Anton Jugoff ist Innenminister, Mintscho Neitscheff Justizminister. Die Politik des Landes wird indes bestimmt von drei Politikern. Es sind dies: die «bulgarische Passionaria» Zola Dragoitschewa, Generalsekretärin der «Patriotischen Front»; der Führer der Bauernpartei Nikolo Petkoff, der dem schwedischen Botschafter erklärt hat, «das Bündnis mit den Kommunisten ist die einzige Möglichkeit, das Schlimmste zu verhüten»; und Oberst Damian Welttscheff, der Vertrauensmann Moskaus, einer der aktivsten Verschwörer auf dem Balkan.

Am heutigen Tag verlangt die «Patriotische Front» weiterhin «die Bestrafung der Verräter» und fordert nunmehr «alle Macht für die Arbeiter». Dies bedeute: «Rücktritt träger und säumiger Minister» sowie «eine stärkere Konzentration der Machtmittel in den Händen von Personen, die das Vertrauen des Volkes geniessen».

Die Slowakei, seit dem 6. Oktober 1938 ein unter deutscher Schirmherrschaft stehender Staat, in den Tagen nach dem Münchner Abkommen von der Tschechoslowakei abgetrennt und seit dieser Zeit von dem in Pressburg residierenden Prälaten Tiso regiert, geht ihrem Ende entgegen. Obwohl die Slowakei ein Marionettenstaat Hitlers war, wurde sie von etwa zwanzig Regierungen anerkannt, so von der Schweiz, von Schweden und vom Vatikan.

Die Deutschen haben gerade einen Aufstand gewaltsam niedergeschlagen.

Die Rote Armee ist im Anmarsch.

Stalin hat sich für die Wiederherstellung der früheren Tschechoslowakei ausgesprochen.

Die Slowaken wissen, dass ihr Staatsgebilde von der Landkarte verschwinden wird. Zwar hat der slowakische Schriftstellerverband zusammen mit dem Bund der slowakischen Jugend am 14. Januar sich feierlich zu «einem unerschütterlichen Glauben an Leben und Zukunft des slowakischen Volkes» bekannt. Zwar hat das slowakische Parlament am 23. Januar eine nach seiner Meinung historische Erklärung abgegeben: «Das slowakische Volk hat Anspruch auf das ihm von Gott verliehene Naturrecht auf Eigenleben, denn es war, ist und wird sein eine selbständige, unabhängige Nation.» Und ferner, an die Adresse des Tschechen Benesch gerichtet: «Die frühere Regierung, sei sie von Emigranten gebildet oder nicht, ist Rechts nicht befugt, über das Schicksal des slowakischen Volkes zu bestimmen.» Doch die Slowaken, die am Vormittag des 11. Februar die BBC-Nachrichten hören, wissen, dass Präsident Benesch, sobald er in Moskau seine «tschechoslowakische» Regierung der Nationalen Befreiung gebildet hat, in die «Tschechoslowakei» zurückkehren wird.

Budapest steht in Flammen. Nur hier und da wird noch in den Strassen gekämpft.

Reichsverweser Horthy war in dem Augenblick, als er sich anschickte, in Waffenstillstandsverhandlungen mit den Russen einzutreten, von einem Skorzeny-Kommando entführt worden. Die Deutschen haben ihn interniert und seinen Sohn in ein Konzentrationslager gebracht.

Nach der Entführung Horthys riefen Oberhaus und Abgeordnetenhaus Ferencz Szalasi zum *Nemzetveszetoe* (Führer der Nation) aus. Doch dieser Führer der «Pfeilkreuzler» ist ein König ohne Reich. Er hat sich auf ein Schloss an der österreichisch-ungarischen Grenze zurückgezogen. Hier verbringt er, der sich für einen Erleuchteten hält, die Zeit mit Schilderungen von himmlischen Erscheinungen, die er im Traum gesehen haben will.

Unterdessen hat sich in Debrecen eine «demokratische Regierung» gebildet: Auf dem Landtag in Debrecen hatte im Jahre 1848 der Führer der Unabhängigkeitsbewegung, Kos-

suth, die Republik ausgerufen und die Entthronung des Hauses Habsburg verkündet.

Chef dieser Regierung ist Bela Dalnoki-Miklos, der wie ein echter magjarischer Bauer aussieht: dicker schwarzer Schnurrbart, untersetzte Figur und hohe Stiefel. Nur drei Kommunisten gehören der Regierung an: Ferencz Erdei als Innenminister, Imre Nagy als Erziehungsminister und Gabor als Industrie- und Handelsminister. Vor etwa einem Monat haben im Namen dieser Regierung der Aussenminister Gyöngyösi und Staatssekretär Balog in Moskau ein Waffenstillstandsabkommen unterzeichnet. Für die Alliierten signierte Marschall Woroschilow.

Vorgestern haben vier Männer in Moskau den Zug nach Budapest bestiegen: Matyas Rakosi, Ernö Gerö, Jozsef Revai und Mohaly Farkas. Sie haben bisher an keiner offiziellen Verhandlung teilgenommen – und auch ihr Land seit einem Vierteljahrhundert nicht mehr gesehen: genauer gesagt seit dem Scheitern der ungarischen Räterepublik ihres früheren Genossen Bela Kun.

Albanien haben die Deutschen im November geräumt. Das Land ist verwüstet.

Die Macht übernommen hat Enver Hodscha, der Führer der Kommunistischen Partei Albaniens.

In Tirana erklärte er, die Befreiung Albaniens sei allein den kommunistischen Partisanen zu verdanken. Er hat Wahlen für eine Verfassungsgebende Versammlung angekündigt und dem albanischen Volk eine dauerhafte Demokratie, nämlich eine Volksdemokratie versprochen. Er bekennt sich zu einer Politik mit dem Ziel einer Verbrüderung aller Balkanvölker.

Der frühere Monarch Zoglu L, *Mbreti Schkuptarvet* (König der Adlersöhne), hat für sich und seine Nachkommen auf den Thron verzichtet. Als Mussolini Albanien überfiel, war er mit Königin Geraldine, seinen Kindern und zehn schweren Kisten voller «Dokumente» nach Frankreich geflohen, wo er einige Monate im Chateau de la Maye verbrachte. Heute lebt er als einfacher Bürger in England.

Serbien, Mazedonien, Montenegro, die Herzegowina und Dalmatien sowie grosse Teile von Bosnien und Kroatien sind von den deutschen Verbänden der unter General von Weichs stehenden Heeresgruppe F geräumt worden. Aus der Partisanenkämpfung der vergangenen Jahre ist inzwischen ein Stellungs-

krieg geworden. Von Weichs' Truppen haben sich entlang der Hauptseisenbahnlinie Sarajewo-Brod-Zagreb verschanzt und kontrollieren die Nebenstrecken nach Bihadsch, Bajaluka und Mostar. Um die andere Rückzugsflanke zu decken, bemüht sich von Weichs mit aller Gewalt, die Stremska, das von Save, Drau und Donau umschlossene Dreieck, zu halten. Am heutigen Tag spielen sich in Slowenien, in Prodravska-Slatina und im Savetal die erbittertsten Kämpfe ab. Die Deutschen erobern Virovitica zurück. Im Abschnitt Drinjaca-Vlasenica wogt der Kampf um die Stadt Vlasenica hin und her. Im Bosnatal bemächtigen sich die Partisanen der Ortschaft Siroki-Brijek.

Tito ist in Belgrad.

Viele Häuser und Gebäude der Stadt liegen in Trümmern. Die Spuren des Krieges sind noch ganz frisch. An den weissgekalkten Mauern kleben, verblichen und zerfetzt, die Plakate der Achse: – «*Mussolini a sempre ragione*» (Mussolini hat immer recht). «Ein Volk, ein Reich, ein Führer», neben den mit frischer roter Farbe gemalten Parolen der Partisanen: «*Zivio Tito! Smrt Fasizmu! Sloboda Norodu!*», (Es lebe Tito! Tod dem Faschismus! Freiheit dem Volke!).

Gestern hat es geschneit. Schnee bedeckt die Parkanlagen, die zerstörten Häuser, die verbrannten Panzer, den Trümmer-schutt in den Strassen und die kleinen Holzkreuze an vielen Stellen der Stadt, die darauf hinweisen, dass hier Soldaten und Partisanen gefallen sind. Die Lebensmittelversorgung ist indes viel besser geworden. Schulen, Kirchen, Theater und Geschäfte haben ihre Pforten wieder geöffnet. Es gibt sogar ein Nachtlokal, «Zar von Russland», wo man im Chor den Refrain von ‚Lilli Marlen‘ singt, des Schlagers, der zum wahren Soldatenlied dieses Krieges geworden ist: «Unter der Laterne, vor dem grossen Tor . . .» Die ganze Nacht über haben russische Soldaten um nichts und wieder nichts in die Luft geschossen, aus reinem Spass. Am heutigen Tag findet eine Massenkundgebung statt, auf der die «Bestrafung der Verräter» und die Verurteilung der dem General Michailowitsch treu gebliebenen Tschetniks gefordert wird. Michailowitsch wartet in den bosnischen Bergen mit einer Schar absolut zuverlässiger Männer die Entwicklung ab. Die demonstrierende Menge ruft: «*Hočemo Tito! Nocemo Kralja!*» (Wir wollen Tito! Wir wollen keinen König!)

Jossip Broz, genannt Tito, ein kroatischer Bauernsohn, ehemals Unteroffizier in der österreichischen Armee, dann Kriegs-

gefangener in Russland, dann Freiwilliger in der Roten Armee und seit 1937 Generalsekretär der Kommunistischen Partei Jugoslawiens, hat den schlichten dunklen Partisanenrock abgelegt. Er trägt jetzt eine vom besten Schneider Belgrads angefertigte Uniform mit dem gestickten Emblem auf dem Ärmel, das einen von einem Lorbeerblatt umgebenen Stern zeigt. Der in Jajce zusammengetretene Antifaschistische Rat hat ihm den für ihn speziell geschaffenen Rang des Marschalls von Jugoslawien zuerkannt. Ausserdem ist er Präsident der Provisorischen Jugoslawischen Regierung geworden.

Den heutigen Tag verbringt er im Weissen Palais, der ehemaligen Residenz des Prinzregenten Paul. Da der Königspalast zerstört wurde, hat Tito dieses wenige Jahre vor dem Krieg im Stil eines Landsitzes des 18. Jahrhunderts errichtete Gebäude bezogen. Die Einrichtung – Möbel von schlichter Eleganz, Bibliothek und erlesene Gemälde – verrät den hervorragenden Geschmack des Vorbesitzers. Der Keller enthält einen luxuriös ausgestatteten Luftschutzraum, vollgepfropft mit Kisten, die angefüllt sind mit Goldgerät und anderen Kostbarkeiten. Auf Titos Schreibtisch steht eine Bronzestatue von Napoleon. Er hegt grosse Bewunderung für den *petit caporal* und zitiert häufig einen seiner Aussprüche: «Nicht die Männer zählen im Kriege, es zählt der Mann.»

Tito ist von mittlerer, wohlproportionierter Statur, kräftig gebaut, und von selbstsicherer Haltung. Aus seinem sonnengebräunten, glattrasierten Gesicht leuchten intelligente blaue Augen. Die Schläfen sind leicht ergraut, das Kinn lässt auf Tatkraft und Energie schliessen. Tito ist ein Mann, der sich wechselnden Erfordernissen anzupassen versteht: So wenig ihn die unsagbar schwierigen Umstände seines Kampfes in den bewaldeten Bergen von Korcula oder auf der Halbinsel Peljesac und die Entbehrungen in seinem Höhlenquartier Drvar verdrossen, wo die Mahlzeiten aus nichts anderem bestanden als aus scharfem Käse, Schwarzbrot, Speck und ein paar Gläschen *Rakija*, so wenig Mühe macht es ihm, sich jetzt in die veränderten Verhältnisse zu finden. Mit der grössten Selbstverständlichkeit liess er sich vor Kurzem auf den Stufen von Sankt Peter, in Marschallsuniform und umgeben von Leibwachen mit Maschinenpistolen, fotografieren. Mit der gleichen Sicherheit bewegte er sich in Capri auf einer Cocktailparty, die die reiche Amerikanerin Mrs. Harrison Williams ihm zu Ehren in ihrer Traumvilla gegeben hatte. Im Umgang mit General Donovan, ja sogar mit

Churchill, gibt er sich als Gleicher unter Gleichen, Er hat den besten Weinkeller und die schönsten Pferde weit und breit. Er soupiert häufig mit Marschall Tolbuchin, Träger des Leninordens und Ritter des Bath-Ordens, einem Koloss von Mann mit gelblichem Teint, kahlrasiertem Schädel und goldenen Schulterstücken.

Seine beiden Leibwächter Boschko und Prlia sowie sein Hund Tiger weichen ihm Tag und Nacht nicht von der Seite. Er hat zwei Sekretärinnen: Zdenka und Olga. Zdenka ist eine junge, fanatische Partisanin, «die Passionaria Jugoslawiens»: *La Passionaria* ist zurzeit auf dem Balkan grosse Mode. Die hochgewachsene, sportliche Olga trägt auch im Weissen Palais noch lange Hosen und Reitstiefel. In ihrem Gürtel steckt eine Pistole. Sie spricht perfekt englisch, denn als Tochter eines serbischen Adligen hat sie in Oxford studiert. Gleichzeitig Sekretärin, Haushälterin und noch einiges mehr, hat sie von den Wäschestücken des Palais die königlichen Monogramme abgetrennt, da Tito sich weigerte, in mit Kronen bestickten Laken zu schlafen. Heute erwartet er einen Besucher, auf den er sich freut: Dr. Rogers, den neuseeländischen Arzt, der mit ihm fast während der ganzen Kampfzeit durch dick und dünn gegangen ist.

Unterdessen konferiert er wieder einmal mit seinen Hauptmitarbeitern: mit seinem Generalstabschef Arso Jovanovitsch, dem wilden, hageren, eckigen Montenegriner; mit dem Parteideologen Edo Kardelij, einem untersetzten Slowenen mit gescheitem Gesicht, schwarzem Haar im Bürstenschnitt und Stahlbrille; mit Mosche Pijade, einem jüdischen Intellektuellen aus der Hauptstadt; mit dem jungen, eifrigen Djilas; mit Alexander Markowitsch, genannt «Marko», einem serbischen Bauernsohn, dickköpfig und schlau, verschwiegen und verschlossen; mit Kotscha Popowitsch, dem Kommandeur des 1. Armeekorps, einem knotigen, schwarzhaarigen Mann mit lebhaften Gesten, lauter Stimme und stechenden Augen, der sich ständig wie ein Korsar im Augenblick des Enterns gebärdet und mit Stolz sowohl den Orden der Roten Fahne wie das Military Cross trägt.

Die Besprechung gilt einem der heikelsten Probleme des Augenblicks, einem Problem, das auch den am Schwarzen Meer konferierenden Grossen Drei Kopfzerbrechen macht: Was soll mit Jugoslawien geschehen?

Im Grunde ist Jugoslawien noch Königreich. Und es hat auch noch einen König: Peter, ein junger mutiger Mann von lauterem

Charakter, der für Automobile und Flugzeuge schwärmt und sich kurzezeit in Kairo aufhält. Peter hat nicht viel für Tito und seine Leute übrig, vielmehr vertraut er nach wie vor dem anderen Partisanenführer, der sich ebenfalls in der ersten Stunde gegen die Deutschen erhoben hat, dem General Draza Michailowitsch, der zudem noch Minister der jugoslawischen Exilregierung ist. Über seine etwaige Rückkehr sind Verhandlungen im Gange.

Als Djilas nach Moskau gereist war, um Rat zu holen, hatte ihm Stalin gesagt: Seid vorsichtig; stösst vor allem die Engländer nicht vor den Kopf.

Churchill hatte in den ersten Monaten des jugoslawischen Aufstands zunächst auf Michailowitsch gesetzt. König Peter war mit seiner Regierung nach London ins Exil gegangen, und England wird bei dieser Regierung immer noch durch einen Botschafter, Ralph Stevenson, vertreten. Es besteht eine Art Ehrenverpflichtung Grossbritanniens gegenüber der jugoslawischen Exilregierung. Das alles aber hatte Churchill nicht daran gehindert, die Bande zu Tito immer enger zu knüpfen und ihm von Monat zu Monat wirksamer zu helfen. Er gewann bald die Überzeugung, dass Tito die eigentliche Kraft in Jugoslawien, Michailowitschs Macht hingegen nur ein Phantom sei. Diese Erkenntnis manifestierte sich darin, dass er Tito einen «persönlichen Botschafter» schickte, und zwar in der Person seines eigenen Sohnes Randolph Churchill. Er mass also dem jugoslawischen Problem grosse Bedeutung bei. Darüber hinaus fasste er den Plan einer grossen Balkanoperation mit Jugoslawien als Brückenkopf. Seitdem zielt er unmittelbar auf eine Aussöhnung der Jugoslawen und die Bildung einer Einheitsregierung ab.

Da Churchill mit Stalin zu einer gewissen Verständigung darüber gelangt ist, lassen ihn die Amerikaner nur zu gern gewähren.

Der einzige, der das Spiel durchkreuzen könnte, ist gerade Tito, der genau weiss, dass er der Herr ist. Aber Tito und seine Freunde halten es für geraten, niemanden zu brüskieren.

Im vergangenen Herbst war Tito in der Woiwodina mit dem Ministerpräsidenten der Exilregierung, Iwan Subasic, zusammengetroffen. Subasic, ein Liberaler, von Natur ein Zauderer, der den Kollektivismus nicht begreifen kann, fand die Partisanen «anstrengend». Immerhin schloss er mit Tito ein Abkommen auf folgender Grundlage: Der Antifaschistische Rat bleibt die Höchste Gesetzgebende Körperschaft, doch wird eine Na-

tionalregierung gebildet, der die wichtigsten Mitglieder von Titos Nationalkomitee und der Königlichen Regierung angehören sollen. Diese neue Regierung wird zu gegebener Zeit freie Wahlen abhalten, und die gewählten Abgeordneten sollen dem Land eine Verfassung geben. Unterdessen bleibt Jugoslawien *theoretisch* eine Monarchie, doch wird der König im Ausland bleiben und in Belgrad durch einen Regentschaftsrat vertreten werden.

Der Engländer Fitzroy Mac Lean, ein Diplomat, der die letzten Jahre fast durchweg in Titos Hauptquartier verbrachte, wurde beauftragt, Churchills Zustimmung zu jenem Abkommen einzuholen. Churchill verzog zunächst das Gesicht, war aber schliesslich einverstanden,

Subasic und Kardelj reisten dann nach Moskau, um auch Stalins Segen zu erlangen. Stalin liess sich nicht lange bitten, betonte jedoch, dass es notwendig sei, bald zu wahrhaft demokratischen Wahlen zu schreiten. «Nur keine Schwindelwahlen nach Euerm Geheimrezept», fügte er hinzu.

Aber König Peter, dem Subasic gleich nach seiner Rückkehr aus Moskau berichtete, hüllte sich in Schweigen.

Churchill bekam einen seiner berühmten Wutanfälle, als er von König Peters Zurückhaltung erfuhr.

In seinem Zorn liess er sich dazu hinreissen, am 18. Januar vor dem Unterhaus zu erklären; «Wenn uns König Peter nicht mit seiner Zustimmung beehrt, werden wir dennoch so handeln, als hätten wir seine Zustimmung . . . Uns Engländern ist es gleichgültig, welche Regierungsform in Jugoslawien den Sieg davonträgt. Ich glaube, es gibt wenige Leute in Grossbritannien, denen die künftige Verfassung Jugoslawiens Anlass zu Zufriedenheit oder Unzufriedenheit geben wird . . .»

Diese Drohung machte kaum Eindruck auf den jungen König und seine Umgebung.

Zur allgemeinen Überraschung entliess er am 22. Januar Subasic und seine Regierung, wobei er ankündigte, sich fortan direkt mit Tito in Verbindung zu setzen.

Dann besann er sich eines besseren und liess Subasic den Dialog wiederaufnehmen.

«Alles Theater», sagte Tito. «Wir müssen abwarten.»

Und das tut man jetzt: Man wartet ab und diskutiert wieder einmal.

Man rechnet sehr damit, dass die Konferenz der Grossen Drei die Sache zum Reifen bringt.

Zwei Tatsachen sind für Tito bestimmend:

Erstens hat Churchill schon Ende 1943 Michailowitsch seine offizielle Unterstützung entzogen und die bei ihm akkreditierten britischen Missionen abberufen, wobei er Eden anvertraute, nach seiner Überzeugung sei «Michailowitsch ein Klotz am Bein des kleinen Königs, und der hat keine Aussicht, solange er ihn nicht los wird».

Zweitens verfügt Tito über eine Armee von 200'000 Partisanen, die auf ihn eingeschworen sind, eine Armee, die geeignet ist, sowohl Stalin wie Churchill zu denken zu geben.

Ostasien und Pazifik Der Tag bei Ghandi, Tschiang Kai-schek, Mao Tse-tung und Hirohito

Im Fernen Osten wird der Krieg mit ebenso gigantischen Mitteln und ebenso grosser Erbitterung geführt wie in Europa.

Auf den Philippinen hat MacArthur vor wenigen Tagen Manila zurückerobert. «Ich bin wieder da!» verkündete er stolz. Die amerikanische 1. Motorisierte Division unter Generalmajor Mudge erzwingt in der Nähe der weiten Rasenflächen des Philippine Racing Club einen neuen Durchbruch in Richtung Pasig, säubert das Gebiet um Santa Ana und stösst im Süden zum Flugplatz Nielson vor.

Die 37. Infanteriedivision, einst die Nationalgarde von Ohio, die jetzt den Beinamen «Division Hirschaue» hat, setzt unter ihrem Kommandeur Beightler den Vormarsch in der Region von Ermita fort und ist in heftige Kämpfe verwickelt.

Im Süden rückt die 11. Fallschirmjägerdivision unter General Swing, die zusammen mit den obenerwähnten Divisionen die berühmte 6. Armee des Generals Krueger bildet, an der Manila-Bay entlang in den Distrikten Paranaque und Baclaran vor. In Nichols fallen ihr schwere und leichte Geschütze sowie beträchtliche Munitionsvorräte der Japaner in die Hände.

Im Norden unternimmt die 8. Armee planmässig eine Umgehungsoperation. Panzerverbände der 6. Division stossen in raschem Vormarsch zur Dingalan-Bay durch. Einheiten der

32. Division rücken entlang der Eisenbahnlinie nach Villa Verde vor, während die 40. Division Stellungen an den untersten Hängen der Zambales-Berge aushebt.

Superfestungen bombardieren Corregidor und die Südküste der Insel Bataan. Jabos greifen japanische Stellungen in Bayombong, Santa Fé, Baguio und am Balet-Pass an. Leichte Bomber attackieren den Flughafen Tuguegarao und zerstören eine wichtige Brücke in Naguilian. Andere leichte Bomber belegen japanische Truppenkonzentrationen im Nordosten von Manila und Artilleriestellungen in Fort MacKinley.

Amerikanische Flotteneinheiten versenken japanische Schiffe in San Fernando.

Trotz der dreissigfachen Luftüberlegenheit der Amerikaner weichen die Japaner nur Schritt für Schritt zurück. Auf der Insel Luzon haben sie 260'000 Mann stehen, darunter die von General Tomoyuki Yamashita, dem «Tiger von Malaya», befehligte 14. Armee, die sich aus sieben Infanteriedivisionen und zwei Panzerdivisionen zusammensetzt. Der General hat sein Hauptquartier nach Baguio, der alten Sommerhauptstadt der Philippinen, verlegt,

General Douglas MacArthur empfindet in diesen Tagen Genugtuung.

Auf sein Drängen hin hatten die amerikanischen Stabschefs auf einer in San Francisco am 1. Oktober abgehaltenen Konferenz den von Admiral King befürworteten Plan, erst einmal Formosa zu nehmen, abgelehnt und stattdessen MacArthurs Vorschlag gebilligt, als erstes die Einnahme der Insel Luzon ins Auge zu fassen. Die Anhänger des «Luzon-Plans» machten geltend, dass die Eroberung Formosas neun Kampfdivisionen und eine so grosse Zahl von Nachschubeinheiten erfordern würde, wie sie das Oberkommando erst nach der Kapitulation der deutschen Armeen bereitstellen konnte. Nun haben MacArthur die Tatsachen recht gegeben: Manila ist schneller gefallen, als man erwartet hatte. Der Weg nach Japan ist damit frei.

Sodann war es ihm gelungen, den Operationsplan gegen Luzon perfekt durchzuführen. Mit der Landung der 8. Armee an der Südküste Luzons, wobei er gleichzeitig die Insel Mindoro unter Druck hielt, zwang er die Japaner, den grössten Teil ihrer Streitkräfte in den südlichen Teil von Luzon zu verlegen. Darauf liess er schleunigst die 6. Armee an der Nordküste landen und schnitt damit den gegnerischen Truppen die Nachschub-

Verbindung mit Japan ab. Yamashita hatte für diesen Fall keinerlei Vorbereitungen getroffen. MacArthur ist stets bemüht, die Verluste auf ein Minimum zu beschränken. Er ist ein Gegner massiver Frontalangriffe, da sie zu mörderisch sind, und bewundert Napoleons Feldzüge, deren Kennzeichen Einfallsreichtum und geschickte Manöver gegen die Flanken und rückwärtigen Verbindungen waren. Auch stehen ihm, von 1918 her, die vergeblichen Blutbäder an der französischen Front vor Augen.

Schliesslich hat er ein legendäres Glück. Vor wenigen Tagen noch entging das Schiff «Boise», auf dem er sich befand, wie durch ein Wunder zwei Torpedotreffern, während andere Fahrzeuge der Landungsflotte schwer beschädigt wurden, darunter auch das Admiralsschiff. Ferner gelang es ihm, dank seinem schnellen Zugreifen, ohne jeden Verlust Tausende von Gefangenen zu befreien: Kriegsgefangene und Zivilinternierte, Männer, Frauen und Kinder, Amerikaner, Engländer und Philippinos, die im Gefängnis Bilibid in Manila, im Konzentrationslager Cabanatuan oder im Lager Calamba an der Laguna-Bay inhaftiert waren.

MacArthur ist von seiner Aufgabe derart besessen, dass er kaum noch schläft. Heute, am 11. Februar, hält er sich in Manila auf, das unter japanischem Artilleriebeschuss steht, und inspiert die Truppen bis zu den vordersten Linien. Die Soldaten erkennen ihn schon von weitem an seiner zu grossen Mütze. Seine hohe Gestalt, sein stählerner Blick, der starke Unterkiefer und seine gelbe Pfeife sind Legende geworden. Er ist ein genialer Soldat, aber auch ein genialer Schauspieler. Echter Mut beseelt ihn, aber er versteht es auch, seinen Mut zur Schau zu stellen. Beim Pfeifen einer Granate duckt er sich nie. «Der Kerl ist verrückt», ruft General Kenney aus, «wenn er so weitermacht, sollte man ihm die Innungskarte entziehen.» Aber diese Tage sind selbst für einen Mann wie MacArthur einmalig: Hier in Manila, im Palais Malacanan, legte sein Vater den Grundstein für einen modernen, freien philippinischen Staat; er selbst wurde hier zum Marschall der philippinischen Armee ernannt – als der einzige Amerikaner, der je diesen Titel innehatte; hier starb seine Mutter, hier lernte er seine Frau kennen, hier wurde sein Sohn geboren.

Doch es fällt ein Schatten auf das Bild: MacArthur hat von General Marshall den kategorischen Befehl erhalten, auf etwa hundert Transportschiffe zu verzichten, die er für die Versor-

gung seiner Truppen für unerlässlich hält. Diese Schiffe sollen im Nordpazifik eingesetzt werden und nach Wladiwostok Munition und Lebensmittel transportieren, die für die sowjetischen Streitkräfte bestimmt sind. Gerade heute hat MacArthur den Oberst Paul L. Freeman aus Marshalls Stab zu Besuch. Und der Oberst lässt sich nicht erweichen.

Die beiden Männer diskutieren auch über die Beendigung des Krieges.

Zwei Jahre lang hat MacArthur Roosevelt bedrängt, mit allen erdenklichen Druckmitteln auf Stalin einzuwirken, um ihn zu veranlassen, Japan den Krieg zu erklären und in der Mandschurei eine zweite Front zu errichten. Er sah es als absurd an, dass die UdSSR freundschaftliche Beziehungen mit Japan unterhielt, das gleichzeitig gegen Russlands Verbündete, die USA und Grossbritannien, erbittert Krieg führte. Im Falle der sowjetischen Kriegserklärung, hatte er gesagt, würden zwar die Russen mit Sicherheit Wladiwostok verlieren und die Japaner bis tief nach Sibirien vordringen, doch handele es sich hier grösstenteils um Steppen, und die Entfernungen seien so riesig, dass die Japaner die Kriegsanstrengung der Russen gegen Deutschland nicht ernstlich behindern könnten. Dagegen werde ein Eingreifen Russlands gegen Japan die ganze Lage im Pazifik ändern: der japanische Druck auf die chinesischen Armeen würde nachlassen, und die Amerikaner würden über Luftstützpunkte in Sibirien verfügen, von denen aus sie das japanische Mutterland direkt angreifen könnten.

Diese Gedankengänge hatte MacArthur 1941 in einem Telegramm an Marshall unmissverständlich zum Ausdruck gebracht: «Entry of Russia is enemy's greatest fear» (Russlands Kriegseintritt wird vom Feind am meisten gefürchtet).

Jetzt ist MacArthur weniger kategorisch. Er hält die Japaner für so gut wie geschlagen. Man braucht nur einen Blick auf die Landkarte zu werfen: die wichtigsten Nachschublinien zu den Hauptinselgruppen sind abgeschnitten; die in Saipan, Timian und Guam stationierten B-29 bombardieren Tag für Tag japanische Städte und Industrien; die US-Navy kontrolliert den ganzen Pazifik, während die japanische Flotte mattgesetzt ist; die anglo-amerikanische Luftherrschaft ist vollkommen. Im vergangenen Sommer, bei einer Zusammenkunft mit Roosevelt in Pearl Harbour, hat MacArthur dem Präsidenten sogar erklärt, eine Invasion Japans werde nicht mehr nötig sein: die Japaner könnten allein durch Angriffe aus der Luft und von

See her zur Kapitulation gezwungen werden. Admiral Nimitz, Oberbefehlshaber der Pazifikflotte, äusserte sich in gleichem Sinne. MacArthur sieht also den Kriegseintritt Russlands gegen Japan nicht mehr als so zwingend notwendig an wie in den vergangenen Jahren.

Doch über ein so schwerwiegendes Problem lässt sich heute an der pazifischen Front nur noch theoretisieren.

Roosevelt hat vor seiner Abreise nach Jalta über den *derzeitigen* Wert eines Kriegseintritts Russlands gegen Japan und den dafür zwangsläufig zu zahlenden Preis keinen einzigen der Militärschefs der pazifischen Front zu Rate gezogen: weder General MacArthur noch Admiral Nimitz noch Admiral Spruance.

Nach der Einnahme des grössten Teiles von Luzon und der schon im August 1944 erfolgten Besetzung der Marianen können die Amerikaner über zwei Routen an ihr Ziel gelangen: über die Bonin-Inseln und die Riukiu-Inseln.

Die Bonin-Inselkette hat zwischen Minami-Schima und der Bucht von Tokio eine Ausdehnung von 700 Meilen. Die meisten Inseln bestehen nur aus vulkanischen Kegeln. Nur Schitschi-Schima und Iwo-Schima bieten bis zu gewissem Grade die Möglichkeit, Flugplätze anzulegen.

Die Riukiu-Inselkette beschreibt einen 600 Meilen langen Bogen zwischen Formosa und der Südspitze von Honschu, der japanischen Hauptinsel. Von den Riukius sind fünf oder sechs Inseln für die Anlage von Flugplätzen geeignet, vor allem Okinawa.

Den Angriffsplan haben die Admirale Nimitz und Spruance gemeinsam mit den Generalen Harmon und Bruckner ausgearbeitet. Erste Phase, beginnend mit dem 25. Februar: «die Stufenleiter der Bonin-Inseln hinauf» bis Iwo-Schima, um dort Landungsmöglichkeiten für die auf Saipan (Marianen) stationierten B-29 und einen Stützpunkt für deren Jagdschutz staffeln zu schaffen. Zweite Phase, beginnend mit dem 1. März: eine oder zwei Positionen der Riukiu-Kette sichern, sei es Amami Oschima oder Okinawa oder beide Inseln. Die Iwo-Schima-Operation soll der Okinawa-Operation vorausgehen, weil ihre Durchführung leichter erscheint. Mit der Iwo-Schima-Operation sind betraut worden die 5. Flotte unter Admiral Spruance und, als Landungstruppen, die 3., 4. und 5. Marinedivision.

In Vorbereitung des Tages «J» wird Iwo-Schima täglich mit Bomben belegt. Doch nach jedem Angriff reparieren die Japa-

ner ihre Flugplätze innerhalb weniger Stunden. Sie bauen gewaltige Verteidigungsanlagen, und das labyrinthartige Stellungssystem des Suribatschi-Berges steht dem von Gibraltar nicht nach. Die Verteidiger Iwo-Schimas sind 20'000 Mann Elitetruppen unter dem Befehl eines der fähigsten japanischen Offiziere, des Generalleutnants Tadamiitschi Kuribayaschi.

Am 11. Februar bombardieren die Amerikaner nicht nur Iwo-Schima und Okinawa. Auf Formosa greifen ihre Bomber den Flugplatz Takao an, auf Borneo den Flughafen Manggar, auf den Molukken Miti, Dschailolo und Buli-Bay, auf Timor Artilleriestellungen, auf dem Bismarck-Archipel und den Salomon-Inseln Munitions- und Proviantlager in der Nähe von Rabaul und Kavieng.

Gestern ist eine phantastische Flotte von der Inselgruppe Ulithi (Karolinen) aus in See gegangen und befindet sich auf der Fahrt in Richtung Marianen und Bonin-Inseln. Es ist die «Task Force 58» unter Vizeadmiral Mitscher, dessen Flagge auf der «Bunker Hill» weht. Die Flotte besteht aus vier Flugzeugträgern der neuen Essex-Klasse: «Essex», «Bunker Hill», «Randolph» und «Bennington» sowie den kampferprobten Einheiten «Hörnet», «Wasp», «Lexington», «Hancock» und «Yorktown» und einer Gruppe älterer Flugzeugträger, der «Task Force 58,5», der Veteranen wie «Enterprise» und «Saratoga» angehören. Das Ziel ist, von den Flugzeugträgern aus Tokio zu bombardieren. Es ist in diesem Kriege das bisher grösste Unternehmen seiner Art. Jeder Gruppe sind mindestens 70 Jagdflugzeuge der Typen «Corsair» und «Hellcat» beigegeben, die die Aufgabe haben, etwaige japanische Todesflieger abzuwehren. Den Geleitschutz sichern Panzerschiffe, darunter «Indiana», «Wisconsin», «Missouri», «New Jersey», «New Carolina» und «Washington», vierundzwanzig Zerstörer, leichte und schwere Kreuzer, darunter «Vincennes», «Boston», «San Francisco», «Baltimore» und «Indianapolis». Die «Indianapolis» ist das Flaggschiff von Admiral Spruance. Ein Schauspiel von unvergleichlicher Grossartigkeit – eine jener zugleich grandiosen und furchterregenden Manifestationen der grössten Militärmacht aller Zeiten. Man hat drakonische Massnahmen ergriffen, um zu verhindern, dass die Flotte von den Japanern entdeckt wird: striktes Schweigegebot, absolute Funkstille, Spähtätigkeit durch U-Boote der Pazifikflotte und Aufklärung durch Marineflugzeuge.

Angesichts des Einsatzes solch gewaltiger Mittel bleibt dem japanischen Soldaten nur ein Trumpf: totale Selbstaufopferung.

Nicht umsonst haben Admiral Oniski, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der japanischen Armee, und Admiral Yamamoto, der Kondottiere des Fernen Ostens, das Musterbild eines modernen Samurai, einer der Schrittmacher der Marineluftfahrt, der selbst Probeflüge übernimmt, darüber hinaus noch dichtet und es ausgezeichnet versteht, den Schriftpinsel zu führen – nicht umsonst haben die beiden Admirale das Korps der Selbstmordpiloten, der Kamikaze, aufgestellt. «Die Tapferkeit eines Mannes», sagte er stolz zu seinem Ordonnanzoffizier Schikanori Moji, «kann nicht unmittelbar nach seinem Tode erkannt werden. Was mich betrifft, so fürchte ich, dass man mir erst nach einem Jahrhundert Gerechtigkeit widerfahren lässt.»

Mit dem Wort «Kamikaze» ruft man den vom Fujijama herabwehenden «Götterwind» an.

Die Kamikaze haben die Aufgabe, sich mit den von ihnen gesteuerten Maschinen unmittelbar auf das Ziel zu stürzen. Die Freiwilligen, die sich für das Korps gemeldet haben, sind nicht zu zählen.

Das Geschwader 201, wie die offizielle Bezeichnung des Kamikaze-Korps lautet, setzt sich aus vier Gruppen zusammen: *Schikischima* (poetischer Name für Japan), *Jamoto* (Gebiet um Kioto), *Asahi* (aufgehende Sonne) und *Jamazakura* (wilder Kirschbaum).

Die Piloten werden auf Formosa ausgebildet.

An diese Männer denkt Roosevelt, wenn er sagt, dass der Krieg noch lange dauern und sehr blutig sein werde.

«Ich führe ein ganz normales Leben», schreibt der Kamikaze-Aspirant Susumu Kijitsu, 22 Jahre alt, geboren in Omura, Absolvent des Technikums von Nagoya, in seinem letzten Brief. «Vor dem Tod habe ich keine Angst. Meine einzige Sorge ist, ob es mir auch gelingen wird, den Flugzeugträger, auf den ich mich stürze, zu versenken . . . Meine Kameraden, die Aspiranten Mijazaki, Tanaka und Kimura, sind ruhig und in guter Stimmung. Man möchte nicht glauben, dass sie damit rechnen müssen, jeden Augenblick in den sicheren Tod zu gehen. Sie verbringen ihre Zeit mit Lesen und Kartenspiel . . . Ich weiss nicht, meine lieben Eltern, wie ich Euch danken soll. Ihr habt mich durch einundzwanzig Jahre aufgezogen und mich so stark und kräftig gemacht, dass ich mich heute Seiner Kaiserlichen Majestät erkenntlich zeigen kann für die zehntausend Gnaden, die er über uns ausgeschüttet hat.»

«Ich habe beschlossen», schrieb der Aspirant Teruo Jama-

guchi, 22 Jahre alt, Student der Kokugakuin-Universität in Tokio, wenige Stunden vor seinem letzten Flug an seinen Vater, «Papa' zu rufen, wenn ich mich auf mein Ziel stürze. Ich möchte, dass Ihr wisst, was ich in meinem letzten Augenblick gerufen habe – mit aller Liebe, die sich für Euch während meines Lebens in mir angesammelt hat.»

Auch an anderen Fronten des pazifischen Raums sind heftige Kämpfe gegen die Japaner im Gange.

Auf Neuguinea ist es den Australiern gelungen, die kleine Stadt Eitape einzunehmen und den Amuk zu überschreiten. Vor Walum leisteten die Japaner erbitterten Widerstand. Die Liberator-Maschinen der australischen Air Force bombardieren die Sprengstoffabrik von Mandalin Siman auf Java.

Australier stehen auch auf Bougainville (Salomoninseln) im Kampf. Sie haben die Japaner aus ihren starken Stellungen im Simba-Gebirge vertrieben, damit den Weg für ihren Vormarsch entlang der Küste frei gemacht und wehren jetzt, mit Artillerieunterstützung, die japanischen Gegenangriffe ab.

Aus Ceylon wird gemeldet, dass an der Burma-Front die Spitzen der 25. indischen Division nach Gewaltmärschen durch den Dschungel Verbindung mit den nördlich von Kangaw eingesetzten westafrikanischen Truppen aufnehmen konnten. An der Westküste Burmas erfolgte ein wirksamer Luftangriff auf japanische Truppenkonzentrationen im Gebiet um Ramree.

Flottenadmiral Lord Louis Mountbatten, Höchstkommandierender der britischen Streitkräfte des südostasiatischen Kriegsschauplatzes, hat die Aufgabe, Burma von den Japanern zu befreien, danach Malaya zu besetzen und die Malakka-Strasse vom Feind zu säubern. In Nordburma hat er, mit dem Übergang über den Irrawady, die Angriffsoperation eingeleitet. Rangun soll vor dem im Mai einsetzenden Monsun genommen werden. Man hatte es Mountbatten freigestellt, ob er die gesamte 14. Armee für eine Entscheidungsschlacht auf der Ebene von Mandalay verwenden und von dort rasch nach Süden vorstossen oder mit einem Teil der Streitkräfte eine amphibische Landungsoperation gegen Rangun unternehmen wollte, um dann durch eine Schwenkung nach Norden die Japaner im Rücken anzugreifen. Da er jedoch nicht mit einer mächtigen Transport-Luftflotte rechnen konnte, die anderswo dringender benötigt wurde, hat er sich für die erste Lösung entschieden: für den vollen Einsatz der von General Slim befehligten 14. Armee gegen das Gros der japani-

sehen Streitkräfte. Die 19. Division hat bereits ein paar Brückenköpfe am Irrawady ausgebaut. Heute, am 11. Februar, gibt Slim der 20. Division den Befehl, im Morgengrauen des folgenden Tags weiter stromabwärts, westlich von Mandalay, den Fluss zu überschreiten. Die 19. Division nimmt an diesem Tag das Dorf Thila nördlich von Singu.

Flugzeuge des *Eastern Air Command* führen schwere Angriffe auf Namsam, auf japanische Truppenansammlungen bei Arakan und auf Ziele in Mittelburma durch. Gemeinsam mit amerikanischen Superfestungen greifen alliierte Bomber der *Strategie Air Force*, *Eastern Air Command* Rangun sowie Munitions- und Treibstofflager in der Umgebung der Stadt an.

Auf dem Nordostabschnitt der malaiischen Front macht auch General Sultan Fortschritte. Ende Januar hat er mit der amerikanischen Brigade «Mars», drei chinesischen Divisionen und der britischen 36. Division den Weg nach China freigekämpft und rückt nun nach Süden vor. Die japanische 18. Division, die schon im September Sungshan, einen stark befestigten Ort an der Burma-Strasse, aufgeben musste und dann nacheinander Tanschung, Lungling, Tschefang und Wanting, ist nunmehr von 100'000 Chinesen der *Force X* und *Force Y* nahezu ganz eingeschlossen. Diese chinesischen Soldaten wurden im Lager Ramgarth von dem berühmten amerikanischen General Stilwell, genannt «Essigjoe», ausgebildet und ausgerüstet. Und die Burma-Strasse, die er vor Kurzem aufgeschlossen hat, heisst fortan «Stilwell Road».

Indien bildet den Gegenstand schwerer Spannungen zwischen Churchill und Roosevelt.

Die Amerikaner werfen den Engländern vor, sie hätten die Absicht, trotz des «Government-of-India-Act» dem indischen Volk das Recht auf Selbstregierung zu verweigern, ganz Indien, diese Schlüsselposition des Empire, zu behalten und sich auf indischem Territorium ein «Glacis» zu bewahren. Deshalb neigten sie dazu, die Fronten in Burma und Malaya zu vernachlässigen. In Indien hätten sie, allein zur «Aufrechterhaltung der Ordnung», eine Million Mann unter General Auchinleck stehen, darunter mehrere Eliteeinheiten, die nach amerikanischer Auffassung weit wirksamer in den wirklichen Kampfgebieten eingesetzt werden könnten. Die Engländer würden lieber Ceylon aufgeben, als auch nur einen Mann aus Indien abziehen. Die Amerikaner fragen sich auch, ob Churchill es nicht ganz gern

sieht, wenn China sich in endlosen inneren Fehden schwächt, und zwar aus der Furcht heraus, dass nach dem Kriege ein zu mächtig gewordenes China die britischen imperialistischen Interessen in Indien stören könnte. Amerikanische Zeitungen führen eine sehr lebhaftige Kampagne gegen die Engländer, denen sie unterstellen, dass sie sich an der Schlacht im Pazifik nicht voll und ganz beteiligen, in Indien ganze Armeen Gewehr bei Fuss stehen lassen und ruhig zusehen, wie ihren imperialistischen Absichten unzählige amerikanische Menschenleben geopfert werden. Roosevelts Gedankengänge dürften nicht sehr weit von solchen Ansichten entfernt sein.

Für die Engländer sieht die Sache anders aus. Um Indien zu halten, war der Vizekönig General Mavell – der in stundenlangen Gesprächen seine Niederlagen in Nordafrika damit zu rechtfertigen versucht, dass er seinen Gegner Rommel über alles preist – gezwungen gewesen, die hauptsächlichen Führer der Kongresspartei in Haft zu setzen, die zwar keineswegs den Sieg der Japaner wünschten und die offen die Gewalttätigkeiten der Nazis missbilligten, aber auch die britische Herrschaft verabscheuten.

Jawaharlal Nehru befindet sich seit dem 9. August 1942 mit anderen Führern der Kongresspartei, wie Hare Krishna Mehtab, Sardar Vallabhbhai Patel und Maulana Ab ul Kalam Azad, dem Präsidenten der Partei, in Festungshaft auf Fort Ahmednagar. Die Festung, ein Bau aus dem 16. Jahrhundert und 200 Meilen von Bombay entfernt, ist berühmt durch die Schlacht, die hier der Kriegsheld Chand Bibi den Mongolen lieferte. Nehru hat schon schlimmere Gefängnisse kennengelernt: Naini, Bareilly und Dehra Dun. Hier hat er immerhin einen kleinen Garten, den er bebauen kann, und die Möglichkeit, mit anderen Gefangenen zu plaudern. Er erhält zahlreiche indische und ausländische Zeitungen. In allen Dingen gewissenhaft, nimmt er es auch mit seinen täglichen Joga-Übungen genau und bereitet selbst seinen Tee nach Oxforder Vorschrift. Viele Stunden verbringt er mit Schreiben. Er arbeitet nicht nur an einem Werk über die «Entdeckung Indiens», er schreibt auch Briefe, viele Briefe: an Lord Wavell, an Attlee, an Stafford Cripps, an amerikanische Journalisten und an Mrs. Roosevelt, die ihn sehr bewundert.

Mahatma Gandhi, der am gleichen Tag wie Nehru verhaftet und im Palast des Aga Khan in Yeravda, nahe bei Poona, unter Bewachung gestellt worden war, wurde im Mai 1945 wieder

freigelassen. «Bapu» hat den Tod seiner treuen, geduldigen Frau Kasturbai noch nicht verwunden. Am heutigen Sonntag sitzt er auf dem Fussboden seines auf der Rückseite von Birla-House in New Delhi, Avenue Albuquerque, gelegenen Zimmers. Ob er am Spinnrad sein tägliches Quantum spinnt, ob er englische und amerikanische Zeitungen liest, ob er Artikel für seine Zeitschrift Hari j an redigiert oder einen Brief an seine Freunde in Amerika schreibt, stets sind Abha, die junge Frau von Kanu Gandhi, dem Enkelsohn eines Vettters des Mahatma, und Manu, die Enkeltochter eines anderen Vettters, bei ihm. Louis Fischer, der ihn einige Zeit vorher besuchte, schreibt von ihm: «Gandhi war gut gebaut. Seine Brust war gewölbt und muskulös, seine Hüften waren schmal, seine langen Beine dünn, aber kräftig und von den Sandalen bis zu dem kurzen, engsitzenden Lendentuch nackt. Seine schokoladenbraune Haut war weich, glatt und gesund. Er war jetzt 73 Jahre alt. Seine Fingernägel, Hände, Füsse, sein ganzer Körper waren ohne Tadel. Das Lendentuch und das Kopftuch aus Baumwollgaze, das er manchmal in der Sonne trug, sowie das zusammengefaltete feuchte Tuch auf dem Kopf waren schneeweiss. Einmal fiel ihm ein Tropfen gelben Mangosaftes auf das Lendentuch, und er versuchte eine ganze Stunde lang, den Flecken durch Reiben zu entfernen. Sein Körper wirkte nicht alt. Sein Kopf aber verriet sein Alter. Der Kopf war gross, oben breit, und lief spitz nach unten hin in ein kleines Gesicht aus. Er hatte grosse abstehende Ohren. Seine Oberlippe, die ein dichter, kurzgeschnittener, schwarz-weisser Schnurrbart bedeckte, war sehr schmal und wurde fast von der dicken Hängennase berührt. Der Ausdruck seines Gesichts wurde durch milde, gütige Augen, eine sensitive Unterlippe, die Selbstbeherrschung, Strenge und Leiden verriet, und das ewige Lächeln seines zahnlosen Mundes bestimmt. . . Abgesehen von seinen ruhigen, soviel Vertrauen erweckenden Augen war sein Gesicht hässlich. Und diese Hässlichkeit wäre noch mehr zutage getreten, wenn sein Gesicht jemals unbewegt gewesen wäre. Aber ob er sprach oder zuhörte, immer war es lebendig und registrierte alles.»

Gandhis Prinzip ist: Gewaltlosigkeit, Wahrheit und Betonung der Mittel statt des Zwecks. Er wirkt durch die Kraft seiner Persönlichkeit. Er predigt nicht über Gott oder Glauben. Er ist selber lebendige Predigt. Dennoch bereitet dieser Apostel der Nicht-Gewalt Churchill und dem britischen Empire mehr Sorgen als alle Armeen und alle Samurais von Kaiser Hirohito. Seit Jahren misstrauen sie einander, der britische Aristokrat und der

indische Heilige. Der eine liebt die Macht mit allem Drum und Dran, der andere hält sie für einen Fluch. Der eine hängt an gesellschaftlicher Tradition, der andere hat alle Kastenschranken niedergerissen. Der eine ist ein Freund guten Essens und Trinkens, ein leidenschaftlicher Raucher, der andere ist enthaltsam und lebt von Ziegenmilch und vegetarischer Kost. Der eine empfindet sich als Hüter des mächtigsten Weltreichs der Geschichte, ist stolz darauf, ein selbstsicheres Volk zu regieren, und genießt den Kampf, an dem er sich stärkt; der andere ist Untertan dieses Weltreichs, tief verbunden einem unterdrückten, leidenden Volk. Doch beide haben auch gemeinsame Züge: sie sind zugleich verworren und klar, zugleich starrköpfig und ohne Falsch, zugleich humorvoll und nachtragend. Was Gandhi betrifft, so hat er eine grosse Leistung vollbracht, die Inder aus ihrer Indolenz herauszureissen. Oder wie Nehru es formulierte: «Gandhi hat uns Lenden und Rückgrat gestärkt.»

Offenbar nimmt ganz Amerika Partei für Gandhi.

In den letzten Wochen sind wegen Indien zahlreiche Telegramme zwischen Washington und London gewechselt worden. Mrs. Roosevelt wird in Privatgesprächen leidenschaftlich, wenn die Rede auf Indien kommt. Präsident Roosevelt und Hopkins bedrängen Churchill, «eine Nationalregierung» oder zumindest eine der sogenannten «Lückenbüsserregierung der nordamerikanischen Staaten zwischen 1783 und 1789» analoge Selbstverwaltung einzusetzen. Unterdessen häufen sich in dieser Zeit die Sabotageakte der Anhänger von Subhas Chandra Bose und der terroristischen *Hindustan Republican Army*. In seiner Erwiderung an Roosevelt sagt Churchill: «Ich bin nicht Premierminister geworden, um das Empire zu liquidieren.» Und in einem Gemisch von Schärfe und Melancholie fügt er hinzu: «Der Präsident ist voller Reminiszenzen, die noch aus der Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges stammen. Ohne Idealismus gibt es keinen menschlichen Fortschritt, aber man darf wohl mit Recht behaupten, dass sich dieser Idealismus nicht in der höchsten und edelsten Form äussert, wenn er sich auf Kosten anderer auswirkt, ohne die Konsequenzen in Rechnung zu ziehen: Tod und Verderben für Millionen bescheidener Heime.»

Die Situation in Indochina ist zu diesem Zeitpunkt unklar.

Diese französische Kolonie hat zwar eine japanische Besatzung, wird aber nach wie vor von den Franzosen verwaltet. Der Generalgouverneur, Admiral Decoux, ist von Marschall Pétain

seinerzeit mit Sondervollmachten ausgestattet worden, wird jedoch von den neuen Machthabern in Paris «ignoriert». Nicht, dass General de Gaulle sich mit dem indochinesischen Problem nicht beschäftigt: nur will er keinen «pétainistischen» Generalgouverneur anerkennen, der sich vorbehalten hat, so selbständig zu handeln wie andere Vichy-Gouverneure, etwa wie Nogues in Marokko oder Dentz in Syrien. Hinzu kommt, dass de Gaulle den Admiral nicht seines Amtes entheben kann, da dessen Verwaltung von der japanischen Besatzungsmacht als einzige anerkannt wird und auch insofern wichtig ist, als sie die Präsenz Frankreichs in einem Gebiet symbolisiert, das geeignet ist, den enormen Appetit von zwei Mächten zu reizen, die noch gefräßiger sind als Tokio. Schliesslich verfügt de Gaulle nicht über genügend Menschen und Schiffe, um Massnahmen gegen die Japaner zu ergreifen, die den Namen Operationen verdienen. Die Anglo-Amerikaner sind anderswo vollauf in Anspruch genommen und im Grunde ganz zufrieden, dass japanische Elitetruppen durch Besatzungsaufgaben in Indochina gebunden werden. Da auch die Japaner im Augenblick nicht danach verlangen, an der gegenwärtigen Situation etwas zu ändern, und die Chinesen genug mit sich selbst zu tun haben, befindet sich Decoux, ein schlichter, unkomplizierter Seemann, Patriot ohne Komplexe, in einer Lage, die selbst dem geschicktesten Diplomaten Kopfzerbrechen bereiten würde. Darüber hinaus ist er selbst nicht der Urheber des französisch-japanischen Abkommens. Lange vor Pearl Harbour, kurz nach der Niederlage Frankreichs, im Juni 1940, hatten die Japaner die Schliessung der indonesischen Grenze für amerikanische Lieferungen an Tschiang Kai-schek und die Anerkennung ihrer Militärhoheit über die französische Kolonie verlangt. Andere Forderungen waren gefolgt: Überlassung von Flugplätzen und Häfen, darunter des hervorragenden Flottenstützpunktes Cam Ranh, sowie Transit für Truppen und Material.

Für die Aufrechterhaltung der Ordnung stehen dem Admiral etwa 60'000 Mann zur Verfügung, fast durchweg Nichtfranzosen: annamitische und kambodschanische Schützen, ein paar Bataillone primitiver Montagnards und das 5. Regiment der Fremdenlegion. Auch kann er mit der sicheren Freundschaft der drei «unter französischem Schutz» stehenden Fürsten rechnen: des weisen Sisavang Vong, Königs von Luang Prabang, der in Vientiane residiert, des jungen Königs Norodom Sihanuk von Kambodscha, der imstande ist, sehr geschickt zu lavieren, und

des Kaisers von Annam, Bao Dai, der in Hue residiert, ein ausgezeichnete Tiger-, Elefanten- und Büffeljäger, der mit seinem Sportflugzeug die verwegenen Kunststücke macht, aber auch genügend politischen Scharfsinn besitzt, um auf das französische Protektorat nicht zu verzichten. In allgemeiner politischer Hinsicht bemüht sich Decoux mit Hilfe seines Beraters de Boisanger, irgendwie mit den Amerikanern und Engländern auszukommen, von Auswirkungen des Pazifikkrieges unbehelligt zu bleiben, mit China ein erträgliches Verhältnis aufrechtzuerhalten und so weit wie möglich die französische Souveränität gegenüber den Japanern zu behaupten, die offiziell mehr als «neutrale» denn als «Besatzungsmacht» gelten wollen. In Telegrammen an die Provisorische Regierung in Paris hat er auf die kapitale Bedeutung der Beibehaltung des Status quo wie auch auf die Gefahren hingewiesen, die aus Roosevelts Absichten und später aus einer chinesischen Einmischung in Indochina entstehen könnten.

Die Stellungnahme der Pariser Regierung erfuhr er lediglich aus einem Telegramm, das Kolonialminister René Pleven an General Mordant, den von de Gaulle persönlich für Indochina eingesetzten «Widerstandsführer», gesandt hatte. Darin hiess es: «Der Admiral behält vorläufig und aus taktischen Gründen, wobei an den Feind gedacht wird, die Verwaltung – eine Fassade, die uns erlaubt, alle Interessen Frankreichs in Indochina zu schützen und zu wahren. Er wird seine Funktionen ausüben bis zu dem Tag, an dem eine andere Entscheidung ratsam erscheint. Offizielle Auslassungen, die gegenüber der Öffentlichkeit benutzt werden könnten, um seine Rolle oder Aufgabe zu kennzeichnen, haben allein den Zweck, den Feind irrezuführen.» Das Telegramm trägt das Datum vom 14. November 1944.

Decoux ist niedergeschlagen. Er denkt über einen Ausspruch Ludwigs Xni. nach: «Frankreich hat gezeigt, dass es einig unbesiegbar ist. Seine Grösse hängt von seiner Einigkeit ab. Uneinigkeit bedeutet Verfall.»

In Tschungking zeigt heute der chinesische Kalender den 29. Tag des zwölften Monats des Jahres der Affen. In zwei Tagen ist Neujahr, und die Republik China tritt dann in ihr 34. Jahr ein.

Es herrscht eisige Kälte.

Tschungking, die Nothauptstadt des Landes, nachdem Präsident Tschiang Kai-schek erst Peking, dann Nanking an die Japaner verloren hatte, liegt am Zusammenfluss der Ströme Jangtse und Kialing. Ganz China scheint hier vertreten zu sein:

man hört alle Dialekte und findet in den kleinen Restaurants die Spezialgerichte aller Provinzen. Tschungking ist der Umschlagplatz für sämtliche Produkte, die von den Meeresküsten herauf- und von Tibet heruntergeschafft werden: Aus den Bergen kommen Moschus, Salz und Pelze, aus den Ebenen Weizen, Reis, Tee, Opium und Seide, Waren, die auf den Sampans die Flüsse hinauftransportiert werden. Die weissen Villen von Lungmen Hao, dem Wohnviertel der Europäer und Amerikaner, sind sorglich geschieden von den Elendsvierteln. Eine unbeschreibliche Menschenmenge wimmelt in den Strassen der chinesischen Stadt. Wasserverkäufer, Kulis, Bettler, zerlumpte Kinder drängen sich zwischen den auffälligen Behausungen aus Holz und Bambus. Dieses ameisenhafte Gewimmel ist charakteristisch für das ganze Land. Neben der Trinkwasserzisterne befindet sich der Behälter für das, was Kaiser Hoang-Ti einst «flüssiges Gold» nannte: für den menschlichen Urin, den einzigen Dünger, den man für die kleinen Hausgärten benutzt.

Die Stadt leidet unter häufigen Luftangriffen, die zahlreiche Opfer fordern. Es gibt weder Luftschutzräume noch eine Flugabwehr. Wenn von Radio Hankau Alarm gegeben wird, rennen alle in die Höhlen der Berge. Im Viertel Wang Lungmen recken die Schornsteine ihre geschwärzten Stümpfe in den Himmel. Die überlasteten Autobusse ziehen beim Fahren schwarze Schwaden und Benzingestank hinter sich her. Die Stadt sieht grauerregend aus. Viele Mauern sind eingestürzt. Selbst die starken Fassaden der Geschäftshäuser und der wohlhabenderen Viertel zeigen klaffende Risse. Zwischen den Trümmern laufen schmale Trampelpfade und verlieren sich im Gewirr. Tschungking hat unter dem Luftkrieg nicht weniger gelitten als Tokio, Berlin oder London.

Der «Gimo» oder «Generalissimus» Tschiang Kai-schek (Harter Fels) – Präsident der Republik China, Vorsitzender des Höchsten Vollzugsausschusses der Kuomintang, Chef des Verteidigungsrats – pflegt über einem langen blauen Gewand eine schwarze Jacke – den Mah-ku der Gelehrten – oder aber eine anthrazitfarbene Uniform mit den fünf Generalissterne und dem blauen Abzeichen der Kuomintang, das in der Mitte eine weisse Sonne zeigt, zu tragen. Herrliche alte chinesische Malereien und Holzschnitte schmücken die Wände seines Arbeitskabinetts. Ein kostbarer Teppich bedeckt den Fussboden. Die Einrichtung bilden Tische und Stühle aus Teakholz mit Perlmutterkrustation sowie grosse Vasen mit kunstvollen Blumenarrangements. Die-

ner in langen blauen Gewändern servieren Tee und Erfrischungen. Der Generalissimus wirkt sehr ruhig und sehr kühl, doch wird behauptet, dass er in vertrautem Kreis bei Wutausbrüchen Tische umwerfen und Teetassen zerschmettern kann. Er ist von kleinem Wuchs, und seine knappen, präzisen Bewegungen verraten Energie. Über den starken Backenknochen seines hageren Gesichts leuchten lebhaft Augen. Die Strenge dieses Gesichts wird gemildert durch sein fast ständiges Lächeln.

Roosevelt macht sich wegen Chinas Zukunft die grössten Sorgen.

Einmal ist China zurzeit in drei Teile zerrissen: die Republik China mit der Tschungking-Regierung unter Tschiang Kai-schek, die von Mao Tse-tung gegründete Volksrepublik mit Jenan als Hauptstadt, ein Staat mit 100 Millionen Einwohnern und zwei mächtigen, sehr aktiven Armeen, und das seit 1937 von den Japanern besetzte China, das beinahe zwei Drittel des nationalen Territoriums mitsamt den wichtigen Städten Peking, Schanghai und Kanton umfasst und offiziell von einem Quisling der Japaner regiert wird, einem ehemaligen führenden Mitglied der Kuomintang und persönlichen Gegner des «Gimo», Wang Tsching-wei, der als «Präsident der Nationalregierung Chinas» in Nanking residiert. In Wirklichkeit gibt es jedoch mehr als drei Chinas, denkt man an die zahlreichen Provinzgouverneure, die in ihren Amtsbereichen tun und lassen, was sie wollen.

Sodann ist China der einzige Kriegsschauplatz, auf dem die Japaner in den vergangenen Monaten trotz ihrer gewaltigen Rückschläge auf Neuguinea, Neubritannien, Neuirland, den Marshall-Inseln, den Marianen und Philippinen erfolgreiche Offensiven durchgeführt haben. Im April 1943 besetzte eine der Provinz Honan aufgestellte Armee von über 100'000 Mann mit Flugzeug- und Panzerunterstützung die Städte Tschengschau und Loyang und errang damit den Japanern die absolute Kontrolle über die Eisenbahnlinie Peking-Hankau. Im Mai stellte eine 200'000 Mann starke Armee mit der Eroberung von Hengjang und Tschangscha, der Hauptstadt der Provinz Hunan, die Kontrolle über die Eisenbahnlinie Kanton-Hankau sicher. Im November griff eine Armee von 300'000 Mann erfolgreich die die Provinzen Hunan und Kwangsi verbindende Eisenbahnstrecke an und besetzte die Städte Kweilin und Liutschau. Die Armee Tschiang Kai-scheks, nominell 320 Divisionen stark, ist offenbar einem solchen Ansturm nicht gewachsen: Aus allen Berichten des Generals Stilwell geht hervor, dass sie desorgani-

siert ist und schlecht geführt wird, von Korruption und Disziplinlosigkeit zersetzt, und dass Seuchen und mangelnde ärztliche Betreuung ihre Reihen gelichtet haben.

Alarmierend sind schliesslich auch die Berichte der amerikanischen Botschaft über die Lage in Tschiang Kai-scheks Hauptstadt. An der Person des Generalissimus selbst üben sie zwar keine Kritik; sie schildern ihn als charakterfesten, geschickten und sogar genialen Mann. Aber was die Amerikaner schockiert, ist der Nepotismus in seiner Regierung: Er selbst ist zugleich Präsident der Republik und Generalissimus; seine Frau, die überaus einflussreiche und überaus intelligente Mei-Ling, ist Sonderbotschafterin; von seinen beiden Schwägern ist einer, T. V. Soong, Aussenminister, der andere, H. H. Kung, Finanzminister. Nicht minder beunruhigt sind die Amerikaner über die Fehden der Klane, die sich im Umkreis der Macht abspielen. Der Kliken sind viele: der reaktionäre und fremdenfeindliche Klan um Tschen Kuo-fu, die «Jungtürken», die Whampoa, junge Offiziere der Militärakademie, die nur darauf warten, die alten Baumeister des Staats davonjagen zu können, der Klan um Kriegsminister Tschen Tscheng, die Clique um den angeblich liberalen Tschu Tschia-hua, der von Studenten der Politischen Wissenschaften gegründete und westlich orientierte Klan und schliesslich der Klan der Linksliberalen mit ihrem Führer Sun Fo, dem Sohn Sun-Yat-sens. Alle diese Berichte aus Tschungking wiegen umso mehr, als in den Vereinigten Staaten eine – mehr oder weniger lancierte – Pressekampagne gegen das Nationalchina Tschiang Kai-scheks geführt wird, gegen dieses «Fass ohne Boden», in das man vergebens viele Millionen Dollar fliessen lasse. Es wird dabei übersehen, dass Tschiang sich nicht allein seit acht langen Jahren gegen die Japaner behaupten, sondern dass er auch seinem kommunistischen Gegner die Stirn bieten muss. Schon 1942 hat er, freilich vergebens, zu Stilwell gesagt: «Für mich bleibt die Vereinigung meines Landes das Hauptproblem. Ich bin sicher, dass Sie mit den Truppen, die ich im Nordwesten in Bereitschaft halte, oder auch ohne sie die Japaner schlagen werden. Wenn ich dagegen Mao bei seiner Propaganda im ganzen freien China gewähren lasse, dann laufen wir – und auch Sie – Gefahr, dass wir für nichts und wieder nichts gekämpft haben. Denn hinter Mao steht die kommunistische Religion und infolgedessen Russland.»

Aber eine derartige Sprache passt nicht ins derzeitige Konzept. Roosevelt, den die Berichte aus Tschungking ebenso be-

unruhigen wie ihn die Pressekampagne reizt, hat vor Kurzem General Wedemeyer zum Oberkommandierenden in China und Pat Hurley zum Botschafter in Tschungking ernannt. Der eine soll die chinesische Armee reorganisieren, der andere hat die Aufgabe, Kommunisten und Nationalisten in einer Regierung unter einen Hut zu bringen oder sie wenigstens unter Hinweis auf die gemeinsamen grossen Aufgaben miteinander auszusöhnen. Die Idee stammt von Wallace, der kürzlich eine eilige Reise durch Sibirien und China machte und dabei Gelegenheit hatte, mit Mao zu sprechen.

Generalleutnant A. S. Wedemeyer ist einer der glänzendsten Offiziere der amerikanischen Armee, der eine erstaunliche Karriere hinter sich hat. Man sieht in ihm, der der jüngste Generalleutnant der USA und der jüngste Oberbefehlshaber an einer Kriegsfrent ist, bereits den künftigen Chef des Generalstabs. Er beginnt in Tschungking seine Arbeit, indem er es mit Liebenswürdigkeit versucht, um die Gardinenpredigten des von ihm abgelösten und auf Wunsch von Tschiang abberufenen «Essigjoe» Stilwell vergessen zu machen. Dann stellt er ein Programm für die neue Armee auf: Auflösung der 320 rachitischen und anarchischen Divisionen, dafür Aufstellung einer gut organisierten Truppe von 39 Divisionen, deren Angehörige – nach einem Wort von Annalu Jacoby «lauter Bauern, die im Mittelalter geboren wurden, um im 20. Jahrhundert zu sterben» – Wedemeyer mit der gleichen Begeisterung, dem gleichen Kampfgeist erfüllen will.

Der neue US-Botschafter, Generalmajor Pat Hurley, ist eine originelle Erscheinung und im Gegensatz zu dem subtilen Wedemeyer voller Ungestüm. Mit seinem dichten Schnurrbart, dem vollen weissen Haar und dem lauten Organ erinnert er an einen ordengeschmückten Buffalo BiU. Mit einem Amerikaner dieses Typs haben die Chinesen bisher noch nicht zu tun gehabt: ein Patton der Diplomatie, nur dass er in seinen Auslassungen weniger drastisch ist. Sein Vorgänger, Botschafter Gauss, hatte etwas von einem Engländer, war steif und kühl, so dass ihm die Chinesen den Beinamen *Honorable Buddha* gegeben hatten. Für den temperamentvollen neuen Botschafter haben sie ebenfalls bald einen Beinamen gefunden: «Der Zweite Grosse Wind». Immerhin hat dieser Westerner aus Oklahoma die Aufgabe, eine Annäherung zwischen Tschiang und Mao herbeizuführen.

Die Verhandlungen haben bereits begonnen und werden mit der ganzen, den Chinesen eigenen Spitzfindigkeit geführt, zu der

sich in diesem Fall noch der Dogmatismus marxistischer Dialektik hinzugesellt. Ein Minister Maos, Tschou En-lai, pendelt hin und her zwischen Yen-an und Tschungking.

Mao schlägt die Bildung einer Koalitionsregierung und die Schaffung einer einheitlichen militärischen Führung vor, die personell so zusammengesetzt sei, dass sie auch für die kommunistischen Armeen tragbar ist. Er fordert Garantien für die Rechte des Volkes und ein gleiches legales Statut für die Kommunistische Partei Chinas wie für alle übrigen Parteien. Tschiangs Gegenvorschläge lauten: Alle Truppenverbände werden nach ihrer Reorganisation durch die Zentralregierung offiziell anerkannt; Mao wird im Nationalen Verteidigungsrat durch einen Vertreter repräsentiert sein; die Kommunistische Partei Chinas erhält ein Sonderstatut, sobald ihre Armeen durch die Zentralregierung reorganisiert sein werden; die kommunistischen Truppen erhalten ein besonderes Oberkommando, bestehend aus einem amerikanischen Oberbefehlshaber im Generalsrang sowie einem kommunistischen und einem Offizier der Zentralregierung, die dem Amerikaner beigegeben werden.

Mao hat soeben Tschiangs Gegenvorschläge zurückgewiesen und fordert Einberufung einer allgemeinen Konferenz unter Teilnahme aller Parteien, auf der zwecks Intensivierung des Krieges gegen die Japaner eine grosse Patriotische Front gebildet werden soll.

Die Verhandlungen haben sich wieder festgefahren.

Yen-an, Maos Hauptquartier, ist nur ein Dorf.

In gestuften Terrassen ansteigend, breitet es sich über ein friedliches, fruchtbares Tal aus, umgeben von einer bukolischen Landschaft, von der die amerikanischen Besucher entzückt sind: gelbe Hügel, schlichte Häuser, lautlose Märkte, ein stilles Flüsschen, eine uralte Pagode, Obstgärten und Höhlenwohnungen, deren Eingänge mit vielfarbigen Decken verhängt sind und in denen der grössere Teil der Einwohner haust. In der Nacht hört man vom Nachbartal her, das nie von Menschen besiedelt wurde, die Wölfe heulen.

Mao Tse-tung wohnt abseits in einer bescheidenen Hütte, unfern einer Sendeanlage, die mit dem von einem Dynamo erzeugten Strom betrieben wird.

Von den Moskowitern hat er die Gewohnheit übernommen, nachts zu arbeiten. In den Nachtstunden studiert er die eingelaufenen Telegramme, gibt er seine Instruktionen durch und

hält Beratungen ab. Er schläft bis in den Tag hinein, macht dann eine Spazierfahrt im Jeep, bestellt seinen Tabakgarten, verfasst Gedichte oder sinnt über ein neues politisches Werk nach. Seine Hauptstadt verlässt er nur ungern. Niemals im Leben hat er ein Flugzeug bestiegen. Manchmal wohnt er einer Theateraufführung bei, am liebsten einem Singspiel nach einer der zahlreichen Episoden aus dem gigantischen Werk Sung Tschiangs: ‚Alle Menschen sind Brüder‘. Sie haben alle das gleiche Thema: Sieg der Bauern über die Grossgrundbesitzer.

Mao hat nicht mehr das schmale, asketische Gesicht, wie es der amerikanische Journalist Edgar Snow schilderte, der anfangs der dreissiger Jahre längere Zeit in seiner unmittelbaren Umgebung lebte und dann sein Buch ‚Red Star over China‘ schrieb. Er hat jetzt ein Löwenhaupt mit fleischigem Gesicht, sehr hoher Stirn und feinem blauschwarzem Haar. Seine Augen sind nur wenig geschrägt. Seine Zähne haben die dunkle Färbung des starken Rauchers, und auf dem Kinn hat er einen Leberfleck. Sein matter Teint hat nicht den Elfenbeinton wie bei den meisten Chinesen, sondern ist olivfarben wie bei einem Südtaliener. Zum Lesen braucht er eine Brille. Im Gespräch pflegt er die Ellbogen auf die Schenkel zu stützen und die Hände zwischen den Knien zu falten.

Er trägt, wie einst Sun Yat-sen, eine dunkelbraune Uniform, deren grob gewebter Stoff aussieht, als sei er aus Ziegenhaar. Sein Arbeitszimmer hat einen Fussboden aus gestampftem Lehm. Die ganze Einrichtung besteht aus einem Tisch, drei gelben Stühlen und einer an der Wand hängenden alten und abgegriffenen Karte Chinas. Sein von Abenteuern erfülltes Leben lehrte ihn die Geduld. «Die Jahre sind dahingeflogen wie die Jadevögel über die gelben Hügel.» Er ist sicher, dass seine Stunde kommen wird. Er ist tief überzeugt, dass jetzt, nachdem er sich mit dem «langen Marsch» und seinen Büchern einen Nimbus geschaffen hat, Festigkeit und unerschütterliche Ruhe wie nie zuvor seine grösste Stärke bilden. Er hält sich an ein Wort von Konfuzius, der starke Mann müsse sein wie «der feste, unbewegliche Polarstern: alle anderen Sterne blicken voller Achtung auf ihn».

Seit seiner Kindheit in Shensi weiss er auch die Macht des Märchens zu schätzen, die Magie der Erzähler, die mit Glöckchen und Rasseln an Knien und Knöcheln umherwanderten. Während er bei allen Handlungen aufs Rigoroseste die marxistische Dialektik anwendet und niemals von der in seinen Augen

für alle Situationen gültigen Leninschen Methode abweicht, vergisst er doch nicht die Macht des Bildes. Er hat unter Bewahrung der alten Erzählungen eine neue Märchenwelt geschaffen, indem er einfach die Fürsten und Grundherren in Bauern und Arbeiter umwandelte. In dieser Welt ist die Vortrefflichkeit mit dem Proletariat identisch.

Was ihn im Glauben an den unausbleiblichen Sieg bestärkt, ist die Analyse der Weltzusammenhänge.

Am heutigen Tag, dem Tag von Jalta, ist er vielleicht der einzige Staatsmann, der nicht von Ängsten geplagt wird, den die Zuversicht trägt.

Nachdem es ihm mit Hilfe langwieriger Manöver gelungen war, seinen «Trotzki», den ruhmreichen Befehlshaber der 4. Armee, Tschang Kuo-tao, auszuschalten, ist Mao der alleinige Herr über die kommunistischen Truppen, die er unter eiserner Disziplin hält. Die 8. Armee, genannt *Pa lu Tschün*, kämpft gegen die Japaner im Norden der Provinz Kiangsu, die Neue 4. Armee im Süden dieser Provinz und eine einzelne Brigade auf der Insel Hainan. Die kommunistischen Verbände zählen insgesamt 300'000 Mann.

Das Gebiet, das unter Maos Verwaltung steht, umfasst eine Million Quadratkilometer und hat 100 Millionen Einwohner.

Dem Ratskollegium, mit dem er sich umgeben hat und über dessen Tätigkeit die ‚Min Pao‘ (Volkszeitung) häufig berichtet, gehören Personen an, die ihm seit Jahren nicht von der Seite gewichen sind: Liu Chao-ch'í, Organisationsminister und ein alter Kamerad Maos aus den Tagen von Hunan; Lu Ting-yi, Propagandaminister; Kang-Scheng, Chef der Geheimpolizei; Liu Piao, «der Unbesiegbare»; Tschou En-lai, das schwarze Schaf einer sehr alten Mandarin-Familie Kantons, der wegen seiner Geschicklichkeit und scharfen Dialektik dazu ausersehen wurde, Verbindung mit den amerikanischen Offizieren zu halten; Marschall Tschu-te, «die rote Tugend», Spross einer enorm reichen Grossgrundbesitzerfamilie in Szetschwan, der bis zu seiner Erleuchtung in einem prunkvollen Palast wohnte und, von neun Konkubinen umgeben, Opium rauchte, um sich dann mit Leib und Seele dem Kommunismus zu verschreiben. Er ist nun Maos bester Militärberater, ein kräftiger, hagerer Mann, der mit seinem breiten Mund und den kleinen grausamen Augen wie ein verschlagener Bauer aussieht.

«Dass ein kommunistischer Krieg Jahre andauert», schrieb Mao in seinem jüngsten Buch ‚Die strategischen Probleme der

chinesischen Revolutionskriege', «mag andere Länder über- raschen. Aber für uns ist das nur ein Vorwort. Dieses und die glänzenden Anfangskapitel sind bereits geschrieben, doch die besten Kapitel kommen erst noch . . .»

Am 11. Februar begeht Japan seinen höchsten Nationalfeiertag. Am 11. Februar 660 v.Chr., mit dem die japanische Zeitrechnung beginnt, wurde das Kaiserreich gegründet. Aber in diesem Jahr hat Tokio kaum geflaggt. In der stolzen Hauptstadt herrschen Trauer und Enttäuschung. Mehr denn je erinnert die Fahne der Aufgehenden Sonne an ein weisses Leichentuch mit einem grossen Blutfleck. Die Menschen, die in den Shinto-Tempeln Trost oder in den Steingärten für Augenblicke Entspannung suchen, haben sichtlich Freude und Glauben verloren. Die pathetische Hymne auf die Gefallenen erklingt immer häufiger im Rundfunk, wenn eine neue Niederlage gemeldet wird: ‚Scheide ich auf dem Meer dahin, wird mein Leib sich in Wasser auflösen – Scheide ich auf den Bergen dahin, wird mein Leib sich mit Moos bedecken – Ich habe dann mein Leben für den Kaiser gelassen und werde es nicht bereuen.‘ In den reizenden Teehäusern sieht man keine fröhlichen Studenten mehr. Leer sind die Schlemmerlokale. Die Freudenviertel am Sumida-Ufer haben ebenso ihre Kundschaft verloren wie das Pontocho in Kioto oder das Kitaku in Osaka. Die Geishas von Ginza sind verlassen, die Callgirls haben nichts zu tun. Niemand kann es fassen, dass die «unbesiegbare Flotte» und die «wilden Adler», die die amerikanische Flotte in Pearl Harbour versenkten, MacArthur und Corregidor an der Nase herumführten, Singapur spielend nahmen und die britischen Schlachtschiffe «Repulse» und «Prince of Wales» auf den Meeresgrund schickten, nun wie Freiwild gejagt werden. Das japanische Volk fand in diesen Jahren nur selten die goldene Mitte der Empfindungen. Daher ist es jetzt, nachdem es sich an seinen Siegen berauscht und seine Helden geradezu hysterisch gefeiert hat, von tiefster Nieder- geschlagenheit erfasst.

Überall glaubt man Spione zu sehen. Die «Spionitis» grassiert hier noch heftiger als in Berlin.

Und so wie der moralische Verfall stets eine Begleiterscheinung von Zweifel und Entmutigung ist, wie, einem ewigen Gesetz zufolge, der Zynismus stets im Gefolge des Pessimismus auftritt, so entfaltet sich in den Städten ein Banditentum erschreckenden Ausmasses, während der Schwarze Markt, der

Yami, wie nie zuvor floriert. Die wichtigsten Gebrauchsgüter fehlen: Kohle, Garn, Leder, Seife, Streichhölzer. Die Rationierung ist drakonisch, vor allem in bezug auf Lebensmittel; selbst der Reis ist knapp. Die heutige Zuteilung je Person beträgt: zwei Mass Sojabohnen, 75 Gramm grüne Bohnen und 75 Gramm gelbe Erbsen. Der französische Journalist Robert Guillain, der seit Beginn des Krieges in Tokio festsitzt, fragt sich täglich, warum die offizielle Propaganda so viel Gebrauch macht von dem Schlagwort *Yasegaman* (Durch Schlankheit zur Gesundheit): eine gegenteilige Werbung sei ohnehin undenkbar. Selbst der Fisch, neben dem Reis das Hauptnahrungsmittel, ist verschwunden. Und die Härte der Lebensbedingungen wird noch verschärft durch den eisigen Winter.

Die Kinoprogramme sind nicht dazu angetan, diese bedrückende Stimmung vergessen zu machen. Die grössten Filmtheater Tokios zeigen ‚Tiger des Meeres‘, einen unter der Schirmherrschaft des Kriegsministeriums hergestellten Abenteuerfilm, und ‚Das Schwert Bijomaru‘, einen sehr ernsten historischen Streifen von dem Regisseur Kenji Mizoguchi. Trist und ernst ist auch das Rundfunkprogramm: Traktate über den Kampfgeist der Samurai; Vorträge über historische Themen; Ratschläge: «Wie schützt man sich gegen die Kältewelle?»; patriotische Musik und Heldenehrungen. Aus Anlass des Nationalfeiertags werden alle Familien aufgefordert, ihr für den Endsieg unerlässliches Silberzeug abzuliefern. Die einzige heitere Note des Tages: in der Nationallotterie hat jemand einen Gewinn von 10'000 Yen gezogen.

Die Zeitungen – ‚Asahi‘, ‚Yomiuri‘, ‚Shufu‘ und ‚Tomo‘ – schlagen ebenfalls einen düsteren Ton an, zumal die militärische Führung eine grosse Kampagne eingeleitet hat, um im ganzen Volk den Geist einer Selbstmordnation zu entwickeln. Das Blatt mit der höchsten Auflage, ‚Asahi‘, erscheint wie alle übrigen Zeitungen mit nur einem Blatt. Auf der ersten Seite wird berichtet, dass sich die Verluste der Amerikaner in Manila auf bereits 19'000 Tote belaufen und dass MacArthurs Truppen hemmungslos plündern. Eine Reportage aus Mandalay schildert den Sturm eines nur mit Säbeln bewaffneten japanischen Kommandos auf eine feindliche Batterie in Santomesa; ein anderes Kommando hat englische Truppen daran gehindert, den Fluss Pasigu in Burma zu überqueren. Der deutsche Wehrmachtsbericht steht ebenfalls auf der ersten Seite. Auf der zweiten Seite wird in einem langen Aufsatz «jedermann aufgerufen, an das Werk des

Kaisers Jimmu zu denken, damit er besser für den Sieg beten kann». Ferner bringt es Einzelheiten über die schweren Luftangriffe, die Bekanntgabe der Lebensmittelrationen, die vollständige Liste der Lotteriegewinne, einen Bericht über die Verleihung des Literaturpreises «Akutagawa» und eine kurze Rubrik mit der Ankündigung von Theaterveranstaltungen und sonstigen Veranstaltungen.

«Japan wird eines Tages die Schweiz Asiens sein», hat einmal MacArthur gesagt.

Zunächst ist es das Deutschland Asiens: ein grosses Trümmerfeld, heimgesucht von furchtbaren Bombenangriffen. Überdies sind die japanischen Städte sehr verwundbar. Sie haben keine Luftschutzräume. Die Häuser sind aus Holz oder Bambus, die Fensterscheiben aus Papier. Das Abwerfen von Brandbomben und ein paar Windstöße genügen, um die schlimmsten Katastrophen und die schrecklichste Panik hervorzurufen. Hier sind eigentlich Bomben schweren Kalibers, wie sie über Köln oder Essen niedergingen, unnötig.

Dennoch haben die Superfestungen Tokio mehrfach angegriffen. In den Stadtvierteln des Zentrums – Ginza, Owari-Cho, Nihombashi – und in den Industrievororten – Asaxa, Shitaya, Fukagawa – zählen die Toten nach Tausenden. Wie in Deutschland wagt auch in Japan niemand die blasphemischen Worte auszusprechen; «Wir sind besiegt.» Aber der Beweis hierfür drängt sich allmählich selbst den Unbelehrbarsten auf: Wie in Deutschland blicken auch in Japan die Mengen nur noch mit Entsetzen zum Himmel auf.

Kaiser Hirohito, der «Himmelsohn», ein von Natur schüchtern Mann, steht vor sehr schweren Entscheidungen. Er sieht sich ohne Flotte und ohne Flugzeuge, während der Krieg zu Lande nur noch sekundäre Bedeutung hat. Es ist ihm inzwischen klargeworden, dass Deutschlands Lage hoffnungslos ist und dass er von dieser Seite kein Heil zu erwarten hat. In seinen Empfindungen wird er bestärkt von der Kaiserinmutter Sadako, die ihm von jeher die teuerste Ratgeberin war und im Palast die Erziehung seines Sohnes Prinz Akihito überwacht. Kaiserin Sadako, 60 Jahre alt, gilt in allen Botschaften als hochintelligente und kultivierte Frau.

Der Kaiser hat versucht, sich aus dem Wespennest herauszuziehen, in das er durch den Starrsinn von Armee und Marine geraten ist.

Er hat den Rücktritt von Ministerpräsident To jo durchgesetzt

und an dessen Stelle zwei Männer an die Spitze der Regierung berufen: den 64jährigen General Kuniaki Koiso, den «Tiger von Korea», als Ministerpräsidenten und Admiral Yonai, den «Weissen Elefanten», als stellvertretenden Ministerpräsidenten und Marineminister. Äusserlich macht General Koiso einen mürrischen Eindruck. Er war Oberbefehlshaber der Armee, die 1937 die Mandchurei besetzte, beteiligte sich eifrig an der Gründung des Satellitenstaates Mandschukuo und gehörte zu den glühendsten Fürsprechern einer Neuordnung in Asien. Später lernten ihn die Koreaner als strengen Generalgouverneur in Seoul kennen. Als Roosevelt von seiner Ernennung hörte, glaubte er darin das sichere Anzeichen einer Verschärfung, ja die Krönung des Fanatismus zu sehen. In Wirklichkeit hat sich Koiso sehr gewandelt. Das Alter hat ihn milder und einsichtiger gemacht. Gleiches trifft auf Admiral Yonai zu, ebenfalls ein früherer Extremist, der sich heute der behutsamen, philosophisch-sanftmütigen Ausdrucksweise eines shintoistischen Mönches bedient. Wäre Roosevelt besser informiert, würde er wissen, dass die japanische Marine wütend ist, Yonai anstelle des von ihr favorisierten Oberbefehlshabers der Flotte, Admiral Soemu Toyoda, ernannt zu sehen, der Yamamoto naheifert und Anhänger einer rücksichtslosen Kriegführung ist. Die Männer, in denen Roosevelt erbarmungslose Samurai zu erkennen glaubt, sind in Wahrheit abgeklärte Greise. Gemässigt sind auch die übrigen Mitglieder der neuen Regierung: Aussenminister Namoru Shigemitsu; der liberale Finanzminister Sotaro Ishiwata, der das Bündnis mit Deutschland von Anfang an bekämpfte; der kluge Ginjiro Fujiwara, der in der Regierung den grossen Mitsui-Konzern vertritt.

Gerade heute, am 11. Februar, trifft Hirohito in diesem von Melancholie erfüllten Palast, den zu verlassen er sich geweigert hat – den Rat der Armee, sich in den friedlichen Kurort Nikko zurückzuziehen, lehnte er ab –, eine schwerwiegende Entscheidung: Er beruft für den kommenden Mittwoch eine Geheimsitzung der «Friedensgruppe» ein, zu der gehören: der kluge Fürst Konoye; der alte Baron Shidebara, ein integrier Mann von gesundem Menschenverstand; Baron Ikeda, der die mächtigen Industrie- und Finanzkonzerne vertritt, ohne die nichts beschlossen wird; Yoshida, der frühere japanische Botschafter in London, überzeugter Befürworter einer Annäherung an Grossbritannien, ein für seine achtzig Jahre noch erstaunlich rüstiger Mann, der immer noch Judo praktiziert; und Graf Makino,

Sohn eines der Begründer des modernen Japan, dessen Autorität und Intelligenz allgemein anerkannt werden. Die Kaiserinmutter wird an der Sitzung teilnehmen. Es ist Vorsorge getroffen, dass die Zusammenkunft vor der «Kriegsklique» – General Umezu, General Anami und Admiral Toyoda – geheimgehalten wird.

Für den Kaiser und seine neuen Ratgeber bildet ein grosses Problem die von Roosevelt in Casablanca abgegebene Erklärung: bedingungslose Kapitulation und sonst nichts. Die Frage ist, ob Japans Beschluss, die Waffen zu strecken, die Abschaffung der Monarchie und die Abdankung der Herrscherfamilie zur Folge haben wird. Fürst Konoye ist der Ansicht, dass die Amerikaner den Kaiser nicht verjagen wollen. Aber nichts ist weniger sicher. So wird die Hauptaufgabe der Geheimsitzung darin bestehen, zu erwägen, auf welchem Wege man Kontakt mit den Amerikanern herstellen soll oder kann: über die Schweizer – oder über die Russen, welche letztere ja offiziell noch Freunde sind. In diesem Fall soll der japanische Botschafter in Moskau, Naotake Sato, ein fähiger und geschickter Mann, Fühler ausstrecken. Darüber hinaus liesse sich, um ganz sicherzugehen, der russische Botschafter in Tokio, Victor Malik, ins Vertrauen ziehen.

Kaiser Hirohito ist sich noch nicht schlüssig, welchen Weg er beschreiten soll.

Schliesslich fasst am heutigen Tag die Regierung von Peru – achtundvierzig Stunden nach Paraguay und Ekuador – den Beschluss, am kommenden Tag «zum Zeichen der Solidarität der westlichen Hemisphäre» Deutschland und Japan den Krieg zu erklären. Es ergreift «alle Massnahmen, um die subversive Aktivität von Deutschen und Japanern innerhalb seiner Grenzen zu unterdrücken».

Teil II

Die Delegationen

Einberufung und Vorbereitung der Konferenz

Im Sommer 1944 liess sich, nach Eröffnung einer neuen russischen Offensive, nach schweren Rückschlägen der Japaner und vor allem nach der erfolgreichen Landung in der Normandie, der Sieg der Alliierten voraussehen: Einige Leute sahen bereits Eisenhowers Armeen vor Weihnachten in Berlin. Doch unter den Alliierten waren noch wichtige politische Probleme zu klären: die Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen; die polnische, die griechische, die jugoslawische, die tschechische Frage; Festlegung einer gemeinsamen Politik gegenüber Japan; Organisationsform der Vereinten Nationen.

Beim ersten Treffen der Grossen Drei, auf der Konferenz von Teheran Ende 1943, hatten fast ausschliesslich Probleme der militärischen Strategie auf der Tagesordnung gestanden. Damals hatte Roosevelt die Aufteilung Deutschlands in fünf autonome Staaten vorgeschlagen: Preussen, Hannover, Sachsen, Rheinland-Hessen und Süddeutschland.

Churchill hatte dem Plan unter dem Vorbehalt zugestimmt, dass Süddeutschland einer Donauföderation angeschlossen werde. Hiergegen hatte Stalin lebhaft Einspruch erhoben. «Die Deutschen», sagte er, «werden stets zur Einheit drängen. Das wesentliche Ziel jedes internationalen Organismus müsste daher sein, dieses Bestreben mit wirtschaftlichen und anderen Mitteln, notfalls auch durch Gewalt zu neutralisieren.» Die Zukunft Deutschlands war also ein ungelöstes Problem geblieben, und diejenigen, die sich bereits als Sieger betrachteten, hielten es für an der Zeit, sich über die Einzelheiten zu einigen.

Als erster setzte sich Roosevelt für eine zweite Gipfelkonferenz ein; ihm war sehr daran gelegen, auf politischer Ebene zu erreichen, was in Teheran auf der militärischen so gut gelungen war.

Am 17. Juli 1944 machte er Churchill und Stalin telegrafisch den Vorschlag, an einem Ort in Schottland zusammenzutreffen: «Die Dinge nehmen einen so raschen und erfolgreichen Verlauf, dass ich eine Zusammenkunft zwischen Ihnen, Churchill und mir für sehr wünschenswert hielte», telegraphierte er an Stalin.

Er empfahl «Nordschottland» für das Treffen, da es ungefähr in der Mitte zwischen Moskau und Washington liege. Nach ein paar Tagen lehnte Stalin unter Berufung auf seinen Gesundheitszustand ab. Dem amerikanischen Botschafter in Moskau erklärte er, nach der Teheranreise habe er starke Ohrenschmerzen gehabt, und seine Ärzte seien der Meinung, dass «jeder Klimawechsel für ihn schädlich sei».

Im Laufe des Sommers gingen wegen der Wahl des Tagungsorts zahlreiche Telegramme hin und her. So fragte Roosevelt bei Churchill an: «Meinen Sie, man kann Onkel Joe nach Athen oder Zypern bekommen?»

«Ich glaube, ja», telegraphierte Churchill an Roosevelt, «nur besteht die Schwierigkeit, dass russische Kriegsschiffe nicht aus dem Schwarzen Meer heraus und die Dardanellen passieren können... Das liesse sich vielleicht dadurch lösen, dass man die Türkei auffordert, Deutschland den Krieg zu erklären, was sie, glaube ich, gern tun würde... Aber ich bin mir nicht ganz sicher, ob die Russen das unter den gegenwärtigen Umständen akzeptieren werden.»

«Was meinen Sie», fragte Roosevelt etwas später, «wäre es möglich, Onkel Joes Zustimmung zu einem Treffen mit uns in Piräus, Saloniki oder Konstantinopel zu bekommen?»

«Mir würde Jerusalem eher zusagen», antwortete Churchill. «Es gibt da erstklassige Hotels. Wir sollten Onkel Joe den Vorschlag machen und, wenn er ablehnt, ihm die Verantwortung zuschieben. Schliesslich sind auch wir anständige Leute.»

«Ich hatte gehofft», telegraphierte Roosevelt wiederum an Churchill, «Onkel Joe würde nach Rom oder Malta oder Taormina oder Ägypten kommen, aber er liess mir sagen, er könne sein Land nicht verlassen.» In diesem Fall hatte Stalin geltend gemacht, er könne die Sowjetunion nicht verlassen, da er persönlich die militärischen Operationen leite.

Im Oktober, mitten im Wahlkampf, unternahm Roosevelt einen neuen Vorstoss. Sein Hauptberater Hopkins sondierte bei Gromyko, dem russischen Botschafter in Washington: Ende November, bald nach der Präsidentenwahl, könne eine Konfe-

renz abgehalten werden, vielleicht in Malta oder Zypern. Stalin liess jedoch wissen, dass er nicht weiter als bis zum Schwarzen Meer reisen könne.

Am 14. November, kurz nach seiner Wiederwahl, schlug Roosevelt eine Zusammenkunft für Ende Januar in Rom oder an der italienischen Riviera vor.

Stalin lehnte wieder ab. Daraufhin regte Hopkins bei Gromyko an, die Konferenz in einer Stadt auf der Krim abzuhalten. Und der Russe – ein nie dagewesener Fall in der Geschichte sowjetischer Diplomatie – nahm den Vorschlag ohne vorherige Rücksprache mit Moskau an. Er forderte nur noch im Kreml die Nennung eines bestimmten Ortes an.

Ende November schlug Stalin Odessa vor. Diesmal waren es Roosevelts Ärzte, die widersprachen.

Stalin nannte nunmehr Jalta. Sein Vorschlag wurde schliesslich angenommen, doch nicht ohne starke Bedenken im Weissen Haus, wo man sich fragte, wie sich eine so weite Reise auf den Zustand eines Mannes auswirken würde, dessen Gesundheit ohnehin schon zu Besorgnissen Anlass gab, und auch nicht ohne heftige Proteste seitens Churchills. Der Konferenzbeginn wurde auf Sonntag, den 4. Februar, angesetzt. Roosevelt und Churchill beschlossen, sich vorher in Malta zu treffen, um einige englisch-amerikanische Differenzen beizulegen. «Ich war überzeugt», sagt Hopkins, «dass der Präsident sich schliesslich doch für die Krim entscheiden würde, und zwar allein schon deshalb, weil er nie dort gewesen war und seine Unternehmungslust ihn stets in Gegenden trieb, die er noch nicht kannte.» Churchill seinerseits zürnte noch ein paar Tage. Dann sagte er sich wieder einmal, wie so häufig: «Die Welt ist verrückt.» Noch im Oktober war er in Moskau gewesen. Aber schliesslich fand er sich mit einer neuen Reise nach Russland ab: «Alles in allem gesehen, ist ein Treffen in Russland wesentlich besser als gar keins.»

Am 10. Januar liess Stalin die offiziellen Einladungen ergehen. Roosevelt antwortete umgehend, während Churchill zwei Tage später kurz telegrafisch zusagte: «O.K. und beste Wünsche.»

Churchill fand auch den Decknamen für die Konferenz: Argonauten-Konferenz, eine Anspielung auf die griechischen Helden, die auf ihrem Schiff «Ärgo» eine Fahrt nach Kolchis im Osten des Pontus Euxinus unternahmen, um das Goldene Vlies zu holen. Unter den Argonauten befanden sich berühmte Helden: Jason, Orpheus, Telemon, Kastor, Pollux und Herkules.

Jalta, ein Kurort an der Ostküste der Krim, liegt 300 Meilen von Rumänien, Bulgarien und der Türkei entfernt, etwa 900 Meilen südlich von Moskau, 5 700 Meilen östlich von Washington und 3'000 Meilen südöstlich von London.

In der Grossen Sowjetischen Enzyklopädie – Band 49, Seite 553/554 – wird erklärt, das genaue Datum der Gründung von Jalta sei unbekannt. Die Region, in der das heutige Jalta liegt, war indes schon 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung eine griechische Kolonie. Im 14. und 15. Jahrhundert gehörte Jalta den Genuesern und hiess nacheinander Kallita, Ghialita, Gialita und Yalita. 1475 wurde die Südküste der Krim von den Türken erobert. Erst 1783 kam Jalta mit der Krim zu Russland: damals war es ein ganz kleiner Marktflecken.

Im Jahre 1864 zählte es etwas mehr als 1'000 Einwohner, 1884 nahezu 5'000, 1897 über 13'000, 1926 etwa 29'000. Heute hat es eine Bevölkerungszahl von mehr als 50'000.

Das in mehreren Stufen wie ein Amphitheater ansteigende Jailagebirge schützt die Stadt vor den winterlichen Nord- und Nordostwinden. Daher hat sie das ganze Jahr über ein mildes Klima. Es schneit so gut wie nie, und während der sommerlichen Hitze bringt die Meeresbrise Kühlung.

Eine wunderbare, poetische Landschaft, die zum Träumen anregt. Kiefern- und Buchenwälder, mit Zypressen durchsetzt, bedecken die sanften Hügelketten. Man sieht gleichzeitig die dunklen Wasser des Schwarzen Meeres und die beschneiten Gipfel des Kaukasus. Ein Anblick, der lebensfroh und versöhnlich stimmt.

Schon Baedekers Reisehandbuch von 1897 legte den zu jener Zeit seltenen Touristen nachdrücklich ans Herz, keinesfalls zu versäumen, sich diese idyllische Landschaft anzusehen: «Jalta ist sehr malerisch an einer grossen Meeresbucht zu Füssen eines etwa 1'300 m hohen Gebirges gelegen. Es ist ein schöner Badeort, der im August und September von der russischen Aristokratie mit Vorliebe aufgesucht wird. Das Leben dort ist teuer. An der breiten Kaipromenade liegen zahlreiche Läden im Besitz von Persern, die Französisch sprechen, aber was sie verkaufen, ist sehr teuer, ohne von grossem Wert zu sein; ausserdem viele Obstgeschäfte, in denen es Früchte aller Art zu kaufen gibt, darunter Weintrauben von bemerkenswerter Grösse und Qualität. Im Stadtgarten findet man ein gutes Restaurant, das ein Gabelfrühstück zu 70 Kopeken und ein Diner zu 1 Rubel serviert, ferner ein Theater und ein Kasino mit guten Konzerten.

Auf den umliegenden Höhen stehen zahlreiche elegante Villen, fast alle in tatarischem Stil. Man kann interessante Ausflüge ins Jaltatal machen, das sich durch seine schöne südliche Vegetation auszeichnet, zum Beispiel zu einem – 10 Werst von Jalta entfernten – 100 m hohen Wasserfall. Es empfiehlt sich auch, Liwadia, Alupka und Massandra aufzusuchen.»

Die Badesaison beginnt im Juni und endet im Herbst. Die Luftfeuchtigkeit ist gering: 60 bis 65 Prozent.

Die vielen Vorzüge Jaltas haben im vorigen Jahrhundert Zaren, Grossfürsten, Fürsten, Grossgrundbesitzer und die reichsten Kaufleute Moskaus, Charkows und Kiews angezogen. Sie errichteten dort Schlösser, Palais und Villen, die grösstenteils später von den Sowjets in Sanatorien umgewandelt wurden. Durch Bestrahlung, Luft-, See- und Moorbäder werden in Jalta seitdem ausser der Tuberkulose alle Erkrankungen der Atmungsorgane, der Herzkranzgefässe sowie Funktionsstörungen des Nervensystems behandelt. Es gibt aber auch Molkereien, ein Fischkonservenkombinat, eine Backwarenfabrik und Filmateliers; ferner eine Musikschule, eine Medizinschule, eine Landwirtschaftsschule, ein Weinbauinstitut, Kinos und zwei Museen, ein völkerkundliches und ein Tschechow-Museum. Tschechow, der in Badenweiler starb, verbrachte einen Teil seiner letzten Lebensjahre in Jalta.

Das «Biarritz der Zaren» hatte im Krieg schwer gelitten. Zahlreiche Villen und Paläste waren zerstört oder beschädigt worden. Zurzeit des Konferenzbeginns waren die Spuren der Kämpfe noch sichtbar. In dem ganzen Gebiet hatte gerade erst die Normalisierung des Lebens wieder eingesetzt.

Stalin persönlich kümmerte sich um die Unterbringung der drei Delegationen. Den Amerikanern reservierte er Schloss Liwadia, den Engländern die Villa Woronzow und den Russen die Villa Koreis.

Die drei Kilometer von Jalta entfernte Kleinstadt Liwadia hat einen schönen Strand und ist umgeben von den Weinbergen des Kombinats Massandra. Das nach ihr benannte Schloss wurde von Alexander III. gebaut, der auch in Liwadia starb. Zar Nikolaus II. verbrachte dort viele Monate des Jahres. Zwischen den beiden Kriegen war das Schloss ein Erholungsheim des Zentralrats der Gewerkschaften. Während des Zweiten Weltkriegs diente es mehrfach deutschen Generalen als Hauptquartier. Die von den deutschen Truppen vor ihrem Abzug angerichteten

Schäden hatte man soeben erst beseitigt. Das ehemalige Lustschloss ist ein grosses weisses Gebäude, ein Gemisch aus orientalischem und Rokokostil.

Die Villa Woronzow liegt in dem etwa fünf Kilometer von Liwadia entfernten Alupka. Sie stellt eine seltsame Kombination von maurischem, gotischem und schottischem Stil dar. Sie war eine der wenigen Villen, die von den Deutschen nicht mit Beschlag belegt worden waren. Die von Buchsbaumhecken umgebenen Gärten beherbergen ein herrliches Gewächshaus, bezaubernde Springbrunnen und einen grossen steinernen Löwen mit einem offenen und einem geschlossenen Auge.

Die Villa Koreis, einst im Besitz des Rasputin-Mörders Fürst Jussupow, ist ein grosses Bauwerk im gleichen Genre. Sie liegt etwa in der Mitte zwischen Liwadia und der Villa Woronzow.

In taktischer Hinsicht war die Wahl der drei Unterkünfte wohlüberlegt: Es ging Stalin darum, die englische und die amerikanische Delegation nicht unter einem Dach hausen zu lassen, sondern sie räumlich zu trennen. Er wollte vermeiden, dass sie sich untereinander absprachen und dann gemeinsam gegen die russische Delegation auftraten. Ausserdem ermöglichte es die an der Strasse zwischen Alupka und Liwadia gelegene Villa Koreis, das Hin und Her zwischen Engländern und Amerikanern leichter zu kontrollieren. Stalin waren die Spannungen zwischen London und Washington nicht unbekannt: Er hatte alles Interesse daran, durch eine «Trennung von Tisch und Bett» die «Trennung in der Politik» zu erhalten.

Durch diesen taktischen Kniff vermehrte er noch den grossen strategischen Vorteil, dass die Konferenz auf russischem Boden stattfand. Stalin befand sich in der günstigen Lage des Gastgebers: Man würde nicht an seiner Tafel speisen, ohne ein Geschenk zu machen; man würde darauf bedacht sein, den «Gastgeber» nicht zu verletzen; die Gäste würden sich ihm gegenüber selbstverständlich «verpflichtet fühlen». Darüber hinaus war die Wahl der Krim ein aufsehenerregender Prestigegewinn: Es war Stalin gelungen, die beiden grössten Staatsmänner des Tages, den Präsidenten des allmächtigen Amerika und den Premierminister des britischen Weltreichs, zu veranlassen, Tausende von Kilometern unter zum Teil nicht unerheblichem Sicherheitsrisiko zurückzulegen, um den sowjetischen Generalissimus zu sprechen. Das war kein geringer Erfolg. Ein Ereignis war allein schon, den kranken Roosevelt eine so weite Pilgerfahrt machen zu sehen. Von Warschau bis Wladiwostok, von Oslo

bis Kairo musste der Eindruck entstehen, dass sich Sowjetrusslands Autorität nicht allein auf dem Schlachtfeld geltend machte.

Aber nicht nur das «Terrain», auch die Stunde war günstig. Der Zeitpunkt für die Konferenz war von Stalin nicht aufs Geratewohl bestimmt worden. Wäre sie im Sommer abgehalten worden, hätten sich die Anglo-Amerikaner nach den glänzenden Erfolgen Montgomerys und Bradleys im Frankreich-Feldzug in einer starken Position befunden. Sie hätten es wagen können, ihre Stimmen lauter zu erheben. Auch wäre Roosevelt in der Zeit vor der Präsidentenwahl nervöser und sicher auch misstrauischer gewesen. Stalin hatte aber sein Ja zu der Konferenz erst *im Dezember* gegeben, das heisst, als die scheinbar noch intakten deutschen Armeen unter von Rundstedt einen gefährlichen Vorstoss gegen die Maas unternahmen und das anglo-amerikanische Oberkommando in einer sehr misslichen Lage war. Er hatte offenkundig eine Stunde abgewartet, in der sich die Westmächte in Verlegenheit befinden würden. Inzwischen war der Ruhm ihrer Siege etwas verdunkelt. Die Kämpfe am Rhein verblassten neben den phantastischen Erfolgen Schukows und Konjews an der Weichsel- und Oderfront. Und es gab noch einen Vorteil: Stalin konnte damit rechnen, dass Roosevelt nach seiner Wiederwahl in euphorischer Stimmung, zugänglicher und auch vertrauensseliger sein würde.

Stalin bewies bei dieser Gelegenheit gewiss nicht zum erstenmal seinen Realismus und seinen Sinn für das *timing*, den richtigen Zeitpunkt.

Im August, als Roosevelt die Konferenz angeregt hatte, waren die Russen an der Weichsel von Berlin weiter entfernt als die am Rhein stehenden englisch-amerikanischen Armeen, und das russische Oberkommando konnte damals nicht abschätzen, auf welchen Widerstand es in Polen stossen würde. Die russischen Besorgnisse waren so stark gewesen, dass Stalin den im Oktober in Moskau weilenden Churchill gedrängt hatte, die in Italien stehenden alliierten Armeen über die Adria durch Jugoslawien auf Wien vorstossen zu lassen, um die Deutschen zu zwingen, Kräfte von der polnischen Front abzuziehen. Der zugleich sorgfältig abwägende und kühne Stalin befasste sich in Gedanken schon mit der «Schlacht um Berlin». Die Rote Armee hatte im Herbst so schwere Verluste erlitten, dass Schukow, wie er nach dem Krieg zugab, nicht wusste, wie er über die Weichsel kommen sollte. Mit Recht glaubte das sowjetische Oberkommando, dass die Deutschen ihre besten Truppen im Osten zusammen-

ziehen würden, um eine Invasion Ostpreussens und Schlesiens zu verhindern. Die Rundstedt-Offensive jedoch änderte die Aussichten der Russen mit einem Schlag: Von Dezember an konnte Stalin mit einer Schwächung des deutschen Widerstands an der Weichsel rechnen und voraussehen, dass Schukow im *Januar und Februar* erheblich grössere Erfolge haben würde, als im Oktober abzusehen war. Als er Roosevelt seine Zusage gab, wusste er mit Sicherheit, dass seine Armeen zurzeit der Konferenz im Besitz Warschaus und ganz Polens sein würden, so dass er sich dann in einer aussergewöhnlich günstigen Position befände, die ihm erlaubte, die ganze polnische Frage, von der deutschen Frage zu schweigen, nach seinem Wunsch und Willen zu behandeln. Er war sich seiner Sache so sicher, dass er am 30. *Dezember*, kaum dass sich Roosevelt und Churchill mit der Wahl Jaltas und dem Termin des 4. Februar einverstanden erklärt hatten, das Lubliner Komitee veranlasste, sich schon am 31. *Dezember* zur «Provisorischen Regierung des Befreiten Demokratischen Polens» zu proklamieren. Und noch in der ersten Januarwoche erkannte Moskau diese Marionettenregierung an.

Schliesslich hatte Stalin, damit es an nichts fehle, Vorsorge für einen möglichst prunkvollen Empfang im moskowitzischen Stil getroffen. Für Roosevelt hatte er, um dessen Eigenliebe zu schmeicheln, das schönste Palais an der ganzen Küste ausgewählt. Aus Baku und EureU liess er drei Eisenbahnwaggons voll Kaviar nach Jalta schicken: sechzehn Tonnen ! Denn die Delegationen waren gross: zum Beispiel waren allein 400 Amerikaner angekündigt. Nach Jalta beorderte er für die Dauer der Konferenz den Küchenchef des Kreml, Sidor Kirilowitsch Kriutschkow, und dessen Assistenten Wassili Pawlowitsch Rubez und Anastassi Iwanowitsch Pogorianz, einen Armenier, der Spezialist für kaukasische Gerichte war, sowie seinen Kellermeister Livite, den früheren Protokollchef der russischen Botschaft in Tokio, der dafür zu sorgen hatte, dass die besten Wodkas und der beste Kaukasussekt auf den Tisch kamen.

Der amerikanische Marineoffizier Norris Houghton war nicht wenig überrascht, als er im Sommer 1943 den mit einem geheimnisvollen *top secret* gekennzeichneten Marschbefehl erhielt, sich von seiner Einheit irgendwo im Atlantik nach einem Lager in Missouri zu begeben. In welcher Aufgabe, erfuhr er nicht.

In dem Lager wurde er einer Gruppe von Marineoffizieren zugeteilt, die eines gemeinsam hatten: sie sprachen Russisch oder

waren Amerikaner russischer Abstammung: Dimitri P. Kussew, George Scherbatow, Michael Kimack, John Cheplick und John Romanow. Sechs Funker, die ebenfalls Russisch konnten, wurden den Offizieren beigegeben: Andrew Bacha, Andrew Sawchuck, Harry Sklenar, Alexis Nestoruk, Nicholas Kornilow und Rüssel Koval. Der Chef der Gruppe, Leutnant Scherbatow, war fürstlicher Abkunft und in St. Petersburg geboren. Ausser Houghton sprachen alle von Kind an Russisch. Houghton, der aus einer irisch-schottischen Familie in Indiana stammte, hatte lediglich etwa dreissig Russischstunden in der Berlitz School genommen und 1935 fünf Monate in Moskau verbracht, um das dortige Theaterwesen zu studieren. Anfang des Krieges hatte er in sein Soldbuch, ohne sich viel dabei zu denken, Russisch als Fremdsprache eintragen lassen.

Aus Angst vor Bestrafung unterliess er es bei seiner Ankunft im Lager, die Wahrheit zu sagen. Er blieb bei der «russischen Gruppe» und verbrachte ganz einfach die Zeit damit, sich mit Hilfe von Büchern und Kameraden in der Sprache Tolstois und Lenins zu vervollkommen. Im Lager gab es übrigens noch andere Sprachgruppen: eine deutsche, eine griechische, eine chinesische usw. Behandlung und Verpflegung waren ausgezeichnet ...

Anfang 1945 wurden die sechs Offiziere und sechs Funker zu vorübergehendem Einsatz nach Neapel geschickt, um sich an Bord des Transportschiffs «Catoctin» zu begeben. Sie glaubten, dass sie an einem Geheimunternehmen auf dem Balkan teilnehmen sollten.

Umso mehr überrascht waren sie, als sie erfuhren, dass die «Catoctin» Kurs aufs Schwarze Meer nahm, an dessen Küste irgendwo eine Konferenz der Grossen Drei stattfinden sollte. Die «russische Gruppe» war für Hilfsdolmetscherdienste ausersehen worden, und das Schiff sollte die Funkverbindung zwischen Präsident Roosevelt und dem Weissen Haus unterhalten. Leutnant Norris Houghton büffelte nun eifriger denn je russische Grammatik und Vokabeln.

Erst nachdem sie die Dardanellen passiert hatten, erfuhren Houghton und seine Kameraden wie auch die ganze Schiffsbesatzung, dass die Konferenz in Jalta abgehalten werden würde. Die meisten hatten den Namen bis dahin nie gehört, und wer ihn kannte, wusste doch nicht genau, wo der Ort lag.

Ende Januar, an einem nebligen Morgen, lief die «Catoctin», der sich inzwischen die vier Minensuchboote «Pinnacle», «Impli-

cit), «Incredible» und «Incessant» sowie das Liberty-Schiff «William Blount» zugesellt hatten, im Hafen von Sewastopol ein, begrüsst von den Salven der Küstenbatterien. Es war das erste alliierte Kriegsschiff, das seit Kriegsbeginn den Hafen anlief. Salutierend standen sowjetische Soldaten und Matrosen in tadelloser Ordnung auf der Mole und sogar an Deck von zwei oder drei grossen Schiffen, die noch aus dem Ersten Weltkrieg stammten.

Man ging vor Anker, und gleich darauf begann die Mannschaft des Liberty-Schiffs eine Menge Jeeps, Kommando wagen und Lkw's sowie einen ganzen Haufen Büromaterial und Proviant auszuladen: es war die «Versorgung» für die amerikanische Delegation. Man erkannte Dutzende von Schreibmaschinen und sogar, kein Mensch wusste warum, ein paar Rechenmaschinen.

Am Tage darauf erlebte Leutnant Norris Houghton eine neue Überraschung. Zu seinem Schrecken übertrug ihm Admiral Hewitt, der die ganze Operation überwachte, die Leitung des Sonderteams, da die Russen dem Fürsten Scherbatow die Landung verwehrten. So ging er an Land, um mit seiner Gruppe, einer kleinen Nachrichtenabteilung und ein paar Marineoffizieren eine Anzahl der soeben ausgeladenen Jeeps zu besteigen. Geführt von einem russischen Wagen, fuhr der Konvoi durch die Strassen von Sewastopol, vorüber an Trümmer vierteln, in denen Scharen von Frauen mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt waren, vorüber an ausgebrannten Panzerwagen, zerstörten Geschützen und zermalmtm Lastwagen, das alles bedeckt von einer schmutzigen Schneeschicht. Dann ging die Fahrt über eine sehr schlechte Landstrasse durch die verschneite Krimhalbinsel. Die Russen hatten ihnen gesagt, von Sewastopol bis Jalta seien es 60 Meilen. In Amerika hätte man für eine solche Strecke in einem einfachen Chrysler zwei Stunden gebraucht. Hier herrschte ein derartiges Chaos, dass fast der ganze Tag draufging. Gegen 15 Uhr kreuzte der Konvoi das historische Schlachtfeld von Balaklawa und gelangte dann auf eine schmale, hochgelegene Uferstrasse, von der man aus schwindelerregender Flöhe aufs Schwarze Meer blickte. Am Spätnachmittag wich der Schnee einer Vegetation von leuchtendem Grün.

Leutnant Norris Houghton¹ sah Bäume vor sich, in denen er Buchen und Eichen, Magnolien und Rhododendren zu erken-

¹ Alic diese Einzelheiten sind einem Aufsatz Houghtons in ‚The New Yorker‘ vom 23. Mai 1953 entnommen.

nen glaubte. Erst bei Einbruch der Nacht erreichte der Konvoi sein Ziel.

Houghton und seine Gruppe sahen sich vor einem grossen dreistöckigen Gebäude, das sie lebhaft an ein College-Internat erinnerte. Und wie «eine Pennälerbande, die aus den Weihnachtsferien zurückkehrt», stapelten sie ihr Gepäck in dem riesigen Vestibül auf. In der Haupthalle wurden sie von einem sehr stattlichen Haushofmeister empfangen, der freilich die massgeschneiderte Uniform eines amerikanischen Armeeobersten trug und Donald Lowry hiess. Er erklärte ihnen, dass sie sich im Schloss Liwadia befänden, in der Sommerresidenz von Zar Nikolaus II., allerdings nur im Kleinen Palais, dem *Switzki Korpus*, das in der Zarenzeit von der kaiserlichen Suite bewohnt worden sei. Das Grand Palais, das für Präsident Roosevelt und seine Hauptmitarbeiter reserviert sei, liege etwa 100 Meter weiter hinter den grossen Bäumen versteckt.

«Ihr müsst ausgehungert sein», sagte der Oberst-Haushofmeister. Houghton und seine Begleiter – insgesamt 30 Mann – wurden in einen Saal geführt. Auf einer langen Tafel in der Mitte waren alle erdenklichen Gerichte aufgestellt. Ringsum standen mehrere kleinere Tische. Houghton nahm an einem dieser Tische Platz und setzte sich auf einen vergoldeten Stuhl. Seine Tischnachbarn waren einige Stabsoffiziere sowie ein Inspektor in Zivil, der zu der mit dem persönlichen Schutz des Präsidenten betrauten Eskorte gehörte. Auf jedem Tisch standen ein Blumentopf, eine Karaffe mit Wodka, eine Flasche mit weissem, eine andere mit rotem Kaukasuswein sowie eine imposante Reihe Gläser und Pokale vor jedem Tischgenossen. «Ihr seid Gäste des Kreml», sagte der Oberst-Haushofmeister. Ein alter Mann – «dessen Bekleidung vermuten liess, dass er die Doppelfunktion von Kellner und Autobusschaffner ausübte» – brachte jedem eine gewaltige Portion Kaviar, die man nach Belieben noch ein zweites oder drittes Mal verlangen konnte. Das Essen wurde von anderen alten Dienern serviert, die alle gleich gekleidet waren: weisse Krawatte, schwarze Livree, lange weisse Schürze. «Alle diese alten Boys», erläuterte der Oberst, «sind aus Moskau geholt worden und sollen unsere Stubenmädchen abgeben.»

Als es, nach zahlreichen üppigen Gängen, ans Dessert ging, beugte sich ein Kellner zu Houghton hinab und fragte ihn: «*Champanskoje?*» Dem jungen Leutnant fiel rechtzeitig ein, dass russischer Champagner sehr süss ist. «*Njet, spassibo*», antwortete er und bat um einen «*russki konjak*». Sein Russisch machte Fort-

schritte. Zu seiner Erleichterung erfuhr er von Oberst Lowry, dass die «russische Gruppe» keine andere Aufgabe habe, als zwischen den Amerikanern und dem Hauspersonal zu dolmetschen. Infolgedessen werde Houghton mit der Konferenz nichts zu tun haben. «Die Stars der Show», erklärte der Oberst, brächten ihre eigenen Dolmetscher mit.

Es war der Abend des 29. Januar. Da die Delegationen am 3. Februar abends eintreffen sollten, blieben für die Vorbereitungen nur vier Tage. Begonnen wurde mit dem Kleinen Palais, das die Subalternoffiziere, Houghtons Mannschaft, die Sicherheitsbeamten und die Angestellten aufnehmen sollte. «In der Halle war bald ein Kommen und Gehen wie in einem Statler-Hotel.» Das Erdgeschoss war dem Speisesaal, den Büros der Stabschefs und ihrer Mitarbeiter, dem Sekretariat der Delegation und den Unterkünften der 12 Mann der Houghton-Gruppe vorbehalten. In der ersten Etage wurden Räume für die Registratur und für die Stenographen eingerichtet. In der zweiten Etage brachte man die Büros der «Catocin», eine Kantine und eine Sanitätsstation unter. Dort richtete sich auch ein Friseur ein, den die Russen geschickt hatten. Oberst Lowry forderte ausserdem einen Hand- und Fusspfleger an. Der dritte Stock wurde für die Schlafräume reserviert. Am unangenehmsten war, dass es in dem Kleinen Palais nur zwei Badezimmer gab, und dazu recht primitive. Ein ganzes Regiment von Raumpflegerinnen stand zur Verfügung. Sie waren alle sehr korpulent, hatten weisse Tücher um den Kopf gebunden und gingen in Pantoffeln.

Leutnant Houghton fand nicht viel Zeit, die Landschaft mit den Pinien, Zypressen und weissen oder rosafarbenen Villen zu bewundern, die am Morgen unter einem wolkenlosen Himmel zum Vorschein kam, und erst am zweiten Tag kam er dazu, sich das Grand Palais anzusehen. Er hatte keineswegs den Eindruck, vor einem Schloss zu stehen: Es war ein einfaches, stattliches Landhaus, solide gebaut, mit drei Stockwerken und einer honiggelben Fassade. Das Kleine Palais war ihm wie ein Internat erschienen, «aber ein Internat, in dessen Architektur sich viktorianische Gotik mit Graf-von-Monte-Christo-Kitsch und maurischen Stilelementen verband». Ähnlich wirkte auf ihn ein kleines zweistöckiges Gebäude, das zwischen dem Kleinen und Grossen Palais gelegen war. Es war vorgesehen für das *Signal Corps* und die Funker der «Catocin» mit ihren Radiogeräten und Fernschreibern, denn das Schiff selbst musste in Sewastopol bleiben, da der Hafen von Jalta noch nicht von Minen geräumt war.

Im Innern des Grand Palais fand Houghton das gleiche Konglomerat aus viktorianischem und maurischem Stil. In den Flügeln des Schlosses waren bereits die Küchen und Wirtschaftsräume untergebracht.

Die Eingangshalle war ein schöner, grosser und hoher Raum mit Marmorfussboden und Marmorsäulen. Rechts vom Eingang befand sich eine kleine Garderobe und links eine breite Marmortreppe, neben der ein drei Meter hoher Zitronenbaum in einem Kübel stand. Gegenüber der Treppe ging es durch eine Flügeltür in den «Ballsaal», den Schauplatz kommenden Geschehens, denn in ihm sollten die Sitzungen der Grossen Drei stattfinden. Auch hier gab es weisse Marmorsäulen. Die Wand auf der rechten Seite bedeckten schwere Vorhänge. Auf der linken Wand gingen hohe, schmale Fenster auf einen geräumigen Innenhof.

Auf der entgegengesetzten Seite der Flügeltür öffnete sich ein langer Korridor, der vom Ballsaal zu dem ehemaligen «Billardzimmer» führte, einem Raum im Tudor-Stil, der Roosevelt als Speisezimmer dienen sollte. In ihm stand ein Tisch, an dem vierzehn Personen Platz hatten. An das Speisezimmer schloss sich der für den Präsidenten vorgesehene Arbeitsraum und an diesen sein Schlafzimmer an. Da es keinen Fahrstuhl gab und der Präsident infolge seiner Polioliähmung an den Rollstuhl gebunden war, mussten seine Privaträume sämtlich im Erdgeschoss liegen. Die Einrichtung von Schlaf- und Arbeitszimmer erinnerte an «altmodische Pullman-Wagen»: schwerfällige, stilllose Möbel; mahagonigetäfelte Wände, auf denen Kolossalgemälde in vergoldeten Rahmen hingen; kupferne Lampen mit Schirmen aus orangefarbener Seide. Der mit kleinen Buchara-Teppichen ausgelegte Fussboden war übersät «mit Haremshockern in flaschengrünem Plüsch». Im ganzen Schloss waren nur vereinzelt Möbel im russischen Empirestil anzufinden. Die robusten Schränke, unförmigen Sofas, schweren Tische und Sessel waren für die Zwecke der Konferenz aus Moskau herbeigeschafft worden, denn das stark beschädigte Schloss war gerade erst instand gesetzt, und man hatte das gesamte, im Krieg abhanden gekommene Mobiliar ersetzen müssen.

Es ging nun an die Verteilung der Zimmer.

Für Stettinius wurde Apartment Nr. 2 reserviert, eine Suite von zwei Zimmern, die an der anderen Seite des Korridors, gegenüber von Roosevelts Apartment lag. Entlang dieses Korridors befanden sich noch viele Zimmer. Eins wurde Admiral

Leahy zugeteilt, ein anderes Hopkins, ein drittes Byrnes, ein weiteres Freeman Mathews und Alger Hiss. Neben der Präsidenten-Suite wurde ein Raum zum «Kartenzimmer» bestimmt, während man einen anderen Roosevelts Tochter, Frau Anne Boettiger, zudachte, die neben Kathleen Harriman als einzige Amerikanerin angekündigt war. Auch Churchills Tochter Sarah wurde in Jalta erwartet, und nach Angabe der Russen war Swetlana, Stalins Tochter und Sekretärin, die Englisch und Deutsch beherrschte, in der Villa Koreis bereits an der Arbeit. Neben Stettinius' Suite reservierte man ein Zimmer für Admiral McIntire, den Arzt des Präsidenten, eins für Stephan Early, seinen Sekretär, und eins schliesslich für einen möglicherweise unangemeldet erscheinenden Besucher.

In der ersten Etage bestimmte man das ehemalige Boudoir der Zarin für Admiral King und das Schlafzimmer des Zaren für General Marshall. Die anderen Generale und Admirale mussten sich, je nach Rang, mit Zweibett- oder Mehrbettzimmern zufriedengeben. Um Konfusion und Zwischenfälle zu vermeiden, wurden an den Türen Namensschilder angebracht.

Roosevelts philippinische Diener, seine Privatstenotypisten und sein Masseur erhielten Unterkunft in der dritten Etage.

Eine Unbequemlichkeit hatte das Grand Palais mit dem Kleinen Palais gemeinsam: es gab nur neun Bäder für alle drei Etagen. Für den Zaren und seinen Hofstaat hatten sie durchaus gereicht. Für 101 Amerikaner und zwei Amerikanerinnen hingegen waren neun Bäder eine armselige Sache. Die Benutzung musste rationiert werden. Selbst im Falle des Präsidenten blieb nichts anderes übrig, als dass er sein Badezimmer mit Leahy und Hopkins teilte.

Zu Houghtons Entzücken gaben sich die Russen alle Mühe, bei der Herrichtung behilflich zu sein und den Wünschen ihrer Gäste zu entsprechen. Nur die Köche, an sich wahre Meister ihres Fachs, hatten in seinen Augen ein Manko: man konnte ihnen nicht begreiflich machen, was ein weichgekochtes Ei war. Sie brachen in schallendes Gelächter aus, wenn er versuchte, ihnen den Unterschied zwischen einem «Drei-Minuten-Ei» und einem «Acht-Minuten-Ei» klarzumachen. Zum Glück war ihr Rührei köstlich, und was die Spiegeleier betraf, so hatte es der Kombüsenchef der «Catocin» nicht versäumt. Schloss Liwadia wie auch die Villa Woronzow mit einem ordentlichen Vorrat vom besten *bacon* zu versorgen.

Houghton musste dann ein sieben Seiten langes, hektogra-

phiertes «Merkblatt über die Krim» verteilen, das ein Beamter in Washington für alle amerikanischen Konferenzteilnehmer verfasst hatte. Er Liess auf jedes Bett, auch auf das des Präsidenten, ein Exemplar legen. Aus dem Merkblatt erfuhr man unter anderem, dass «der Sommer und der Herbst die beste Jahreszeit für einen Aufenthalt auf der Krim» seien, dass die Griechen im 6. Jahrhundert v. Chr. nach harten Kämpfen Kolonien auf der Halbinsel gegründet hatten und dass kein Krimbesucher es unterlassen sollte, den Wasserfall im Oberlauf des Flusses Utschanisu zu besichtigen.

Die Sicherheitsorgane beschlossen im Verlauf einer Sonderbesprechung, für die Dauer der Vollsitzungen sämtliche Strassen und Wege der Umgebung abzuriegeln. Die Überwachung der Eingänge und des Parks sollte von Angehörigen der Leibwache des Präsidenten, Inspektoren der russischen Polizei und Matrosen der «Catoctin» übernommen werden. Besonders ausgesuchte sowjetische Soldaten sollten, mit Maschinenpistolen ausgerüstet, auf dem Dach des Schlosses Posten beziehen. Ferner würden russische Wachen rings um die drei Kilometer lange, hohe Einfriedung des Parks von Liwadia im Abstand von je fünfzig Schritt aufgestellt werden. Es ging das Gerücht, Skorzey plane, auf Befehl Hitlers, einen Handstreich und habe bereits einen Teil seiner Leute mit dem Fallschirm abgesetzt.

Schliesslich musste Leutnant Houghton auch noch für Admiral Olsen dolmetschen, der den Auftrag hatte, persönlich die Desinfizierung der beiden Palais zu überwachen, und für diesen Zweck enorme Mengen DDT-Pulver von der «Catoctin» hatte herbeischaffen lassen: In Washington liefen beunruhigende Gerüchte über die Widerstandskraft der Krimwanzen um.

In den frühen Morgenstunden des 23. Januar hatte sich Präsident Roosevelt an Bord des schweren Kreuzers «Quincy» begeben, der ihn von Norfolk nach Malta bringen sollte. Hier wollte er mit Churchill Zusammentreffen und dann den Rest der Reise auf dem Luftweg zurücklegen.

Der Präsident, der an einer starken Erkältung litt und sehr abgesehen war, büeb fast während der ganzen Überfahrt in seiner Kabine, schlief viel, las Kriminalromane oder beschäftigte sich mit seiner Briefmarkensammlung. Nur ein- oder zweimal erschien er, von seiner Tochter Anne begleitet, an Deck. Er rührte nicht einmal die Aktenstücke und Denkschriften an, die das State Department auf seinen Wunsch vorbereitet hatte.

Nlit ihm reisten auf der «Quincy» sein Arzt McIntire, sein Sekretär Stephen Early – der Mann, der mit Hilfe des Schriftstellers Robert Sherwood seine Reden und «Plaudereien am Kamin» redigierte –, General Watson, einer seiner engsten Militärberater, Admiral Leahy und James Byrnes, Senator für Süd-Carolina, der durch seine Mitkunft fraglos die Allgegenwärtigkeit der Legislative symbolisieren sollte. Ausserminister Edward Stettinius und seine Mitarbeiter waren vorausgeflogen, da die Besprechungen mit den Briten in Malta schon am 50. Januar, vor der für den 2. Februar vorgesehenen Ankunft des Präsidenten, eingeleitet werden sollten. Auch Harry Hopkins hatte Washington schon einige Tage früher verlassen, und zwar in dem eigens für Roosevelt gebauten Flugzeug «Heilige Kuh», um eine dreifache Aufgabe zu erfüllen: bei Churchill eine freundlichere Stimmung zu erzeugen, damit mögliche Ausbrüche seinerseits die Konferenz nicht störten – de Gaulle zu beschwichtigen und ihn für eine Zusammenkunft mit Roosevelt auf dessen Rückreise von Jalta in Algier oder Marseille geneigt zu machen – von Papst Pius XII. in Audienz empfangen zu werden. General Marshall war in einem Militärflugzeug vorausgeflogen, um vor dem Treffen in Malta noch mit General Eisenhower in Marseille konferieren zu können.

Um eine ungestörte Fahrt durch den Atlantik, die Meerenge von Gibraltar und das Mittelmeer zu gewährleisten, waren aussergewöhnliche Sicherheitsmassnahmen getroffen worden. Nicht ein einziges Mal gab es Alarm.

Unterwegs erreichten Roosevelt zwei Funktelegramme von Hopkins aus London. In dem einen berichtete er, Churchill habe gesagt, nach allem, was er über die Verhältnisse in Jalta höre, «hätten wir keinen schlechteren Platz für ein Treffen finden können, und wenn wir zehn Jahre lang danach gesucht hätten».

Doch in dem zweiten Telegramm, das Hopkins kurz vor dem Abflug nach Paris aufgab, bemerkte er, Winston sei weniger «explosiv» gewesen, als er befürchtet habe.

Am Morgen des 2. Februar fuhr die «Quincy» im Hafen von La Valetta ein. Auf der Pier hatte sich eine grosse Menschenmenge angesammelt, um dem hohen Gast zuzujubeln. An Deck des britischen Kreuzers «Sirius» stand Churchill in Marineuniform und winkte mit seinen kurzen Armen Roosevelt einen herzlichen Willkommensgruss zu. Churchill, Eden und ihre Mitarbeiterstäbe waren auf dem Luftweg von London gekommen. Eines der Flugzeuge, das Beamte des Foreign Office an Bord

hatte, war vor der afrikanischen Küste abgestürzt. Auf einem amerikanischen Schiff, dem leichten Kreuzer «Memphis», erwieb Admiral Hewitt dem Präsidenten die Ehrenbezeugung.

In Malta erwartete Roosevelt ein Telegramm Stalins, in dem der sarkastische Satz stand: «Ich meinte Jalta, nicht Malta.»

Das anglo-amerikanische Treffen galt vor allem dem Bemühen, die zwischen dem amerikanischen und dem britischen Oberkommando bestehenden Unstimmigkeiten bezüglich der Westfront aus dem Wege zu räumen. Bei den Auseinandersetzungen mit den Engländern war der sonst so verbindliche General Marshall ausserordentlich ungehalten: man erlebte hier seinen einzigen Zornausbruch während des ganzen Krieges. Schliesslich wurde Eisenhowers Plan in seiner Gesamtheit angenommen.

Alle übrigen Differenzen zwischen London und Washington wurden beiseitegelassen, obwohl Churchill die grössten Anstrengungen machte, vor der Begegnung mit Stalin ein vollkommenes Einvernehmen herbeizuführen. Die Beharrlichkeit Churchills schien Roosevelt sogar derart zu reizen, dass der britische Premier die Sitzung grollend verliess.

In der Nacht vom 2. zum 5. Februar flogen die beiden Staatsmänner mitsamt ihren Delegationen von Malta nach Saki, dem Flugplatz von Jalta. Man rechnete mit einer siebenstündigen Flugdauer.

Fünfundzwanzig Transportflugzeuge waren erforderlich, um Roosevelt, Churchill und ihre Stäbe – insgesamt 700 Personen – zu befördern. Alle zehn Minuten startete eine Maschine. Die Abflüge nahmen die ganze Nacht in Anspruch. Man flog die gesamte Strecke ohne Licht und mit ausgeschalteten Funkgeräten. Für den Fall eines Angriffs war eine Wellenlänge vereinbart, die der Funker des attackierten Flugzeugs benutzen sollte, um die anderen zu warnen. Bei Gefahr sollten dann alle die afrikanische Küste ansteuern.

Die Piloten hatten Anweisung, dreieinhalb Stunden in östlicher Richtung zu fliegen, um dann kurz vor Kreta, das noch in deutscher Hand war, im rechten Winkel nach Norden abzubiegen. Von da an ging der Flug über die griechische Küste, die Ägäis, die Dardanellen und das Schwarze Meer, bis Saki in Sicht kam. Für die Landung war ein Sicherheitskode vereinbart: Jedes Flugzeug hatte über Saki eine Schleife zu machen und sich über Funk als «Nichtfeind» zu melden.

Man hielt die Landung für ein Wagnis. «Unsere Piloten», schreibt James Byrnes, «waren mit dem Flugplatz von Saki, wo, wie wir hörten, beträchtliche Mengen Schnee gefallen waren, nicht vertraut. Doch wie sich zeigte, waren die Landungsstreifen in Saki bis auf die letzte Schneeflocke reingefegt.»

Die von fünf Jägern eskortierte Maschine des Präsidenten, die «Heilige Kuh» – sie war mit einer Hebevorrichtung versehen, die vom Flugzeug auf den Boden herabgelassen werden konnte –, landete am Samstagmittag 12.10 Uhr. Mit demselben Flugzeug kamen Mrs. Boettiger, General Watson und Dr. McIntire. Auf dem Flugplatz wurden sie empfangen von Molotow, Wyschinski, Luftmarschall Chudjakow, Flottenadmiral Kusnjezow, General Antonow, von Gromyko, Botschafter in Washington, und Gusew, Botschafter in London. Ein Eliteregiment hatte eine Ehrenwache gestellt, und eine Militärkapelle spielte die Nationalhymnen. Roosevelt sprach seine Verwunderung aus, dass Stalin nicht persönlich zu seinem Empfang gekommen sei. Man erwiderte ihm, Stalin sei noch gar nicht in Jalta eingetroffen.

Roosevelt beschloss, bis zur Ankunft von Churchills Flugzeug an Bord der «Heiligen Kuh» zu bleiben. Seine Reisegefährten jedoch stiegen aus und wurden in eines der drei Zelte geführt, die die Empfangshalle ersetzten. Dort reichte man ihnen heißen Tee. In den Zelten standen lange Tische mit Unmengen von Wodka- und Brandyflaschen sowie allen möglichen Imbissen: Kaviar, Räucherlachs, Stör, Babyk (Räucherfisch aus dem Ural), Hirschbrust, Weissbrot und Schwarzbrot.

Churchills Flugzeug traf 12.30 Uhr ein. Gleich darauf verliess auch Roosevelt seine Maschine und wurde von einem Mann seiner Leibwache, Mike Reilly, in einen Jeep getragen, in dem er die Ehrenfront passierte, während Churchill, Molotow und alle amerikanischen, englischen und russischen Würdenträger zu Fuss folgten. Churchill rauchte während der Zeremonie eine 20 cm lange Zigarre. Roosevelt bemerkte zu Molotow, die amerikanische Nationalhymne sei ausgezeichnet gespielt worden, was auch der Fall war.

Nach einem leichten Imbiss traten alle die Fahrt von Saki nach Liwadia an. Die russische Regierung hatte Wagen und Fahrer zur Verfügung gestellt. Der Präsident sass mit seiner Tochter allein in einem Wagen.

Wie Churchill vorausgesagt hatte, war die Strasse Saki-Simferopol-Jalta in sehr schlechtem Zustand. Bis in die Umgebung von Jalta lag die Landschaft unter einer Schneedecke. Roosevelt

war erschüttert vom Anblick der Kriegszerstörungen: Zum erstenmal sah er mit eigenen Augen die Trümmer, die jede grosse Schlacht hinterlässt. Die Fahrt dauerte sechs Stunden. Die Strasse war in ihrer ganzen Länge von einer ununterbrochenen Kette sowjetischer Soldaten bewacht, unter denen sich zum Erstaunen der Engländer und Amerikaner viele junge Frauen befanden.

Roosevelt traf mit seinem Gefolge um 18 Uhr im Schloss Liwadia ein, wo ihn Kathleen Harriman auf der Schwelle empfing, während Churchill mit seinen Begleitern sein eigenes Quartier bezog. Dem Präsidenten wurde sofortige Bettruhe anempfohlen.

Am Sonntagmorgen, am 4. Februar, langte Stalin mit seiner Suite in Jalta an und begab sich sofort in die Villa Koreis. Er war mit dem Zug gekommen und beriet sich unverzüglich mit Molotow, Berija, Malenkow, Wyschinski, Maiski, Gusew und Gromyko sowie mit seinen Militärs, dem Admiral Kusnezow, Generaloberst Antonow und Marschall Chudjakow.

Roosevelt seinerseits konferierte um 11 Uhr mit Stettinius, Harriman, Admiral Leahy, Admiral King, General Marshall, Harry Hopkins, mit den Generalen Deane, Kuter und MacFarland, mit Freeman Mathews (Leiter der Europa-Abteilung des State Department), Hiss (Sonderberater des Aussenministers) und Bohlen (Dolmetscher und ebenfalls Sonderberater des Aussenministers).

Zur gleichen Zeit versammelte Churchill, die Zigarre im Mund, Anthony Eden, Marschall Alan Brooke, Luftmarschall Portal, Marschall Alexander, Admiral Cunningham, General Ismay sowie die Diplomaten Cadogan, Clark Kerr, Bridges, Wilson und Dixon um sich. Er hat bereits das tägliche Telegramm abgefasst, mit dem er jeden Vormittag seinen Vizepremier Attlee auf dem Laufenden hält.

Das grosse Spiel konnte nun beginnen. Doch um es besser begreifen zu können, müssen wir uns zunächst etwas mehr mit den Männern vertraut machen, die an ihm teilnahmen.

Stalin und die sowjetische Delegation

Jossif Wissarionowitsch Dschugaschwili Stalin sieht ruhig und kühl dem Höhepunkt seiner Laufbahn entgegen, einer der erstaunlichsten, die man sich vorstellen kann: *Sosso*, der Sohn eines georgischen Schuhmachers, als Zögling eines Priesterseminars zugleich Lehrling der Revolution, der ehemalige Agitator und Terrorist *Koba*, wiederholt nach Sibirien verbannt, der alte Kampfgefährte Lenins – den er nicht mochte – und Trotzki's, den er aus Russland verjagte, der Genosse Sinowjews und Kamenews, die er hinrichten liess, war nicht nur Präsident des Rats der Volkskommissare der UdSSR, Generalsekretär der russischen KP und Marschall der Roten Armee, sondern auch der Herrscher aller Reussen geworden. Seiner unmittelbaren und absoluten Autorität unterstanden 180 Millionen Menschen aus 170 verschiedenen Nationalitäten, die ein Sechstel der Erde bevölkerten, und unter seinem Befehl stand die gewaltigste Landarmee aller Zeiten. Er konnte sich mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika und dem Premierminister Grossbritanniens als Gleicher unter Gleichen betrachten, er konnte Republiken und Könige einsetzen und absetzen, als Bolschewist Nr. 1 seine Unfehlbarkeit proklamieren und Dogmen aufstellen. Er verfügte nicht nur über fünf Millionen militanter Kommunisten in der ganzen Welt, die ihm leidenschaftlich ergeben waren, sondern prägte auch – der höchste aller Triumphe – einer ganzen Epoche seinen Stempel auf.

Er war, wie Napoleon, von kleiner Statur. Im Verhältnis zum Rumpf waren Arme und Beine zu lang, und er hatte auch ein bisschen Bauch. Es hiess, dass die Schneider des Kreml seine Anzüge stark auspolsterten, um ihn weniger unproportioniert erscheinen zu lassen. Seine linke Hand hing reglos, wie gelähmt, an der Seite herab, während die rechte wie ein Automat hin- und herschwenkte. Er hatte wenig Ähnlichkeit mit den heroischen Statuen und den imposanten Porträts, die seine Künstler von ihm schaffen mussten.

An dem Gesicht unter dem immer noch vollen, ergrauenden Haar fiel zunächst das Abweisende und Verschlussene auf; erst beim zweiten Blick bemerkte man an ihm einen feinen ironischen Zug, wie ihn schlaue Gebirgsbauern haben, und den harten, boshaften Blick seiner gelben Augen. Er lachte selten; bis weilen

trat ein flüchtiges Lächeln auf die unter dem dicken grauen Schnurrbart verborgenen Lippen, und dann wurden die unregelmässigen, vom starken Zigarettenrauchen dunkel gefärbten Zähne sichtbar. Die Gesichtshaut mit ihren roten Äderchen und kleinen Pockennarben hatte einen fahlen Ton – in Moskau «Kremlteint» genannt, weil dieser Teint alle kennzeichnete, die auf Stalins Geheiss nachts arbeiteten und vormittags schliefen.

«Ich habe viele russische Gesichter gesehen», schrieb Madame Odojewzew, «Tausende und aber Tausende. *Eh bien*, sie sind alle verschwommen. Ich weiss nicht, wie ich's beschreiben soll. . . Gewiss, es ist alles da: Augen, Nase, Mund . . . und dennoch . . . Wollte ich mir ein typisch russisches Gesicht vorstellen, so könnte ich es nicht. Sie haben etwas Unfertiges. Und dann habe ich mir gesagt, gerade das Verschwommene, das Unausgeprägte ist das Charakteristische am russischen Gesicht. Verschwommene Gesichter, verschwommene Charaktere, Verschwommenheit zwischen Gut und Böse – das ist hier vielleicht das Typischste.»

Das mag auf die Weissrussen und auch auf die Ukrainer zutreffen. Es trifft aber keineswegs auf das Gesicht dieses Mannes zu, dessen Züge ausser List und Entschlossenheit einen ungewöhnlichen Scharfsinn und eine bisweilen erschreckende Willenskonzentration verrieten. Diesen Eindruck verstärkten noch das langsame, bedächtige Sprechen, der ernste Ton seiner heiseren Stimme, die zusammengepressten Kiefer und die unter schweren Lidern halbgeschlossenen Augen. Es hiess von ihm: «Ein Mittelding zwischen Katze und Uhu.» Seit Kriegsbeginn hatte er die Uniform nicht abgelegt. Und so gekleidet war er in die Legende eingegangen. Aber in Wirklichkeit war er ein Bauer, fest und ausgeglichen, der sich seine Entscheidungen gründlich überlegte und dann unerschütterlich an ihnen festhielt. Er sprach keine Silbe zuviel und liebte es daher auch nicht, wenn andere überflüssige Worte machten. Schweigsam, sorgfältig in der Wahl seiner Ausdrücke, argwöhnisch gegenüber allem Geschwätz, war er das Gegenteil des temperamentvollen, wortreichen Trotzki, der häufig mitten in einer Erklärung abschweifte oder eine Auseinandersetzung unterbrach, um sich dem Nachsinnen hinzugeben. Aber jener Bauer hatte sein Leben lang mit Verschwörungen zu tun gehabt: Entweder schmiedete er Komplotte oder er zerschlug sie. Fünfzig Jahre lang hatte er gewissermassen täglich seinen Kopf riskiert. Dadurch war er nicht nur hart und boshaft geworden, die ständige Ge-

fahr hatte in ihm auch eine abstrakte Grausamkeit erzeugt, eine schreckliche Gefühllosigkeit, die man zu häufig lediglich als Zynismus gedeutet hat. «Banal und gefährlich wie ein kaukasischer Dolch», hat Victor Serge von ihm gesagt. Wobei Serge freilich an den Dolch als an «eine kalte Waffe» dachte.

Er wusste genau, welche Angst er einflösste, nachdem er über so viele Leichen gegangen war. Diese Angst nährte er absichtlich. Es machte ihm Freude, seine Umgebung zu schikanieren und Schauergeschichten zum Besten zu geben. So zum Beispiel die Geschichte, die er nacheinander Sikorski, Benesch und Djilas erzählte: «Einer unserer Soldaten musste eines Tages einen grösseren Trupp deutscher Gefangener abführen. Unterwegs hat er sie alle umgebracht, bis auf einen. Am Ziel angelangt, wurde er gefragt, was mit den anderen geschehen sei. Er sagte: Ich habe genauso gehandelt, wie es der Generalissimus befohlen hat; bis auf den letzten Mann sollen alle Feinde getötet werden. Und das hier ist der letzte . . .»

Freilich gab es an Stalin auch menschliche Seiten. Bei Gelegenheit konnte er mächtig essen und trinken. Er liebte besonders einen hellen Rotwein aus dem Mitschurital. Wenn er georgische Gerichte, den *Schaschlik*, den *Tschachombili* (Huhn mit Reis) oder den *Djeiran* (wildes Bergschaf) essen und dazu kaukasischen Wein trinken konnte, war er glücklich. Beim Zusammensein mit georgischen Genossen sang er deren Lieder mit, das ‚Mawral Djamie‘, das ‚Allah Verdi‘ oder auch die Hymne der Adreks, jenes kaukasischen Völkerstammes, der halb aus Raubgier, halb aus Patriotismus die russischen Karawanen plünderte und die Beute an seine von den Zaren unterdrückten Landsleute verteilte: «Wacht auf, wacht auf, meine schlafenden Brüder! Lasst bei Sonnenaufgang das Horn ertönen, den Herold unserer Morgenröte! Zu den Waffen!»

Frauen verschmähte er nicht. Dreimal war er verheiratet. Seine dritte Frau, Rosa Kaganowitsch, war eine Jüdin von grosser Schönheit. Wenn er in Sotschi zur Kur weilte, nahm er gern am Kegelspiel teil.

Aber er wusste nur zu gut, dass das Leben, das er sich gewählt hatte, keine Zerstreungen vertrug. Mit fünfzehn Jahren, in einem Alter, in dem Churchill das unbekümmerte Leben eines Harrow-Schülers führte und Roosevelt das aristokratische College von Groton besuchte, beide Söhne wohlhabender Familien und voller Zukunftsaussichten, organisierte Stalin Terroristenzellen, wurde von der Polizei verfolgt und beteiligte sich an

Bankeinbrüchen, die als «Enteignungen» bezeichnet wurden. Die Härte seines Wesens musste sich, selbst wenn sie ihm nicht angeboren gewesen wäre, dabei von selbst herausbilden. Und mit ihr die List, die im Orient als hohe Kunst gilt. «Auch ich bin Asiate», sagte er 1941 zu dem japanischen Aussenminister Matsuoka.

Seine Verschwörertätigkeit hatte ihn auch darüber belehrt, welche Bedeutung die Beachtung selbst der geringsten Kleinigkeit für das Gelingen des Gesamtplans hatte. General Deane, der amerikanische Militärattaché in Moskau, machte Roosevelt darauf aufmerksam, dass Stalin über eine verblüffende Detaükenntnis verfüge. Er sei genau über die Eigenschaften der verschiedenen Waffen, die Einzelheiten der Flugzeugkonstruktion und die taktischen Methoden im Bude: Vor einem Jahr, im Laufe der Diskussionen über eine mögliche Erweiterung des Aktionsradius der Bombenflugzeuge – Abflug von London, Angriff auf Berlin, Zwischenlandung in Russland und Rückflug –, habe er aUe Fachleute mit der Frage erstaunt, welche Maschinen die Amerikaner einzusetzen gedächten, welche Länge die Pisten haben müssten und welcher Oktangehalt für den Treibstoff vorgesehen sei.

Aus seinem Leben ständigen Kampfes hatte Stalin ferner die Lehre gezogen, dass man stets über alles, was die Armee betrifft, dieses wesentliche Instrument aller politischen Unternehmen, völlig unterrichtet sein muss. Lenin hatte selbst in der Zeit des Untergrunds und des Exils alle Mitglieder des Zentralkomitees der Bolschewistischen Partei gezwungen, sich mit der Kriegswissenschaft zu befassen. Stalin war daher mit strategischen Problemen durchaus vertraut. Eingehend hatte er sich mit der ‚Tetradka‘ befasst, einer Sammlung von Lenins Anmerkungen zu Clausewitz‘ ‚Vom Kriege. Im Bürgerkrieg hatte er an den schwersten Kämpfen teilgenommen. 1920, im Krieg gegen Polen, war er Mitglied des Soldatenrats an der unter Führung von Woroschilow und Budjonni stehenden Südwestfront. Während des spanischen Bürgerkriegs liess er sich über alle Operationspläne und alle Fortschritte auf dem Gebiet der Waffentechnik laufend unterrichten. Er vergass nie, dass Engels gesagt hatte, der Erfolg einer Streitmacht beruhe auf der Waffenproduktion, diese ihrerseits auf der allgemeinen Produktion und damit auf der Wirtschaftskraft des Landes. Er übernahm Tschaposchnikows Leitsatz, dass Sieger sein werde, der über die stärkste Feuerkraft, das heisst die stärkste Artillerie, verfüge.

Wie dieser ehemalige zaristische Offizier war auch Stalin ein Gegner von Douhets Theorie, die in der Luftwaffe das entscheidende Kampfmittel im modernen Krieg sah. In seinen Augen war die Artillerie der Gott im neuzeitlichen Krieg. Und so hatte er eine durch ihre Homogenität sich auszeichnende Artillerie geschaffen: neben schweren Geschützen solche mit einem Kaliber von 76, 122 und 152 mm sowie Panzerabwehrkanonen von 76 und 100 mm.

Schliesslich war er Herr seiner selbst. War Hitler nervös und unbeherrscht, so Stalin unbewegt, wenn er handelte: In diesen beiden Männern standen sich die Hysterie und die Dialektik in einem gegenüber. Während Hitler in kritischen Augenblicken krause und schwülstige Reden hielt, sprach Stalin selbst in düsteren Stunden ruhig und heiter. Ebensowenig wie Churchill beschönigte er jemals den Ernst einer Lage. Am 6. November 1941 erklärte er in einer Rundfunkansprache: «Nach vier Monaten Krieg muss ich betonen, dass sich die Gefahr keineswegs verringert, sondern noch vergrössert hat.» 1942 warnte er: «Der Feind ist immer noch stark; er wird die äussersten Anstrengungen machen, um Erfolge zu erzielen. Je mehr er auf Widerstand stösst, umso wilder wird er kämpfen.» Stalin behielt immer den Fuss auf der Bremse. Von Hitler sagte er: «Zweifellos ein genialer Mann. Aber er hat einen Kapitalfehler: er versteht nicht, den Wagen rechtzeitig anzuhalten.»

Doch so wichtig alle diese Charakterzüge zur Beurteilung Stalins sein mögen, das Wesentliche an ihm war, dass er eine Theorie, besser gesagt, eine Methode verkörperte: den Leninismus-Marxismus, die revolutionäre Dialektik in ihrer ganzen Kompromisslosigkeit.

Bis zu gewissem Grade lässt sich freilich die Sowjetunion mit dem «ewigen Russland» identifizieren. Es ist offenkundig, dass der geschichtliche Hintergrund, die geographischen Verhältnisse und die nationalen Eigentümlichkeiten unabänderliche Gegebenheiten sind. Aber das im November 1917 proklamierte «Weltbild» stellt eine Superrealität ideologischer Natur dar, neben der alles andere zurücktritt. Lenins Lehre, weit davon entfernt, durch die seinem Tod folgenden inneren Kämpfe oder durch den Krieg erschüttert zu werden, hat sich in den Köpfen derer, die sie praktizieren, immer mehr verfestigt, bis sie zur «absoluten Gewissheit» erstarrte.

Trotz der Kontakte, die Moskau während des Krieges mit dem Ausland aufnehmen musste, behielt die «Aussenwelt» auf-

gründ einer Art Projektion des Klassenbewusstseins auf internationaler Ebene für jeden Sowjetmenschen ihre ganze «Fremdheit», ihre ganze «Anomalität». In den Augen Stalins lebten Roosevelt und Churchill in einer absolut anderen Welt, die sich auf einer Entwicklungsstufe befand, welche Russland selbst schon vor dreissig Jahren überschritten hatte und auf die es nach der Überzeugung jedes Sowjetmenschen niemals wieder zurückfallen würde. Da man aber mit einem «Teil der kapitalistischen Welt» verbündet war, hütete man sich aus taktischen Gründen, die Partner in Presse und Rundfunk anzugreifen. Denn man wollte im Volk vorläufig keine inopportunen Leidenschaften wecken. Das Bündnis mit dem Westen war zurzeit von entscheidender Bedeutung: man durfte es nicht zum Bruch kommen lassen, man konnte es nicht riskieren, den Westen zu provozieren, da er sich sonst möglicherweise mit Hitler oder seinen Nachfolgern auf separate Verhandlungen einliess. Aber man hielt es für selbstverständlich, dass der Westen infolge der Umstände zwangsläufig nur ein Gelegenheitsverbündeter war: Auf die Dauer blieb er im universellen Klassenkampf der Gegner Nr.1.

Im Übrigen ging die kapitalistische Welt nach den Marxschen Theorien ihrem unabwendbaren Verfall entgegen. Der immer enger gewordene Kontakt mit den Angelsachsen hatte indes bei den Sowjets keine Zweifel geweckt, sondern sie in ihren Ansichten nur noch bestärkt. Die Zeichen des kapitalistischen Niedergangs waren in ihren Augen vielfältig und unwiderleglich: absehbare Überproduktion in den Vereinigten Staaten, übermässige Konzentration des Kapitals in den Händen weniger Kapitalisten, Expansion der Monopole, Kämpfe zwischen Trusts und freiem Unternehmertum, schärfste Rivalität zwischen Washington und London um Erdöl und Flugrouten wie auch zahllose politische Streitigkeiten ... Der Krieg schien die Konzentration des Kapitals und die Tendenz zur Überproduktion und damit zur Arbeitslosigkeit – nach Marx und Stalin «die Krankheiten des Kapitalismus» – zu verschlimmern.

Doch der «kranke Kapitalismus» würde nach Lenins Analyse nicht langsam sterben, sondern in Todeszuckungen um sich schlagen. Das könne zwar noch lange dauern, erklärte Stalin am 6. November 1944 vor dem Obersten Sowjet. Daher müsse die UdSSR gleich nach Friedensschluss die gewaltigen Anstrengungen für den sozialistischen Aufbau wieder aufnehmen und die aussergewöhnlich günstige internationale Lage zu erhalten

trachten. Das Gebot der Stunde sei ein den Umständen angepasster Friede. Es sei unter allen Umständen erforderlich, sich gegen die Auswirkungen der «Todeszuckungen» zu schützen.

Die Sowjets waren überzeugt, einen solchen Frieden erlangen zu können. Stalin hatte noch gesagt: «Der Beitritt zu den Vereinten Nationen wie auch der Zugang einer starken UdSSR zu den Weltmärkten muss angestrebt werden, da sie das einzige Mittel bilden, eine dritte Erschütterung in möglichst weite Ferne zu rücken. Daran hat auch der Partner das grösste Interesse.» Hier ist der tiefere Sinn von Stalins offiziellen Äusserungen zu suchen, dass «die Unstimmigkeiten zwischen den Alliierten unbedingt überwunden werden» müssten und dass «der Anti-Hitlerblock weder zufällig noch vorübergehend» sei.

Stalin wollte den Westen nur beruhigen. Seine Idee war, den unmittelbaren Schutz des grössten sozialistischen Landes nicht nur durch Schaffung einer Kette von Pufferstaaten vor seinen verletzlichsten Grenzen zu sichern, sondern es auch gegen alle möglichen kriegerischen Absichten des Klassenfeindes abzusichern. Die Erfahrung von vier Jahren Krieg hatte ihm bewiesen, dass die Zusammenarbeit mit der kapitalistischen Welt deren zunehmende Schwächung nicht aufgehalten hatte und dass infolgedessen eine solche Zusammenarbeit im Sinne der Doktrin nicht schädlich war. Welcher Schluss war daraus zu ziehen? Ein einziger: Es handelte sich für ihn nicht darum, ein System zu festigen, das antagonistisch blieb, sondern die möglichen Auswirkungen der «Todeszuckungen» dieses Systems zu dämpfen. Es ging nicht darum, einen Sterbenden wiederzuerwecken, sondern zu vermeiden, von seinen Konvulsionen betroffen zu werden. Jedenfalls wurde diese These in aller Offenheit von Stalins Beratern, dem Wirtschaftsphilosophen Varga und Professor Lif, dem Theoretiker des Leninismus-Marxismus, in der Dezembernummer 1944 der kommunistischen Zeitschrift ‚Economie et Politique Mondiales‘ vertreten.

Das alles waren nicht die Überlegungen eines russischen Nationalisten, sondern die aus einer scharfsinnigen Analyse abgeleiteten Überzeugungen eines militanten Marxisten, der felsenfest an den Niedergang des Kapitalismus glaubte, der von diesem Niedergang erhebliche Bedrohungen erwartete und der vom Prinzip des «Sozialismus in einem Lande» zum Prinzip der «Teilnahme des sozialistischen Staates am Geschehen in der nichtkapitalistischen Welt» übergegangen war.

Aus diesen Überlegungen heraus gelangte Stalin, in taktischer und strategischer Hinsicht, zu zwei wesentlichen Zielsetzungen.

Die erste war, an den Grenzen des grössten sozialistischen Landes eine möglichst grosse Zahl von Satellitenstaaten zu schaffen: auf die eine oder andere Weise den grössten Teil Zentral- und Osteuropas zu kontrollieren und dabei bis an die Grenze dessen zu gehen, was man dem Westen zumuten konnte. Stalin hatte bereits den «Widerstand» seiner Verbündeten abgetastet. Er wusste, dass er ohne grosses Risiko Finnland, Polen, Rumänien, Bulgarien, sicher auch Ungarn und vielleicht Österreich ins Spiel bringen konnte. Er wusste, dass sich Churchill auf alles, was das Mittelmeergebiet berührte, versteifen würde, und hatte daher schon die griechischen Kommunisten energisch zurechtgewiesen und seine ganze Diplomatie angewandt, um den Eifer Titos und seiner Genossen zu dämpfen. Zu Milovan Djilas, der ihn im Sommer 1944 im Auftrag Titos besuchte, hatte er gesagt: «Vermeidet es vor allem, die Engländer zu erschrecken. Beunruhigt sie nicht durch das Gerede von einem kommunistischen Gewaltstreich... Verhandelt mit dem König... Gebt euch so wenig kommunistisch wie möglich... Was sollen die roten Sterne an Euern Mützen?» Er war sich auch darüber im klaren, dass Roosevelt in allem, was seinen Freund Benesch angeht, sehr empfindlich reagieren wird: in bezug auf Prag war also Vorsicht geboten. Schliesslich wusste er auch, dass ein «kommunistischer» Sieg in China die Amerikaner erschrecken und die Engländer wegen Indien alarmieren würde: Maos Dogmatismus musste also möglichst bagatellisiert werden.

Die zweite Zielsetzung war, die Besorgnisse, die die Angelsachsen bezüglich seiner Person und seiner revolutionären Absichten hegen mochten, zu zerstreuen. Seit Jahren bemühte sich Stalin, den ihm anhaftenden Ruf eines «Mannes mit dem Messer zwischen den Zähnen» zu entkräften. Um in den Augen des Westens als würdiger Gesprächspartner zu erscheinen, hatte er die verschiedensten Mittel angewandt. Den patriotischen Kampfeifer seines Volkes nahm er zum Anlass, einen ungewöhnlich umfassenden Plan durchzuführen, der geeignet war, London und Washington zu «beruhigen». Er schickte seine Tochter Swetlana für mehrere Wochen nach Washington. Er liess in allen Räumen des Kreml sowie in vielen Schulen Bilder von Kutusow und Suworow aufhängen, den gefeierten Kriegshelden vergangener Jahrhunderte. Er sorgte für die Wiederaufführung des historischen Films ‚Iwan der Schreckliche‘. Er liess wissen,

dass er Differenzen mit Mao Tse-tung habe und deshalb die Lieferung von Waffen an ihn eingestellt habe. Er setzte den von Andrejew und Wosnessenski entworfenen Plan zur Milderung der Kollektivierungsmassnahmen in der Landwirtschaft in Kraft. Er veranlasste die feierliche Aussöhnung des Kreml mit der georgischen Kirche. Er liess der orthodoxen Kirche bedeutende Subventionen zukommen und im November 1944 vom Obersten Sowjet ein Sonderstatut zugunsten der orthodoxen Gemeinden genehmigen. Im Januar des gleichen Jahres hatte er sich unter dem Vorwand, das Grab seiner 1952 verstorbenen zweiten Frau, Allilujewa Nadjeschda, einer bis zuletzt überzeugten Atheistin, aufsuchen zu wollen, zum Patriarchen ins Kloster Nowodjewitschi begeben, ein privater Besuch, bei dem er aber für Indiskretion sorgte, und ein paar Tage später unterzeichnete er einen Erlass, der fortan Parteigenossen den Kirchgang erlaubte. Die ‚Internationale‘ liess er durch eine neue Nationalhymne ersetzen, die am 1. Januar 1944 im russischen Rundfunk zum erstenmal gesungen wurde. Der Refrain lautete: «Ruhm dir, unserem freien Vaterland – Dem Bollwerk der Völkerfreundschaft – Möge die sowjetische Fahne, die Fahne der Nation, von Sieg zu Sieg flattern.» Die Kommunisten in der ganzen Welt wurden aufgefordert, «nationale Kampagnen», «patriotische Fronten» oder «vaterländische Unionen» ins Leben zu rufen: Sie erhielten strenge Anweisung, zum Gruss nicht mehr die Faust zu erheben, nach Möglichkeit die Worte «Revolution» und «Kollektivismus» zu vermeiden und eine weltoffenere Haltung an den Tag zu legen. Deshalb sprachen von diesem Zeitpunkt an alle Kommunistenführer, von Thorez bis Mao, von Togliatti bis Ho Chi Minh, von Gottwald bis Tito, von «nationalen Erhebungen» und von der «Nationalfront» anstelle der «Volksfront». Stalin hatte eine gigantische Operation des Lächelns in Gang gebracht und brauchte in diesem Augenblick nichts anderes zu tun, als sie abrollen zu lassen.

Umanski, der ehemalige sowjetische Botschafter in Washington, sprach einmal Roosevelt gegenüber von dem den Russen angeborenen Misstrauen: Seit Jahrhunderten bewohnten sie eine ungeheure, grenzenlose Ebene, in die jederzeit feindliche Horden eindringen könnten. Möglich, dass dieses Misstrauen Stalin dazu bewog, «niemals alles auf eine Karte zu setzen». Doch die marxistische Dialektik gibt wohl noch eine bessere Erklärung dafür, weshalb Stalin selbst noch in der Stunde von Jalta Kontakte, mochten sie auch noch so locker sein, mit führenden Na-

zis unterhielt. Er wollte einen «Reservetrumpf» in der Hand haben für den – inzwischen zwar kaum noch wahrscheinlichen – Fall eines plötzlichen Bruchs zwischen Moskau und den Angelsachsen – oder für den Fall, dass die neuen Waffen, von denen Hitler sprach, die Gesamtlage von Grund auf änderten – oder um seinen Wert in den Augen der Angelsachsen noch zu vermehren, die bereits über den freundschaftlichen Kontakt zwischen Moskau und Tokio beunruhigt waren und sicherlich auch von den Fühlern zu den Nazis wussten. Tatsächlich war es Dulles und dem britischen Intelligence Service nicht entgangen, dass Peter Kleist vom Büro Ribbentrop seit Dezember 1942 in Stockholm mehrfach mit Edgar Clauss zusammengetroffen war, einem osteuropäischen Geschäftsmann, dessen Ehefrau, eine Schwedin russischer Abstammung, mit Madame Kollontai, der Sowjetbotschafterin in Schweden, und deren Botschaftsrat Semjonow befreundet war. Die ersten Zusammenkünfte hatten in einem Privathaus bei Stockholm stattgefunden, und man hatte über die Bedingungen eines eventuellen Separatfriedens gesprochen. Kleist hatte 1959 von Ribbentrop nach Moskau begleitet. Die Fühlungnahme in Stockholm wurde im Juni 1943 und im Laufe des Jahres 1944 erneuert. Während der gleichen Zeit hatte Oshima, der japanische Botschafter in Berlin, mehrfach die Vermittlung seines Landes für die Herbeiführung von Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Deutschland und der UdSSR angeboten. Solche Möglichkeiten waren in der Stunde von Jalta noch vorhanden.

Man darf vor allem nicht vergessen, dass Stalin nicht in exaltierter Stimmung nach Jalta kam. Er war weit davon entfernt, «siegestrunken» zu sein, wie Aneurin Bevan meinte. Seine Triumphe berauschten ihn nicht: sie waren Tatsachen. Er kam gar nicht auf den romantischen Gedanken, Russlands Grandeur zu verewigen oder Stalin den Grossen zu spielen. Vielmehr hielt er sich weiterhin mit der gleichen Starrheit und Logik an seine Methode. Er hatte die Situation analysiert und zog daraus die Konsequenzen. Er legte keinen Wert darauf, «menschlich» zu erscheinen, was immer man darunter verstehen mag. Er fühlte sich als ausübendes Organ eines Kollektivs. Roosevelts *human touch* stand ihm ebenso fern wie der Kapitalismus. Churchills impulsive Ausbrüche amüsierten ihn längst nicht mehr. Im Wesentlichen kam es ihm darauf an, einen unabänderlichen Entschluss bis zur äussersten Konsequenz entweder sofort oder in absehbarer Zukunft durchzusetzen. Seine Einstellung zur Weltfrie-

densorganisation der Vereinten Nationen erklärt zur Genüge seine Methode. In Moskau befürchtete man, eine solche Organisation werde eine Art neuer Heiliger Allianz sein, in der die kapitalistischen Staaten die Mehrheit haben würden und in der die UdSSR, wie es Alexandrow, der Propagandachef des Zentralkomitees 1943 bei einer Versammlung lokaler Parteisekretäre formulierte, «nur eine sozialistische Insel im kapitalistischen Ozean» sein werde. Die Sorge, eingekreist zu werden, plagte Stalin nicht nur in geographischer, sondern auch in Hinsicht auf die künftige Weltorganisation. Daher kamen die Sowjets, um diese Gefahr der Einkreisung zu beseitigen, auf die von ihnen hartnäckig vertretene Idee, der Organisation einen Rat der Grossen Drei aufzusetzen, in dem jeder der drei Grossen ein Vetorecht gegen Beschlüsse haben sollte, die von der Mehrheit der Vollversammlung gefasst werden könnten. Gewiss, im Rat würde Russland zwei gegen sich haben. Aber eine solche Unterlegenheit, die im Übrigen nur theoretisch bestand, da ein Veto genügte, um die beiden anderen auszuschalten, war besser als das Risiko einer Einkreisung – und die Fessel eines Majoritätsbeschlusses. Stalin war zudem überzeugt, dass sich die Amerikaner auf die westliche Hemisphäre und den Pazifik konzentrieren und Europa bald räumen würden, während er selbst in Europa bleiben könnte und es nur noch mit einem durch den Krieg sehr geschwächten Grossbritannien zu tun haben werde. Aus diesem Grunde widersetzte er sich auch der Aufnahme Frankreichs in den Dreierat, obwohl er der erste gewesen war, der das französische Nationale Befreiungskomitee als Provisorische Regierung anerkannt hatte, nämlich vor London und vor Washington und ohne die auf der Konferenz von Quebec am 24. August 1945 beschlossenen Vorbehalte. Aufgrund derselben Analyse, die ihn zu der Schlussfolgerung geführt hatte, dass eine ganze Reihe von Grenzstaaten zwischen Helsinki und Sofia sowjetischer Kontrolle unterstellt werden müssten, war Stalin entschlossen, das Vetorecht zu erreichen. Stalin ohne eine solche Kompromisslosigkeit im Denken und Wollen zu sehen, wäre das gleiche, als wolle man sich Roosevelt ohne Hopkins und Churchill ohne Zigarre vorstellen.

Die anderen Mitglieder der russischen Delegation waren in der sowjetischen Dialektik ebenso zu Hause wie Stalin selbst.

Wjatscheslaw Michailowitsch Molotow erinnerte mit seinem Kneifer, seinem runden, über der hohen Stirn etwas kahlen Schädel,

seinem gestutzten Schnurrbart, seinem Bürokratenfleiss und seiner Pedanterie an einen Flaubertschen Notar. «Er ist der beste Zettelordner in ganz Russland», hatte einmal Lenin von ihm gesagt. «Ein perfekter Roboter», bemerkte Churchill in ähnlichem Ton und fügte hinzu «... wie geschaffen zum Werkzeug eines unberechenbaren Apparats.» Nichts Heiteres war in seinem Wesen; im Übrigen gab es unter allen sowjetischen Delegierten kein heiteres Gesicht. Um sich abzulenken, spielte er am liebsten Schach – aber ohne Schachbrett, nur im Kopf.

Er wurde 1890 im Dorf Kukardi bei Kirow (Gouvernement Wjatka) als Sohn des Kleinhändlers Michail Skrjabin geboren, der über die Mittel verfügte, seinen Kindern eine solide Ausbildung und sogar Musikstunden geben zu lassen. Schon mit fünfzehn Jahren, auf der Mittelschule in Kazan, befasste er sich mit revolutionären Ideen. Von diesem Zeitpunkt an hörte er nicht auf, das zaristische Regime zu bekämpfen. Gleich Stalin verbrachte er seine Jugend mit der Teilnahme an Komplotten, in der Verbannung oder im Gefängnis. Während seiner Untergrundtätigkeit nahm er im Jahre 1909 den Decknamen Molotow (Hammer) an, war 1912 Mitbegründer der ‚Prawda‘ und studierte systematisch Marx‘, Engels‘ und Lenins Schriften. An der Revolution von 1917 nahm er aktiv Anteil und war 1921 der Benjamin des Zentralkomitees. Seitdem war er ein treuer Anhänger Stalins und beteiligte sich an dessen Kämpfen gegen den Trotzismus und die Abweichler. Seitdem kletterte er auch langsam aber sicher, Stufe für Stufe, die Leiter der sowjetischen Hierarchie empor, bis er im Jahre 1939 anstelle von Litwinow Volkskommissar des Äusseren wurde. Stalin betraute ihn mit den delikatesten Missionen, zum Beispiel mit dem Abschluss des deutsch-russischen Pakts und 1942 mit den Verhandlungen über das Pacht- und Leihabkommen mit den Vereinigten Staaten. Peinlich genau wie ein Buchhalter, achtete er auf das geringste Detail und konnte über die Formulierung eines Textes stundenlang, Wort für Wort diskutieren; zu Ausdauer und Hartnäckigkeit hatten er selbst und sein Leben ihn erzogen. Ausserdem war er misstrauisch: In Amerika weigerte er sich stets, zu Fuss durch die Strassen von Manhattan zu gehen, und während seines Besuchs in Washington, wo er Gast im Weissen Haus war, entdeckte ein Diener zu seiner Verblüffung in Molotows Koffer, den er offenbar abzuschliessen vergessen hatte, einen Revolver und einen Kranz geräucherter Würstchen. Er sprach langsam,

bedächtig, mit leiser Stimme und wählte seine Worte sehr sorgfältig. Er gehörte nicht zu den Revolutionären, die sich nach allen Seiten sichern, jenem Typus, von dem Albert Vandal spricht. Er war ein Starrkopf, der bei der Formulierung von bedeutenden historischen Dokumenten wie ein Kaufmann um jeden Vorteil feilschte. Dank seiner Routine und seiner Geschicklichkeit in der Behandlung von Einzelheiten war er der richtige Mann, Stalins Dogmatismus und stählernen Willen zu untermauern.

Andrej Januarewitsch Wyschinski, in Odessa geboren und aus einer bürgerlichen Familie stammend, gehörte ebenfalls zur Generation der alten Bolschewisten, die früh mit Verbannung und Gefängnis Bekanntschaft gemacht hatten. An seinem fahlen, faltigen, von einem wirren weissen Haarschopf überragten Gesicht fielen die kleinen grauen, lauernden Augen unter den borstigen Augenbrauen auf. Im privaten Umgang liebenswürdig, ja fast übertrieben höflich, wurde er, wenn er in der Öffentlichkeit auftrat, reizbar und aggressiv, sogar arrogant und brutal. Er hatte sich schon früh aufs juristische Studium verlegt. 1922 wurde er zum Generalstaatsanwalt der UdSSR ernannt. Er gestaltete das Rechts wesen um und publizierte mehrere juristische Werke, darunter eins über die Organisation des sowjetischen Staates (1937) und ein anderes über Marx und das Problem von Recht und Staat (1938). Im Westen war er in erster Linie durch die Rolle bekannt geworden, die er als «Ankläger» in den Prozessen gegen die ehemaligen Kameraden Trotzki und Sinowjew sowie in den grossen Säuberungsprozessen gegen die Generale spielte, wo ihm die Dialektik des Augenblicks ermöglichte, mit unerhörter Gewaltsamkeit vorzugehen. In Russland dagegen stand dieser Professor der Rechtswissenschaft an der Moskauer Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften vor allem im Ruf, derjenige Jurist zu sein, den der Staat bei allen wichtigen Anlässen zu Rate zog. Er personifizierte das sowjetische Recht. Seit einer Reihe von Jahren neigte Stalin dazu, ihn mehr und mehr bei internationalen Verhandlungen hinzuzuziehen. Vor seiner Teilnahme an der Jaltakonferenz war Wyschinski als ausserordentlicher Bevollmächtigter des Kreml mit wichtigen diplomatischen Missionen betraut worden: 1940 hatte er mit dem englischen Sonderbotschafter Stafford Cripps über eine eventuelle englisch-russische Annäherung verhandelt; er war für alle bulgarischen und ungarischen Angelegenheiten zustän-

dig, hatte Russland in der alliierten Mittelmeerkommission vertreten und mit Benesch das russisch-tschechoslowakische Übereinkommen ausgehandelt.

Andrej Andrejewitsch Gromyko, 1909 als Sohn eines Kleinbauern in einem Dorf bei Minsk geboren, gehörte der jüngeren Generation an, die an den dramatischen Ereignissen der Revolution nicht teilgenommen hatte. Er war ein Produkt kommunistischer Erziehung. Er studierte zunächst an der Landwirtschaftshochschule in Moskau, dann an der Wirtschaftshochschule, wo er seine Prüfungen in Aussenpolitik und Volkswirtschaft ablegte. Schon damals war er – nach Gordon Young, der ihn dort kennenlernte – «ein sehr ernster junger Mann, der nicht trank, nicht rauchte, selten mit Mädchen ausging und intensiv arbeitete». Er fiel dem mächtigen Andrej Schdanow, Parteisekretär von Leningrad, auf und machte dann rasch Karriere. Mit 30 Jahren wurde er Leiter der Amerika-Abteilung im Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten, danach Botschaftsrat in Washington. Dort setzte er sein asketisches, von Arbeit erfülltes Leben fort, mied die Cocktail-Parties und andere Nichtigkeiten, so dass ihm die amerikanischen Journalisten bald den Spitznamen gaben: *the oldest young man in Washington*. Mit 34 Jahren wurde er Botschafter, und als solcher stand er an der Spitze der russischen Delegation auf der Konferenz von Dumbarton Oaks. Der ernste und verschlossene Ausdruck seines Gesichts wird noch betont durch das dichte, straff nach hinten gekämmte schwarze Haar. Seine Lieblingsautoren sind angeblich Balzac und Shakespeare, und er hat den Ruf eines hervorragenden Schachspielers. Im Gespräch bleibt sein Gesicht ebenso unbewegt wie über den Akten. Es hellt sich auch nicht im Geringsten auf, wenn er mit verstohlener Ironie in seine langweiligen und langatmigen Erklärungen bissige slawische Sprichwörter oder sarkastische Zitate aus Mark Twain einflieht.

Botschafter *Iwan Maiski* war in Sibirien zu Hause. Noch unter der halbmilitärischen Uniform der sowjetischen Diplomaten waren seine breiten Schultern, die kurzen Arme und der Embonpoint zu erkennen. Wenn er sprach, bewegte er lebhaft seine dicken, behaarten Hände. Er wirkte bürgerlich. Um seine Glatze zu verdecken, kämmte er die wenigen grauen Strähnen, die er noch hatte, quer über den etwas platten Schädel. Unter der von Sorgenfalten durchfurchten Stirn blickte ein Paar stechender

Augen hervor. Er war der Typ des Beamten, war ursprünglich Menschewik gewesen und kam aus der Schule Steins und Litwinows. Ebenso wie der farblose Gusew, Botschafter in London, hatte er die Aufgabe, lächelnde Verbindlichkeit zur Schau zu tragen. Alle Angelegenheiten, die die Vereinten Nationen betrafen, hatte er zu behandeln. Er nahm diese Aufgabe sehr wichtig. «Die Friedenskonferenz von 1919», sagte er Quaroni, dem Botschafter der Regierung Bonomi in Moskau, «hat zu einer Katastrophe geführt. Diesmal werden die Dinge anders laufen.»

Von den drei Militärs der russischen Delegation war *Luftmarschall Kurjakow* die unauffälligste Erscheinung, während der Armeegeneral *Antonow* am meisten in Stalins Gunst zu stehen schien. Kurjakow, ein untergesetzter Mann mit blassem Gesicht, blauen Augen und blondem Haar, der sich im Trinken sehr zurückhielt, war zurzeit Generalstabschef der Luftstreitkräfte. Am Sieg von Kursk hatte er entscheidenden Anteil gehabt, was ihm, von seinem Ehrgeiz zu schweigen, seinen hohen Posten eintrug.

Admiral Nikolai Gerassimowitsch Kusnjetzow stammte aus einer Muschikfamilie. Er wurde 1902 in Medwedjewska bei Archangelsk geboren. Mit 17 Jahren trat er in die Rote Marine ein und diente auf einem Schiff der neu zusammengestellten Nord-Dwina-Flottille. Aufgrund seiner Tüchtigkeit kam er auf die Frunse-Akademie, auf der er 1926 sein Diplom machte. Damit begann sein Aufstieg: Offizier auf dem Kreuzer «Chervonna Ukraina» – Kapitänslehrgang auf der Woroschilow-Flottenakademie – stellvertretender Kommandant auf der «Krasny Kawkas» – Oberbefehlshaber der strategischen Pazifikflotte – mit dem Leninorden und dem sehr begehrten Orden der Roten Fahne ausgezeichnet – in den Obersten Sowjet gewählt – der erste, der den seit der Revolution nicht mehr verliehenen Titel Admiral erhielt – Volkskommissar für die Marine. Er war indes eher ein Schreibtischoffizier als ein Seemann. Stolz trug er auf seiner gewölbten Brust eine seltene Kollektion der verschiedensten Orden. Er bewunderte die Flotten der Briten und Amerikaner. «Seine Schiffe», sagte Churchill, «lassen sich an den Fingern einer Hand abzählen.» Für 1940 traf das annähernd zu. Damals standen unter Kusnjetzows Kommando drei Panzerkreuzer, die 1911 vom Stapel gelaufen waren – «Oktoberrevolution», «Marat» und «Pariser Kommune» –, sowie sieben leichte Kreuzer.

Aber inzwischen waren ihm erhebliche Summen zugeteilt worden, um die Rote Flotte zu reorganisieren, und zurzeit war er dabei, fünf Hochseefloten – die Ostsee-, Schwarzmeer-, Kaspische, Pazifische und Arktische Flotte – sowie zwei Flussflottillen – Amur und Donau-Dnjestr – aufzustellen.

General Alexej Innokentjewitsch Antonow wirkte mit seinen fünfzig Jahren wie ein jugendlicher Liebhaber: distinguiertes, gewandtes Benehmen, regelmässige Gesichtszüge, schwarzes Haar und glatter Teint. Seine elegante Erscheinung bildete einen starken Kontrast zu dem knorrigen Kusnjezow. Wie in der Politik unterscheidet sich auch in der Armee die neue Generation von den Revolutionären von 1917. Aus einer Offiziersfamilie stammend, kam er schon als Kind auf die Kadettenschule, war also gewissermassen dazu geboren, sein Leben in der Uniform zu verbringen. Als Lieblingsschüler Tschaposchnikows machte er eine glänzende Karriere: Major an der Frunse-Akademie – 1937 Diplom der Generalstabsschule – 1940 als Generalmajor zweiter Chef der Operationsleitung – 1941 Generalleutnant und Chef des Stabes an der Südfront und der Nordkaukasusfront – 1943 Generaloberst im Stabe des Marschalls Wassiljewski – zurzeit Generalstabschef. Auch er war mehr ein Schreibtschoffizier als ein Troupier. Mehrfach hatte er für das Oberkommando delikate politische Missionen zu erfüllen gehabt.

Soweit die *offizielle* Delegation der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken. Es gab noch eine geheime, die sich nie ausserhalb der Villa Koreis zeigte und der ausser Berija, Malenkow und Woroschilow drei hohe, sehr wichtige Funktionäre des *Narkomindel* (Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten) angehörten: Dekanosow, Lossowski und Kafdaradse.

*Marschall Kliment Jefremowitsch Woroschilow*s Haupteigenschaft war, dass er als einziger Vertrauter Stalins mit ihm persönlich befreundet war. Er allein durfte in Stalins Arbeitszimmer eintreten, ohne anzuklopfen. Alter Kämpfer der Revolution, war dieser Mann, der als Kriegsminister sozusagen Nachfolger Suworows und Rumjanzews wurde, von Haus aus Metallarbeiter. Der zynische Radek nannte ihn «einen tüchtigen Unteroffizier». Aber er gefiel sich mehr in der Rolle des Staatsmanns als des Soldaten. Seit Jahren war er der geschworene Feind Molotows, den er *kamennaja schoppa* (Steinarsch) titulierte.

Marschall L. P. Berija, gefürchteter Chef der GPU, der berüchtigten Geheimpolizei, verfügte über einen Etat von loo Millionen Dollar und einen Stab von 200'000 Agenten, unter denen 15'000 Spezialisten waren. Von gedrungener Statur, etwas kahlköpfig, mit einem Kneifer im ernsten, blassen Gesicht, war er im Wesen eiskalt und von schneidender Ironie. Er spielte gern den Unwissenden, war aber stets sehr gut unterrichtet. Er beherrschte mehrere Sprachen, zitierte mit Vorliebe persische Dichter, Heine und Longfellow, war seinen weniger gebildeten Genossen gegenüber etwas kurz angebunden, aber vor allem ein unermüdlicher Arbeiter. An der Aussenpolitik war er leidenschaftlich interessiert, so dass die in Moskau akkreditierten Botschafter ihn häufig als designierten Nachfolger Stalins bezeichneten. Wie dieser Georgier, war Berija ein Meister der Dialektik und sich seiner Wirkung vollauf bewusst.

Malenkow, gebürtig aus Orenburg im Ural, verdankte seinen raschen Aufstieg der Tatsache, dass er jahrelang Stalins persönlicher Sekretär war, wie auch seinem scharfen Verstand, den man hinter seinem etwas mongolisch aussehenden dicken Gesicht nicht vermutet.

Dekanosow, zweiter stellvertretender Kommissar für Auswärtiges, Leiter der Europa-Abteilung im *Narkomindel*, ein Mann mit dem Profil eines römischen Konsuls, aber der Gestalt eines Gnoms, war bis zum Kriegsausbruch Botschafter in Berlin. Er war wenig umgänglich, brummig und misstrauisch, bisweilen auch scharf und sarkastisch.

Lossovski hatte in Moskau zwei Ämter: er war Pressechef im *Narkomindel* und zugleich Leiter der Fernost-Abteilung. Er hatte, ein alter Revolutionär, lange Zeit in Paris gelebt und soll dort sogar Präsident der Gewerkschaft der Mützenmacher gewesen sein.

Kafdaradse, ein gut und vornehm aussehender Georgier, war ein angenehmer Gesellschafter, der einen gewissen Schliff hatte, dabei aber verschwiegen und etwas geheimnisvoll. Er war Spezialist in anglo-amerikanischen Angelegenheiten.

Roosevelt und die amerikanische Delegation

«Im Jahre 1932 erschien ein grosser Staatsmann, rettete unser Land vor dem Chaos und stellte das Vertrauen der Menschen zu ihrer Regierung und ihren Institutionen wieder her.

Dann kam ein neuer europäischer Krieg. Wir versuchten, wie schon einmal, uns herauszuhalten. Wir wollten nicht glauben, dass wir hineingezogen werden könnten. Der grosse Staatsmann warnte das Land: es könne dennoch geschehen. Er wurde mit Schmutz beworfen, beschimpft und verhöhnt, aber er verlor den Mut nicht. Was er vorausgesagt hatte, trat ein: Wir wurden in den Krieg hineingezogen. Endlich erwachte das Land . . ., recht spät, doch es erwachte und stellte unter der Führung dieses Staatsmannes ein Kriegsproduktionsprogramm auf die Beine, wie es die Geschichte bis dahin nicht gekannt hatte.

Das Land lieferte an Russland, Grossbritannien, China, Australien und alle seine Verbündeten Kanonen, Panzer, Flugzeuge und Lebensmittel in unerhörten Mengen, es baute, bewaffnete und führte in den Kampf die grösste Flotte aller Zeiten, es schuf die mächtigste und wirksamste Luftwaffe, die man bis dahin kannte, rüstete eine Armee von achteinhalb Millionen Mann aus, setzte sie an zwei Fronten ein, die voneinander 20'000 Kilometer und vom Mutterland 5'000 bzw. 11'000 Kilometer entfernt lagen, und baute zur Versorgung dieser beiden Fronten die grösste Handelsflotte der Geschichte . . .»

Eine leuchtende Gestalt inmitten tiefer Dunkelheit: so erschien im Februar 1945 Franklin Delano Roosevelt, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, der gesamten Welt, sieht man von seinen Todfeinden ab. Die obigen Sätze sind den persönlichen Aufzeichnungen Harry S. Trumans entnommen und entsprachen vollauf der Ansicht des Durchschnittsamerikaners wie auch weitgehend der Meinung der *common people* überall auf der Welt. In allen Gegenden des Universums erblickten die Menschen zu diesem Zeitpunkt in Roosevelt eine grandiose, gigantische Erscheinung.

Wie unermesslich seine Machtmittel waren, zeigte allein schon der Umfang der von Amerika – trotz lebhafter deutscher U-Boot-Tätigkeit – getätigten Hilfslieferungen an Russland: 16 Millionen Tonnen Kriegsmaterial, für dessen Transport mehr als 2'600 Schiffe eingesetzt wurden; nahezu 500'000 Lastwagen;

über 10'000 Kampfwagen; mehr als 35'000 Motorräder; fast 3'000 Fahrzeuge für den Transport von Artilleriegeschützen; 1'045 Lokomotiven; 50 Dieselloks; 10'000 offene, 1'000 gedeckte Güterwagen und 120 Kesselwagen; 2,6 Millionen Tonnen Treibstoff; 4,5 Millionen Tonnen Lebensmittel: Büchsenfleisch, Zucker, Salz und Margarine, nicht gerechnet die Lazaretteinrichtungen und Medikamente im Werte von vielen Millionen Dollar. Einmal wurde eine ganze Autoreifenfabrik in Amerika demontiert und in Russland wieder aufgebaut, eine Fabrik, die 20'000 Arbeiter beschäftigt.

So stand Roosevelt im Ansehen eines Titanen, der über ein Land der wahrhaft unbegrenzten Möglichkeiten regierte. Zudem war er der einzige Präsident der amerikanischen Geschichte, der länger als acht Jahre im Weissen Haus residierte. Er hatte in dieser Hinsicht sogar George Washington überflügelt, der über ein zweites Mandat nicht hinausgehen wollte. Roosevelt war gerade zum viertenmal Präsident geworden.

Doch dieser mächtige Mann ist zurzeit von Malta auch ein sehr kranker Mann. Churchill erschrak, als er ihn in Malta wiedersah. Und Leutnant Houghton, der ihn bei seiner Ankunft in Liwadia beobachten konnte, war entsetzt über sein «gefurchtes, müdes Gesicht, das noch schmalere und eingefallener war, als man uns erzählt hatte». Roosevelts Tochter, Mrs. Boettiger, kann ihre Sorge kaum verbergen. Er ist derart abgemagert, dass sein Anzug um den Körper schlottert. Seine Hemden – er kaufte sie stets zwei Nummern zu gross – wirken jetzt geradezu grotesk an ihm. Fröstelnd hüllt er sich in sein langes schwarzes Cape, das seine fahle Gesichtsfarbe und seine Erschöpfung noch stärker hervortreten lässt. Er ist in der Tat nur noch der Schatten seiner selbst.

Seine Krankheit begann mit einer Grippe, die er sich Weihnachten 1943 auf seinem Landsitz Hyde Park holte. Es traten Komplikationen hinzu: Bronchitis und Unterleibsbeschwerden. Auch hatte ihn die Reise nach Teheran im Herbst 1943 sehr angestrengt. Das Wahljahr liess ihm dann keine Zeit, sich zu schonen. Er hatte einen sehr aktiven Gegenkandidaten in der Person des Gouverneurs Dewey. Seit dem Ende der Wahlkampagne, die ihn stark mitgenommen hat, sieht er noch gebrechlicher aus: Nur mit Mühe kann er die seit seiner Kinderlähmung im Jahre 1921 eingeschienten Beine bewegen. Am Tage seiner vierten Amtseinführung befahl ihm während seiner Inauguralrede immer wieder ein Zittern. Wenn es stimmt, dass

man eine eiserne Gesundheit haben muss, um grosse Politik machen zu können, dann ist für ihn von der kommenden Konferenz das Schlimmste zu befürchten.

Von Natur zeitweise indolent, arbeitete er in letzter Zeit weniger denn je. Der geringfügigste Zwischenfall reizte ihn, und er neigte jetzt mehr als sonst dazu, Dinge, die ihm nicht ins Konzept passten, leichthin abzutun. Um weniger zu ermüden, verlegte er sich mehr und mehr aufs Improvisieren. Er lehnte es sogar ab, Akten eingehend zu studieren. Er verlässt sich nunmehr ganz auf seine Intuition, seinen Spürsinn, sein Glück.

Dass Roosevelt ein Genie gewesen wäre, lässt sich eigentlich nicht sagen. Als Schüler, als Student, als Rechtsanwalt ragte er nicht über den Durchschnitt hinaus. Er war ein geselliger Mensch, der lieber plauderte als ein Buch zur Hand nahm, und spielte sein Leben lang gern Poker. Aus reichem Hause stammend, kannte er weder Geldsorgen noch die volle Bedeutung des Geldes. In der Politik sah er ein wunderbares Betätigungsfeld, wenn auch nicht das einzige, für seine Vitalität, seine Freude an Kampf und Spiel und für seine Energie. «Roosevelts Persönlichkeit ist ausserordentlich schwer zu beschreiben», sagte sein Finanzminister Henry Morgenthau, «einmal träge, zum andern voller Spannkraft, einmal leichtfertig, dann tief-ernst, jetzt ausweichend, dann wieder offenherzig. . . ein Mensch von verwirrender Vielfalt der Stimmungen und Motive.» Und Robert E. Sherwood, einer seiner Biographen, schreibt: «Sein Charakter war nicht nur vielseitig, er zeigte Widersprüche in verwirrendem Masse. Er war hart, und er war weich. Zuweilen zeigte er eine Anlage zur Rachsucht, die man kleinlich hätte nennen können, dann wieder bewies er den reinsten christlichen Geist der Vergebung und Nächstenliebe. Als Politiker konnte er erbarmungslos sein, aber für seine Freunde und Mitarbeiter ... in einer Weise eintreten, die in den Augen massgeblicher Ratgeber politischem Selbstmord gleichkam. Er brachte es fertig, äusserst zynisch, glaubens- und illusionslos zu erscheinen, und doch war sein religiöser Glaube die stärkste und geheimnisvollste Kraft, die ihn beseelte. Fortschrittlich und liberal genug gesonnen, um als ‚Verräter seiner Klasse‘ und als ‚der Rote im Weissen Haus‘ verschrien zu werden, war er im Grunde seines Wesens ein altmodischer Mensch ... Er sah sich selbst gern als einen praktischen, nüchternen Realisten – und dabei verstieg sich sein Idealismus in nicht geringere Höhen als derjenige Woodrow Wilsons.» Er interessierte sich weder

für Literatur noch für Malerei noch für Musik, und unter den Filmen gab er den Wildwestfilmen den Vorzug. Seine grösste Liebhaberei war, von Pokerspiel und Briefmarkenalbum abgesehen, das Sammeln von Tierfigürchen, deren er eine beträchtliche Menge aus aller Herren Ländern zusammengetragen hatte. Auch war dieser Präsident des mächtigsten Landes der Welt nicht frei von Aberglauben: Auf jeder Reise führte er seinen Glückbringer mit, einen langen Rossschweif, der einmal dem angeblich schönsten und erfolgreichsten Rennpferd Amerikas, Gloucester, angehört hatte. Im Laufe seiner Krankheit hatte in ihm die Neigung zur Zerstreuung das Übergewicht über die Konzentration gewonnen, das Improvisieren über wohlverwogenes Handeln, der Sinn fürs Glücksspiel über die Einsicht, dass nur die echten Trümpfe stechen, Trümpfe, die ein grosser Politiker sich zu verschaffen versteht.

Zwei Gedanken beherrschten Roosevelt, als er sich auf den Weg nach Jalta begab: baldmöglichste Beendigung des Krieges und Schaffung eines dauerhaften Friedens. Daneben erschienen ihm alle anderen Probleme zweitrangig. Ihre Erwähnung allein vermochte ihn schon zu ärgern.

«Das Hauptziel des Krieges ist der Frieden, Herr Präsident», sagte ihm im Juli 1944 sein Verteidigungsminister Henry Stimson. Im gleichen Sinne hatten sich General Marshall und General Eisenhower geäussert. Hopkins teilte diese Überzeugung, und Roosevelt war von ihr durchdrungen. Für ihn und seine Mitarbeiter gab es im Augenblick nur eine Pflicht, die erfüllt werden musste: Hitler und Japan zu vernichten. Amerika hatte den Krieg nicht gewollt: Die Japaner hatten ihn durch den Angriff auf Pearl Harbour herausgefordert, und die offizielle Kriegserklärung war von Berlin, nicht von Washington ausgesprochen worden. Nach Roosevelts Auffassung mussten zunächst einmal Deutschland und Japan bestraft werden. Und zwar bald. Dieser Gedanke, schnell handeln zu müssen, hatte in ihm die Oberhand gewonnen. Mochten ihm seine Feinde auch einen beträchtlichen Egoismus zuschreiben, so lagen doch seiner Vorstellung menschliche Motive zugrunde: Er wusste, dass er mit jedem Tag, den er gewann, eine grosse Anzahl Menschenleben retten konnte. Gerade weil ihm das Oberkommando vor Augen gehalten hatte, dass man bei dem bevorstehenden Angriff auf Iwo-Schima mit der Opferung von etwa 20'000 amerikanischen Soldaten und bis zur Niederlage Tokios mit dem Verlust von mindestens einer halben Million Menschenleben

rechnen müsse, ging Roosevelt mit der festen Absicht nach Jalta, die Russen zur Kriegserklärung gegen Japan zu veranlassen. Schliesslich war ihm bekannt, welche Hoffnungen Hitler auf seine Wunderwaffen setzte. Vielleicht war es nur noch eine Frage von Tagen, dass der Naziführer sie einsetzen konnte. Besass Hitler schon die Atombombe? Da die amerikanischen Wissenschaftler im Begriff standen, die ersten Kernwaffen herzustellen, war Roosevelt im Bilde über deren furchtbare Vernichtungskraft. In Amerika arbeiteten seit 1939 bedeutende Forscher – Compton, Fermi, Einstein, Chadwick, Oppenheimer, Niels Bohr – mit vielen tausend Hilfskräften an der Kernspaltung. Im Jahre 1942 war es grossen amerikanischen Firmen, wie Bell und Westinghouse, bei ihren geheimen Versuchen in der alten Tennishalle unter der Westtribüne des Stadions auf dem Universitätsgelände von Chicago gelungen, einen Atom Brenner zu bauen, der durch Spaltung von $U\ 235$ die Möglichkeit einer sich selbst fortsetzenden Kettenreaktion bewiesen hatte. Inzwischen waren von anderen Firmen leistungsfähigere Brenner in Los Alamos, Hanford, Oak Ridge und Berkeley entwickelt worden.

Vor seiner Abreise aus Washington hatte Roosevelt eine lange Unterredung mit Stimson gehabt, der ihm bei dieser Gelegenheit mitteilte, dass die erste Atombombe wahrscheinlich schon im April für einen Versuch bereitstehen werde. Nach allem, was Roosevelt über die Vernichtungsgewalt der neuen Waffe erfahren hatte, vermochte er sich gut vorzustellen, was geschehen könnte, wenn Hitler als erster von der Atombombe Gebrauch machte. Daher seine verbissene Entschlossenheit, das Ende des Krieges beschleunigt herbeizuführen. Dieser Eile lag indes noch eine andere Besorgnis zugrunde: Hitler könnte sich um einen Separatfrieden mit den Sowjets bemühen, und es schien nicht ausgeschlossen, dass die Sowjets darauf eingingen. Ebenso wie Churchill und Eden beunruhigten Roosevelt Geheimdienstberichte, denen zufolge jüngst in Stockholm russische und deutsche Emissäre in Kontakt getreten waren.

Aber über alles das hinaus ist Roosevelt von dem ehrgeizigen Traum beseelt, der «Mann des Friedens» zu sein und als solcher in die Geschichte einzugehen. Die furchtbaren Zerstörungen, die er auf der Fahrt von Saki nach Liwadia zu sehen bekommt, können ihn in diesem edlen Bestreben nur bestärken. Und den einzigen Weg zu einem *dauerhaften Frieden* sieht er darin, dass die UdSSR und die USA die tragenden Säulen der Organisation

der Vereinten Nationen werden und ihr eine Autorität verleihen, die dem unglückseligen Völkerbund gefehlt hatte. Dies zu erreichen, wäre in Roosevelts Augen der grösste aller Siege. Für ihn zählt alles Übrige wenig neben der Vollendung eines so erhabenen und grossartigen Projekts. Es wäre kleinlich gedacht, dafür nicht, wenn notwendig, jedes Opfer zu bringen. Und um Stalin für diesen Plan zu gewinnen, ist Roosevelt vom ersten Tage an bereit, jedweden Preis zu zahlen. Das Unglück ist nur, dass Roosevelts Projekt nicht durchkonstruiert, sondern sehr verschwommen ist: kein Bauplan, sondern eine Skizze.

Auch Präsident Wilson hatte eine ziemlich nebulöse aussenpolitische Doktrin gehabt, allerdings waren ihre Umrisse allmählich immer deutlicher hervorgetreten: Er wollte, dass sich die höchsten Interessen seines Landes mit dem «Sieg des Rechtes» deckten. Daher hatte dieser von missionarischem Eifer besetzte Philosoph sein Land zunächst aus einem Krieg herausgehalten, bei dem er nicht erkennen konnte, welche Seite «für das Recht kämpfte», und der ihm überhaupt als ein sinnloser europäischer Krieg erschien. Er hatte dann weiter versucht, zwischen den Kriegführenden zu vermitteln, um dann doch mit der Begründung, «das Recht ist ein weit kostbareres Gut als der Frieden», in den Krieg einzutreten und hatte schliesslich ein auf demokratischer Grundlage beruhendes Friedenssystem eronnen, in dem die neuen Ritter der Tafelrunde auch das unbesiegbare Schwert des Rechts und der Gerechtigkeit tragen sollten.

Roosevelt hat nicht einmal ein derartiges System. Er ergeht sich in vagen Vorstellungen, Mal will auch er ein Friedenssystem auf demokratischer Grundlage errichten, ohne sich zu überlegen, wie darin Stalin unterzubringen wäre, mal hegt er den wenig demokratischen Plan, die Grossen Drei allen anderen Nationen voranzusetzen, mal grübelt er darüber nach, wie sich das Mehrheitsprinzip des demokratischen Systems mit der prinzipiellen Anerkennung des Vetorechts der Grossen Drei über alle Nationen zweiter Ordnung in Einklang bringen liesse.

Er befindet sich in der Lage eines Menschen, der zwar sehr religiös ist, aber keine bestimmte Religion hat. Er gibt sich einem schönen Traum hin, ohne über ein System zu verfügen, durch das er ihn verwirklichen könnte.

Als man in Jalta zusammentrifft, hat man sich über alles, was mit dem Aufbau der Organisation der Vereinten Nationen zusammenhängt, noch keinerlei klare Vorstellungen gemacht.

Am 1. Januar 1942 veröffentlichten die Alliierten die «Deklaration der Vereinten Nationen», womit sie ihrem Bündnis einen Namen gaben. Das Hauptthema der Deklaration war die «Verteidigung der vier Freiheiten».

Am 30. Oktober 1943 wurde auf der Aussenministerkonferenz in Moskau von Cordell Hull, Eden und Molotow von der Notwendigkeit gesprochen, «so bald wie möglich eine Weltorganisation auf der Grundlage des Prinzips der Gleichheit aller friedliebenden Staaten zu gründen».

Im Dezember 1943, kurz nach der Teherankonferenz, wurde alles wieder in Frage gestellt, da Stalin besondere Garantieklauseln zugunsten der Grossen Drei und sogar für die sechzehn Republiken der Sowjetunion jeweils eine Stimme in der Organisation verlangte.

Im Herbst 1944, auf der Konferenz von Dumbarton Oaks, an der auch die Chinesen teilnahmen, war man keinen Schritt vorwärtsgekommen.

Die Hauptfragen waren «offengelassen» worden. Sicher ist zur Stunde, dass auf der einen Seite Europa, um mit Paul Valéry zu sprechen, zu sehr «Armagnaken und Burgunder» gespielt und dadurch seine tausendjährige Superiorität eingebüsst hat und dass auf der anderen Seite die Kräfte, die sich berufen fühlen, fortan die grosse Rolle zu spielen, jenen Erdteilen angehören, die Paul Morand die *continents-massues* nannte: Amerika, Asien und Afrika. Aber Roosevelt bedenkt bei seinem Plan nicht, dass sich eines Tages das Gewicht der Kräfte verlagern kann und dass seine Organisation das Risiko in sich birgt, zurzeit geschwächte oder besiegte Nationen zu schmälern, zu verärgern oder gar auszuschliessen. Entweder muss er, was er gern möchte, die ganze Menschheit einbeziehen, und in diesem Fall darf er keiner Nation, welche es auch sei, den Beitritt zu der Weltorganisation verwehren, oder er muss den Vorrang der Grossen Drei, wenn er ihn akzeptiert, rechtfertigen und kann in diesem Fall nicht mehr von Demokratie reden. Da er weder das eine noch das andere tut, verurteilt er schon jetzt die künftige Weltorganisation zur Ohnmacht.

Roosevelts Selbsttäuschung ist umso schlimmer, als er Stalin völlig falsch beurteilt. Nach seiner Rückkehr aus Teheran sagte er zu seinem Arbeitsminister Frances Perkins über Stalin: «I like him and I think he likes me» (Ich habe ihn gern, und ich glaube, er mag mich auch). Aber unter den Amerikanern steht er mit seinem Fehltrüben über Stalin nicht allein da.

Harriman sagte einmal zu Ciechanowski: «Stalin ist an der Weltrevolution nicht interessiert.»

General Henry H. Arnold, Chef der amerikanischen Armee- luftstreitkräfte, versicherte: «Ich sehe keinen nennenswerten Unterschied zwischen der Ideologie Stalins und der Roosevelts, und ich glaube, man beginge einen grossen Irrtum, wollte man Stalin einen Kommunisten nennen.»

General Marshall wiederum behauptete: «Stalin ist kein Kommunist, sondern ein Realist.» Und keine der führenden amerikanischen Persönlichkeiten protestierte, als Benesch, bei Roosevelt zu Gast in Hyde Park, erklärte: «Wenn Stalin einmal sein Wort gegeben hat, kann man sich absolut darauf verlassen.»

Wie Roosevelt über Stalin dachte, geht deutlich aus einem etwas ungeduldigen Brief hervor, den er am 30. August 1941 an seinen damaligen Botschafter in Moskau, William Bullit, richtete, der versucht hatte, ihn zu warnen: «Bill, ich bestreite nicht Ihre Fähigkeiten und möchte auch nicht die Logik Ihrer Überlegungen bezweifeln. Aber ich habe das deutliche Gefühl, dass Stalin nicht der Mann ist, den Sie schildern. Harry (Hopkins) sagt, dass Stalin nichts anderes will als Sicherheit für sein Land. Und ich glaube, dass er, wenn ich ihm alles in meiner Möglichkeit Stehende gebe und keine Gegenleistung dafür verlange, *noblesse oblige*, für eine demokratische und friedliche Welt arbeiten und nicht den Versuch machen wird, irgendetwas zu annektieren. «

Es steht ausser Frage, dass Stalins Persönlichkeit Roosevelt irgendwie faszinierte. Der Chef des Weissen Hauses ruhte nicht, bis er den Herrn des Kreml persönlich kennenlernte. Er war es, der immer wieder – im Frühjahr 1942, im Januar 1943, im Mai 1943, im August 1943 – ein Treffen und, nachdem er ihm in Teheran begegnet war, eine neue Zusammenkunft vorschlug. «Wie ein stürmischer Liebhaber», sagte jemand, «der sich von einer exotischen Frau mit einiger Erfahrung angezogen fühlt.» Das war ein hartes Wort, aber es traf zu.

Roosevelt war von dem Georgier bezaubert und ertrug es einfach nicht, wenn ihm andere Leute – die Polen, Bullit, de Gaulle, General Deane – Zurückhaltung anrieten. Er verliess sich auf seine eigene Verführungskunst. Er glaubte, diesen misstrauischen Mann in einem Strom von Sympathie und Vertrauen mitreissen zu können. Er war erfüllt von dem Wort Emersons, das er im Januar in seiner Antrittsrede benutzt hatte: «Wenn man einen Freund haben will, muss man selber einer

sein.» Er sah in Stalin eine Art Wahlmann, der ihm mehr zu schaffen machte als die anderen und den es zu umschmeicheln und zu überzeugen galt. Nicht einen Augenblick lang kam er auf den Gedanken, dass er es weniger mit einem Menschen als mit einer Dialektik in der abstraktesten und rigorosesten Form zu tun hatte. Die leninistisch-marxistische Einstellung seines Gesprächspartners entging ihm völlig. Er war weit davon entfernt, die wahre Geisteshaltung und den wahren Willen des Sowjetmenschen richtig einzuschätzen. Und da er alles auf die Karte der Freundschaft gesetzt hat und sich ausser dem «Weltfrieden» nur noch eine *Fax americana* vorstellen kann, wollte er nicht einsehen, dass Stalin einen vollständigen Plan zur Realisierung der *Fax sovietica* in der Tasche hatte.

Harry Hopkins, der einzige Mann, der Roosevelt zu einer Meinungsänderung hätte bewegen können, stand dem Problem mit der gleichen Sentimentalität gegenüber: «Zwischen uns und den Russen ist leicht zu verhandeln», sagte er nach einem Besuch in Moskau. «Dass die Russen das amerikanische Volk lieben, ist nicht zu bezweifeln. Sie lieben die Vereinigten Staaten. Sie haben zu ihnen mehr Vertrauen als zu irgendeiner anderen Macht in der Welt.» In Roosevelts Psychologie gab es noch ein anderes Element, das nicht übersehen werden darf: Das nach links Kokettieren des reichen Mannes, der um keinen Preis als reaktionär gelten wollte, die Freude an der Kameraderie, die noch verstärkt wurde durch die Achtung des grossen Kämpfers für einen anderen grossen Kämpfer, und das Hochgefühl, mit dem alten Revolutionär den leidenschaftlichen Antikolonialismus und Antiimperialismus teilen zu können.

«Ich weiss», schrieb er im März 1942 an Churchill, «Sie werden mir meine brutale Offenheit nicht verübeln, wenn ich behaupte, dass ich mit Stalin persönlich besser umgehen kann als Ihr *jFor-Office*.»

Die englisch-amerikanischen Gegensätze in wesentlichen Fragen spielen denn auch in der Stunde von Jalta keine geringe Rolle. Sie tragen auch nicht wenig dazu bei, Stalin in seiner Überzeugung vom unausbleiblichen Verfall der kapitalistischen Welt und ihrer tödlichen Spaltungen zu bestärken.

Der Zwist zwischen London und Washington bezieht sich in erster Linie auf die Kolonialsysteme. Roosevelt äussert offen seine Sympathie für Gandhi, für den Sultan von Marokko, für die Indonesier. In seinen Augen ist die Zeit des Kolonialismus abgelaufen. Solche Treuherzigkeit geht Churchill auf die Ner-

ven: er führt den Krieg nicht, wie er sagt, «um der Auflösung des britischen Empire vorzustehen».

Einen weiteren Konfliktstoff bildet die Politik der sogenannten «Teilung der Einflussgebiete». Roosevelt hält sie für überfällig. In seinen Augen gibt es nur ein Mittel, lokale Streitigkeiten zu verhindern: ein Weltforum, vor dem die auftretenden Probleme behandelt werden.

Churchill lehnt den Traum von einem idyllischen Weltparadies nach Hitlers Verschwinden ab. Roosevelt wiederholt, um mit Walter Lippmann zu sprechen, den ewigen Fehler der Amerikaner, «nicht einsehen zu wollen, dass der Kampf zwischen Staaten eine der menschlichen Gattung innewohnende Kondition ist». Er denkt nur daran, Mittler und Schlichter zu sein. Churchill weiss, dass man um einen Frieden genauso erbittert ringen muss wie im Kriege. Ihm ist auch bewusst, dass in der Weltpolitik das Spiel des Kräftegleichgewichts zu Ende ist und einem bipolaren System Platz macht, in dem die beiden Supermächte sich mit Satelliten oder Klienten umgeben werden. Daher sein doppeltes Bemühen um Anerkennung von Unterpändern für sein Land in Gestalt von Einflusszonen oder Interessensphären. Und er ist mit solchem Eifer dabei, für die Nachkriegszeit in Jugoslawien, Griechenland, Nahost und sogar Italien das britische Siegel zu bewahren, dass sich die Amerikaner häufig energisch widersetzen, ihn des Verrats an der Atlantik-Charta bezichtigen und ihm offen vorwerfen, er bediene sich des Antihitlerismus zugunsten eines «churchiavellischen» Imperialismus.

Den dritten Anlass zu Spannungen gibt Italien, über das wegen eines belanglosen Zwischenfalls ein Disput ausgebrochen ist, der in die grosse Politik überzugreifen droht. Nach dem Rücktritt des Kabinetts Bonomi liess Churchill öffentlich wissen, dass sich London jeglicher Berufung des Grafen Sforza, sei es als Ministerpräsident, sei es als Aussenminister, widersetzen werde, da er «ein Intrigant ist, der keinerlei Vertrauen verdient». Doch Sforza steht im Ruf, ein grosser Freund der Amerikaner zu sein. So erweckte Churchills Erklärung ein Zetergeschrei in der gesamten amerikanischen Presse, das nicht zur Ruhe kommen wollte und schliesslich Stettinius zu der Feststellung zwang: «Die Zusammensetzung einer italienischen Regierung ist eine rein italienische Angelegenheit.» Noch mehr verärgert waren die Amerikaner in den letzten Monaten über die von England der griechischen Regierung geleistete Militärhilfe gegen die Auf-

ständischen der ELAS. Als dann Admiral King den amerikanischen Kriegsschiffen im Mittelmeer den Befehl gab, bei der Transportierung britischer Truppen nach Griechenland nicht mehr mitzuwirken, kam es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den beiden Alliierten.

Solche Streitereien schwächen die Westmächte, zumindest aber erschweren sie es ihnen, in Jalta eine Einheitsfront zu bilden.

Vor allem machen sie es Stalin leicht, zu manövrieren.

Aber niemand in Amerika hätte zu dieser Zeit Roosevelt, der nach dreizehn Jahren im Weissen Haus ungeheures Ansehen genoss und die mächtigste Demokratie nach seinem Gutdünken führte, umstimmen können.

Niemand – ausser Hopkins.

Doch gerade Hopkins ist mit seinem Präsidenten und Freund ganz und gar einer Meinung.

Harry Hopkins wohnt seit mehreren Jahren im Weissen Haus, wo man ihm Lincolns früheres Arbeitszimmer als Schlafraum eingerichtet hat.

Obwohl Hopkins keine offizielle Funktion und keinen anderen Titel hat als den, den er annimmt, wenn er in amtlicher Mission ins Ausland reist, nämlich «persönlicher Abgesandter des Präsidenten», wird doch in Washington nichts ohne seinen Rat beschlossen oder entschieden. Er ist die Graue Eminenz, und noch mehr als das. Häufig verfasst und unterzeichnet er anstelle des Präsidenten äusserst wichtige Telegramme an Regierungschefs, Botschafter oder hohe Militärbefehlshaber, ohne Roosevelt zu konsultieren. «Dieser ungewöhnliche Mann», schrieb Churchill, «nimmt entscheidenden Einfluss auf den Gang der Ereignisse.»

Dieser ungewöhnliche Mann ist jedoch, um damit anzufangen, ein «lebender Leichnam». Seit 1939 wird ihm von den Ärzten, darunter von Roosevelts Leibarzt McIntire, versichert, er habe nur noch wenige Wochen zu leben. Er leidet an Krebs und hat einen künstlichen Magen. In Moskau und London liess er sich zu Verhandlungen im Kreml oder in Downing Street 10 mit der Tragbahre bringen. Was ihn am Leben hält, scheint ein ungeheurer Lebens- oder Machtwille zu sein. Er erduldet die furchtbarsten Qualen, würde aber wahrscheinlich keinen Tag länger leben, wenn man ihm seine Aufgabe nähme. Auch bei seiner Ankunft in Jalta am Abend des 3. Februar wird er auf

einer Tragbahre ins Schloss Liwadia gebracht. Er muss sich sogleich ins Bett legen, lässt aber schon nach zehn Minuten Harri- man, Mathews und Hiss, danach Marshall und King zu sich kommen, um mit ihnen die erste Sitzung zu besprechen.

Dass in einer so entscheidenden Stunde an der Spitze der amerikanischen Delegation zwei Schwerkranke stehen, muss einen nachdenklich stimmen, zumal auch Stettinius leidend und General Watson, Roosevelts Militäradjutant und Sekretär, schwer herzkrank ist.¹

Wie dem auch sei, ungewöhnlich war an Hopkins nicht allein der phantastische Widerstand gegen sein Leiden.

Dieser lebhaft gestikulierende Mann, hoch aufgeschossen und hager wie ein Don Quijote, mit grossen abstehenden Ohren, die seine Wangen noch hohler und sein Kinn noch spitzer erscheinen liessen, der aussah «wie eine ausgehungerte Schindmähre, die jeden Augenblick zusammenbrechen kann», war geboren in Sioux City, Iowa, als Sohn eines Sattlers, der Zaum- und Sattelzeug für Cowboys herstellte. Seine Mutter, eine Schullehrerin und einflussreiches Mitglied der Methodistenkirche, erzog ihn mit unnachsichtiger Strenge im Glauben. Auf sie ist es zweifellos zurückzuführen, dass Hopkins selbst dann noch jeden Abend in der Bibel las, als er, wie Roosevelt, einen hohen Grad in der Freimaurerei innehatte. In Amerika geht häufig aus der Verschmelzung von christlichem und freimaurerischem Geist ein gewisser Messianismus hervor, der sich für Freiheit und Weltbürgertum ereifert.

Bis 1928 war Hopkins' Leben keineswegs ungewöhnlich gewesen. Er war ein mittelmässiger Schüler und versuchte sich erfolglos in verschiedenen Berufen. Aber 1928 lernte er Roosevelt kennen, der ihn alsbald in sein Vertrauen zog und in seinen Freundeskreis aufnahm, und mit einem Schlage wurde für ihn alles anders.

Nach Roosevelts Aufstieg, zunächst zum Gouverneur von New York, dann zum Präsidenten, bekleidete Hopkins nacheinander eine Reihe hoher Posten: Leiter der Tbc-Fürsorge des Staates New York, Direktor des Amtes für Arbeitslosenunterstützung, *Administrator of the Federal Emergency Relief* (Leiter der Bundesnotstandshilfe), Handelsminister, Verwalter der gigantischen Mittel des Pacht- und Leihfonds zugunsten kriegführender alliierter Nationen. In den Jahren seines Regierungs-

¹ Roosevelt und Hopkins starben wenige Monate später, Watson bereits auf der Rückreise von Jalta an Bord der «Quincy».

dienstes hatte er eine Vollmacht, Geldmittel zu verausgaben, wie sie vor ihm kein anderer Amerikaner besass: neun Milliarden Dollar für Arbeitslosen- und Notstandshilfe sowie viele weitere Milliarden im Rahmen des Pacht-Leih-Systems.

Aber wegen dieser Vollmachten war er auch der Amerikaner, der von der Anti-Roosevelt-Presse am meisten und heftigsten angegriffen wurde. Er war der meistgehasste *New Dealer*. Selbst in der Umgebung des Präsidenten hatte er erbitterte Feinde. Niemand bestritt zwar seine verblüffende Intelligenz, seinen persönlichen Charme und sein diplomatisches Geschick, aber nachdem die Zeitschrift ‚Fortune‘ ihn in die Zange genommen hatte, fielen die meisten Zeitungen erbarmungslos über ihn her. «Der grösste Verschwender aller Zeiten», hiess es in einem der Artikel. «König Salomo war nichts dagegen.»

Hopkins bekam die Prügel, die Roosevelt zugebracht waren, und der Präsident hätte oft André Tardieu zitieren können, der einmal von Georges Mandel sagte: «Für mich sehr bequem: furzen tue ich, und stinken tut er.»

Dagegen gelang es ihm, die Freundschaft von so kritischen und äusserst zurückhaltenden Männern wie Marquis Childs, Walter Lippmann und den sehr einflussreichen Rundfunkkommentatoren Raymond G. Swing und Walter Winchell zu gewinnen und ausserhalb Amerikas eine gewisse Zuneigung Churchills, eine gewisse Hochschätzung seitens de Gaulles, ein gewisses neugieriges Interesse Stalins sowie eine gewisse Animosität seitens Tschiang Kai-scheks. Zurzeit ist er neben Roosevelt der bekannteste amerikanische Politiker. Und es war kein Zufall, dass Roosevelt eine Zeitlang an ihn als an seinen möglichen Nachfolger dachte.

Schliesslich war er der Mann, der im Laufe kürzester Zeit die wichtigsten Missionen ausführte, Missionen, die sich auf das Schicksal seines Landes entscheidend auswirkten. Er war der einzige Mann in der Welt, der bei seinen mehrfachen Aufenthalten in Moskau jederzeit Zugang zu Stalin hatte, ohne sich vorher anzumelden. Er war der einzige Mann, der, ohne Rang und Würden, von Pius XII. gemäss dem für Staatsoberhäupter vorbehaltenen Protokoll in Audienz empfangen wurde. Er war in London der einzige Ausländer, der mit Churchill von gleich zu gleich verhandeln konnte. Er war der Mann, der zu Beginn des Krieges, als die Vereinigten Staaten noch nicht zu den Kriegführenden gehörten, die Hilfslieferungen für Grossbritannien organisierte, dann die Russlandhilfe ins Leben rief und schliess-

lich die eigentliche Anregung zur Teherankonferenz und jetzt zur Jaltakonferenz gab. Er liess keine Ruhe, um den Mann zu vernichten, den er als seinen persönlichen Feind betrachtete; Adolf Hitler.

Dieser Hass schloss das gesamte deutsche Volk mit ein. Unbestreitbar war es Hopkins, der Roosevelt am eindringlichsten die Formel «bedingungslose Kapitulation» nahelegte, der am entschiedensten gegen den Widerstand der Marine und des Generals MacArthur dafür eintrat, zuerst Hitler und nachher die Japaner zu erledigen, und der sich im September in Quebec am eifrigsten für den Morgenthau-Plan einsetzte, nach dem Deutschland seiner Industrie beraubt und in ein Weide- und Ackerland verwandelt werden sollte.

Vor einigen Tagen, am Vorabend von Roosevelts Abreise nach Jalta, hat Verteidigungsminister Stimson versucht, dem Präsidenten die Fehlschlüsse und Gefahren des Morgenthau-Plans darzulegen. Roosevelt zuckte die Schultern und erwiderte: «Ich habe ihn gar nicht gelesen.»

Edward R. Stettinius, der Aussenminister, war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der amerikanischen Stahlindustrie und kam über die Verwaltung des Pacht-Leih-Verfahrens ins State Department.

Seine starken schwarzen Augenbrauen und sein matter Teint standen in lebhaftem Kontrast zu seinem weissen Haar und den prächtigen Zähnen. Würdevolle Haltung und ein klassisches Profil verliehen ihm das imponierende Aussehen, das man von einem Mann in seiner Position erwartet. Er bekleidete, wie schon sein Vater und sein Grossvater, wichtige Aufsichtsratsposten in der Industrie. Seine Familie war eine der angesehensten und reichsten Chikagos. Er besass ein beträchtliches Aktienpaket der Morgan-Bank. Wie Roosevelt und Hopkins spielte auch er gern Poker, aber wenn er sich wirklich von seiner doppelten Belastung als Geschäftsmann und Politiker erholen wollte, begab er sich auf seine Farm in Virginia, wo er neben argentinischem Rindvieh Pferde und Gänse züchtete.

Er war noch nicht lange im Amt des Aussenministers. Sein Vorgänger, Cordell Hull, ein Idealist, der mehr zu abstrakten juristischen Erwägungen als zu praktischem Handeln neigte, war im November 1944 wegen Krankheit zurückgetreten. Roosevelt wagte nicht, ihn durch Staatssekretär Sumner Welles zu ersetzen, da dessen Ernennung einen Affront gegen Hull be-

deutet hätte, der Welles nicht mochte. Und gegen eine Berufung von James F. Byrnes wandte sich Hopkins, dem Byrnes einmal gesagt hatte, er solle sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Ausserdem war Hopkins der Meinung, Roosevelt müsse bei den kommenden Verhandlungen mit Stalin und Churchill sein eigener Aussenminister sein und Byrnes sei nicht der Mann, der sich mit der Rolle eines blossen Mundstücks begnügen würde. So ernannte Roosevelt schliesslich Stettinius, der bereits Unterstaatssekretär im State Department war und gegen den die Presse voraussichtlich die wenigsten Einwände erheben würde. Stettinius war ein gewissenhafter Arbeiter, der sich in seine Akten vertiefte, aber auch klug genug, um zu wissen, dass man ihn wegen seines Taktes und seiner Diskretion berufen hatte.

W. Averell Harriman, Botschafter in Moskau und vorher Botschafter in London, geniesst nicht nur den Ruf, der eleganteste amerikanische Diplomat zu sein, den Madeleine Carroll zudem schon einmal auf die Liste der zehn distinguiertesten Männer der Welt gesetzt hatte. Er war in der Tat vornehm und kultiviert, ein hervorragender Polospieler und Sammler moderner französischer Kunst, der sich auf Kubismus und Impressionismus ebenso verstand wie auf Skilaufen und Tennisspielen. Er stand auch, mit Recht, im Ansehen hoher Intelligenz und grosser, immer gleichbleibender Liebenswürdigkeit. Innerhalb der amerikanischen Delegation besass Harriman fraglos am meisten Sinn für das Psychologische, wiewohl auch ihm damals noch das «Hintergründige» der marxistisch-leninistischen Dialektik entgangen zu sein scheint. Im Übrigen war sein Vater einer der unternehmendsten Finanziers der Wall Street, ein Mann, «der weder Gott noch Morgan fürchtete» und infolgedessen einer der reichsten Bankiers ganz Amerikas wurde: Er besass grosse Anteile an der Railroad Company of Illinois, der Union Pacific Railroad, der Western Union Telegraph Company und der Guaranty Trust Company. Er bildete seinen Sohn in seinem Sinne heran. Und so hatte Averell Harriman, der in Yale studierte, eine der grössten Banken New Yorks geerbt, ehe er der elegante und berühmte Botschafter wurde.

Alger Hiss war im Jahre 1959, zurzeit des deutsch-russischen Pakts, von einem Kommunisten, der über das Hitler-Stalin-Abkommen empört war, angezeigt worden: er sei Agent im Dienste

der Sowjets. Der Mann, der ihn denunzierte, Whittaker Chambers, Redakteur der kommunistischen Zeitungen ‚Daily Worker‘ und ‚New Masses‘, früher Student an der Columbia-Universität, suchte damals mit Hilfe des Schriftstellers Isaac Don Levine den Assistenten des Aussenministers, Adolf Berle, auf und enthüllte ihm die Tätigkeit des sowjetischen Spionagenetzes in Washington. Aber Berle konnte bei einer von ihm persönlich vorgenommenen diskreten Untersuchung weder gegen Alger Hiss noch gegen dessen ebenfalls von Chambers belasteten Bruder Donald Hiss Beweise erbringen, die ein gerichtliches Vorgehen gerechtfertigt hätten. So verblieb Alger Hiss im State Department, in dem er glänzend Karriere machte, so dass er jetzt in Jalta zu den Mitgliedern der Delegation gehörte, die von Roosevelt am meisten konsultiert wurden.¹

Hiss war ein Schützling von Dean Acheson, vor allem aber von Felix Frankfurter, einem der engsten Freunde des Präsidenten.

Er wurde 1904 in Baltimore, Maryland, geboren. Er sah jünger aus als seine vierzig Jahre, war eine schlanke, sportliche Erscheinung und wurde wegen seines liebenswürdigen Wesens und seines Fleisses von der ganzen Delegation geschätzt.

Nach einem brillanten Jurastudium an der Universität Harvard wurde er nacheinander Rechtsanwalt, Sekretär am Obersten Gerichtshof, Beamter im Landwirtschaftsministerium, dann im Justizministerium und schliesslich im State Department. Hier leitete er seit Mai 1944 das Amt für Besondere Politische Angelegenheiten, dem es oblag, die amerikanische Aussenpolitik zu koordinieren und für die zu grossen internationalen Konferenzen delegierten Persönlichkeiten die erforderlichen Akten vorzubereiten. So war Hiss mit der Führung der Akte «Organisation der Vereinten Nationen» wie auch mit den aktenmässigen Vorkehrungen für die Konferenz von Jalta betraut.

Er gehörte zu den Amerikanern, die sich am wärmsten für

¹ Alger Hiss sass im Mai 1945 der UNO in San Francisco vor. 1946 machte man ihn als Nachfolger von Nicolas Butler zum Präsidenten der Carnegie Foundation für den Weltfrieden, die über ein Jahresbudget von 10 Millionen Dollar zum Zwecke von Untersuchungen über «Ursachen und Wirkungen des Krieges» verfügt. 1949 stand er im Mittelpunkt eines grossen Spionageprozesses, der sogenannten «Chambers-Affäre». Drei ehemalige Sowjetagenten, Whittaker Chambers, Elizabeth Bentley und Noel Field, sagten aus, Hiss sei der amerikanische Hauptagent Moskaus, stehe unter Order des sowjetischen Generals Walter Kriwitzki und sei Leiter der Sowjetspionage für die ganze westliche Hemisphäre. Am 22. Januar 1950 wurde er in New York von einem Schwurgericht einstimmig zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Später strengte er jedoch ein Verfahren zu seiner Rehabilitierung an, das noch in der Schwebe ist.

die Freundschaft mit Sowjetrußland einsetzen, was er damit begründete, dass Stalin nicht Kommunist, sondern Nationalist, und dass Mao Tse-tung nicht Revolutionär, sondern Agrarreformer sei. In Liwadia teilte er sein Zimmer, das ganz in der Nähe des Rooseveltischen lag, mit H. Freeman Mathews, der ebenfalls im Amt für Besondere Politische Angelegenheiten tätig, aber für Frankreich und Europa zuständig war. Welche Bedeutung man Hiss beimass, geht aus der Verteilung der Telefonanschlüsse in Schloss Liwadia hervor: Roosevelt erhielt Nr.1, Hopkins Nr.2, Admiral Leahy Nr.3 und Alger Hiss Nr.4.

Grossadmiral William D. Leahy, geboren 1875 in Hampton, Iowa, ehemals Gouverneur von Puerto Rico, dann Botschafter bei Marschall Pétain, war in den letzten Monaten dem Präsidenten nicht von der Seite gewichen. Der alte Seebär, ein unermüdlicher Arbeiter von offenem, geradem Wesen, hatte sich in Vichy recht gut in die Diplomatie hineingefunden. Mit seinem von Wind und Wetter gefurchten Gesicht, den buschigen Augenbrauen, dem rauhen Organ und seinem Bestreben, den Präsidenten nicht aus den Augen zu lassen, wirkte er jetzt mehr wie ein «Wachhund» als ein «Seewolf». Wie es heisst, wurde er vor allem wegen seiner Erfahrung in europäischen Angelegenheiten nach Jalta mitgenommen.

Charles Bohlen, geboren 1904 in Clayton, New York, Harvard-Schüler und seit 1929 im diplomatischen Dienst, jetzt Assistent des Aussenministers, war von Roosevelt zum persönlichen Dolmetscher für die Jaltakonferenz bestimmt worden. Bohlen war viel in der Welt herumgekommen: Er hatte Prag, Moskau und Paris als Vizekonsul, später Tokio als zweiter Botschaftssekretär kennengelernt. «Chip», wie man ihn nannte, sprach perfekt Russisch und Französisch. Im Privatleben wie in der Öffentlichkeit verhielt er sich sehr zurückhaltend. Innerhalb der amerikanischen Delegation war er zweifellos der einzige, der imstande war, Stalins wahres Spiel zu durchschauen. Aber er scheint zurückhaltend – oder auch zu jung – gewesen zu sein, um seine Ansicht mit Erfolg geltend zu machen.

General Watson, genannt «Papa», war ein jovialer Virginier, der von allen sehr verehrt wurde, den aber einige für naiv hielten. Er war der Prototyp des ergebenen, ordnungsliebenden Adju-

tanten, für Roosevelt unentbehrlich, da er ihm alle kleinen Alltagsorgen abnahm. Auf der Teilnehmerliste der Jaltakonferenz steht dieser pensionierte General als Roosevelts persönlicher Sekretär verzeichnet.

Von militärischer Seite gehörten der amerikanischen Delegation an: General Deane, Militärattaché in Moskau, General MacFarland, Fachmann für Rüstung, General der Luftstreitkräfte Kuter, der den erkrankten General Arnold vertrat, General Marshall, Generalstabschef der US-Armee, und Flottenadmiral King, Höchstkommmandierender der US-Marine.

Admiral Ernest J. King, Leiter der US-Seekriegsführung, wurde 1878 als Sohn eines Werkstatteleiters bei der Eisenbahn in Ohio geboren. Wie es heisst, trat die Lockung des Meeres zum erstenmal in Gestalt eines alten schottischen Seemanns an ihn heran, der von seinen Fahrten um die ganze Welt erzählte.

Bevor er in die *United States Naval Academy* in Annapolis eintrat, arbeitete er in einer Röhrenfabrik in Cleveland. Als er das Leutnantspatent erhielt, stand in seiner Beurteilung: «Geborener Führer, scharfer Denker und hervorragender Kamerad.» Neben diesen glänzenden Eigenschaften zeigte er auf der Akademie aber auch das Unbeugsame, Explosive und Harte seines Wesens. In der Klassenzeitung zum Abschluss des Lehrgangs steht zu lesen: «King? Freundchen, Hände weg vom Dynamit!»

Im Ersten Weltkrieg war er Stabsoffizier bei Admiral Mayo, dem Oberbefehlshaber der Atlantikflotte. Später wandte er sich der U-Boot-Waffe zu und wurde Kommandant des U-Boot-Stützpunktes New London, Connecticut. Dann begeisterte er sich für die Marine-Luftwaffe und meldete sich zu einem Pilotenlehrgang nach Pensacola, wo er seine Prüfung machte.

Als Roosevelt 1933 die Liste der für die Leitung der Marine-Luftwaffe in Frage kommenden Kandidaten durchsah, stellte er fest, dass kein einziger Admiral das Pilotenexamen abgelegt hatte. Und so fiel seine Wahl auf King, der zu jener Zeit Kommandeur des Flugzeugträgers «Lexington» war.

Zum Admiral und in der Folge zum Oberbefehlshaber der Atlantikflotte ernannt, löste er im Dezember 1941 Admiral Kimmel als Höchstkommmandierenden der Marine ab, ein Posten, der bisher stets dem Oberbefehlshaber der Pazifikflotte anvertraut worden war. Dank King war bei Kriegsausbruch die

Marine die einzige Teilstreitmacht, die wirklich einsatzfähig war.

In der Marine erhielt er den Spitznamen *Sink-us* (Versenke uns). Er war ein Teufel von Vorgesetztem, hielt auf eiserne Disziplin, war unerbittlich streng, vor allem sich selbst gegenüber. Sein Ruf, rau und grob zu sein, missfällt ihm keineswegs; er pflegt ihn sogar. Er schreibt einen nüchternen, präzisen Stil. Zu lange Berichte sind ihm ein Greuel. Seine Parole lautet: «Lasst die Adjektive weg!» Seine einzige Entspannung: Walt-Disney-Filme.

Er ist ein Seemann, Soldat und Nationalist reinsten Wassers, der für diplomatische Spitzfindigkeiten oder politische Philosophie nichts übrig hat.

General George Catlett Marshall, ein echter Gentleman, ernst und würdevoll, ist ein philosophisch denkender Soldat, begabt mit dem staatsmännischen Sinn für die militärischen wie politischen Aspekte der Kriegführung. Seine Denkschriften zeichnete unvergleichliche Klarheit aus, und wenn er einmal einen Beschluss gefasst hatte, war er nicht mehr davon abzubringen. Sein intimer Feind, der britische Feldmarschall Alan Brooke, dem es nicht gelang, Marshall von den strategischen und politischen Vorteilen eines Aufweichens der Hitlerschen «Festung Europa» vom Balkan her zu überzeugen und der den ganzen Krieg über Meinungsverschiedenheiten mit ihm hatte, meinte indes: «Ich glaube, er ist ein guter General für die Aushebung von Armeen und als Verbindungsmann zwischen Militärs und Politikern, aber seine strategischen Fähigkeiten machen keinerlei Eindruck auf mich. In vieler Hinsicht ist er richtig gefährlich, gerade weil er so charmant ist.» Seit 1942 schwebte Marshall ein gigantisches Landungsunternehmen an der französischen Kanalküste vor, ein Projekt, das er schliesslich gegen die Ansicht der Engländer wie auch die von King und MacArthur durchsetzte, welche letztere sehr auf eine Konzentration der Kräfte im pazifischen Raum drängten. «Aber», setzt Alan Brooke hinzu, «sein Plan geht genau bis zur Landung, weiter nicht. Ob wir in Le Trouquet *baccarat* oder *chemin de fer* spielen sollen, das steht noch nicht fest. Ich fragte ihn: ‚Wenden wir uns nach der Landung nach Westen, Süden oder Osten?‘ Darüber hatte er noch gar nicht nachgedacht.»

Selbst wer diese harte Beurteilung teilte, konnte nicht umhin, Marshalls grosses Organisationstalent zu bewundern. Wegen

seiner Geduld und Ausdauer war er auch für Roosevelt eine Art Bollwerk gegenüber dem Senat: auf bohrende Fragen und kritische Äusserungen der Senatoren pflegte der General mit unerschütterlicher Gelassenheit zu antworten.

Er wurde 1880 in Uniontown, Pennsylvania, geboren. Aus welchen Gründen immer, er bezog nicht die Akademie *West Points* sondern ging mit 17 Jahren auf das *Virginia Military Institute*, das trotz seines Namens keine Kriegsschule war, vielmehr ein Technikum. Mit 20 Jahren trat Marshall in die Armee ein, diente in mehreren Garnisonen der USA, dann auf den Philippinen, wurde im Ersten Weltkrieg nach vorübergehendem Fronteinsatz bei Cantigny und Saint-Mihiel als Adjutant in General Pershings Stab berufen, war nach dem Kriege Lehrer auf der Kriegsschule in Washington und Leiter der Infanterieschule in Fort Benning.

1939 ernannte ihn Roosevelt zum Generalstabschef, obwohl er auf der Rangliste hinter zwanzig Generalmajoren und vierzehn Brigadiers stand.

Bei der rooseveltfeindlichen Presse war er nicht beliebt. Sie fand seine Ernennung umso sonderbarer, als er nicht in West Point studiert habe. Auf der Suche nach Gründen für die ungewöhnliche Beförderung fragte sie boshaft: War es Logenbruderschaft? Die Neigung zu progressistischen Ideen? Oder Protektion durch die «Linksclique»? Man machte ihm zum Vorwurf, dass er sich einmal über die Offenheit, mit der in den Demokratien militärische Geheimnisse in Friedenszeiten behandelt werden, beschwert und gesagt hatte: «Beim Poker zeigt man ja auch seine Karten nicht.»

Marshall konnte seine puritanische Herkunft nicht verleugnen. Er trank mässig, führte ein zurückgezogenes Leben, und sein ernster Ausdruck wurde noch verstärkt durch den herben Mund und träumerische blaue Augen. Er besass eine ausserordentliche Selbstbeherrschung, was General MacArthur missverstand, als er ihn den «zuverlässigsten Kassierer unserer Geschichte» nannte.

Doch was in der Stunde von Jalta am meisten zählte, war sein unbestreitbar grosser Einfluss auf den Präsidenten. Er hatte eine ebenso klare wie elementare Vorstellung von dem, was nach seiner Überzeugung im Augenblick politisch-militärisch notwendig war. Was Churchill über Hopkins sagte, liesse sich auch auf Marshall anwenden: «Er hat nur eines im Sinn: Besiegung, Sturz und Vernichtung Hitlers *unter Ausschluss aller anderen Ziel-*

setzungen.» Sicherlich war es nicht ohne Bedeutung, dass die beiden Hauptberater Roosevelts dazu neigten, alle übrigen Belange für zweitrangig zu halten, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil sie befürchteten, das Hauptziel könne aus den Augen verloren werden.

Churchill und die britische Delegation

«Was auch kommen mag», telegrafierte Roosevelt im Jahre 1942 eines Tages an Churchill, inmitten der dunkelsten Monate des Krieges, «es wird mir eine Freude sein, mit Ihnen in der gleichen Epoche gelebt zu haben.»

In der Tat ist der britische Premierminister – Sohn eines englischen Vaters und einer amerikanischen Mutter – eine einmalige Erscheinung. Trotz seiner siebenzig Jahre von nie versagender Vitalität und Gesundheit, besessen von einer jugendhaften, bisweilen sogar koboldhaften Streitlust, ist er in diesem Krieg mit Leib und Seele bei der Sache. Für die gesamte Kriegführung dem Parlament verantwortlich, schwankte Winston Churchill selbst in den bösesten Stunden keinen Augenblick unter seiner Bürde. Selbst in schwersten Krisen bewahrte er eine wunderbare Gelassenheit und ertrug alle Erschütterungen, ohne mit der Wimper zu zucken. Auch der Fall von Singapur, nach seinen eigenen Worten «die grösste Katastrophe für die englischen Waffen in der ganzen Geschichte», stärkte nur seinen Kampfeifer. Wie sein Ahnherr Marlborough schien er den Kampf zu lieben.

In seinem robusten Bulldoggengesicht stand meist ein spitzbübisches Lächeln. Er zeigte sich gern in origineller, immer aufs Neue überraschender Aufmachung: mal in Admiralsuniform mit Cowboyhut, mal im Tropenanzug eines Kolonialbeamten mit einem Schiffchen auf dem Kopf, mal in einer Fliegermontur, die ein berühmter Londoner Schneider speziell für ihn anfertigte, «mein Négligé», wie er sie nannte und in die er morgens nach dem Aufstehen hineinschlüpfte.

In Jalta erschien Churchill in der Uniform eines Fliegerobersten und mit einer Pelzmütze auf dem Kopf, die ihm von Kana-

diern geschenkt worden war. Nie sah man ihn ohne seine lange Zigarre. Er brachte es fertig, im Bett sitzend, eine Menge Kissen im Rücken, Besprechungen mit Generalen, Ministern oder Botschaftern abzuhalten, auch mit Nichtengländern. Er trug dabei «seinen farbenprächtigen orientalischen Morgenrock... Er sass aufrecht, die wenigen Haare auf dem gewaltigen Schädel zerzaust, eine Zigarre im Mund und neben sich das abgestellte Frühstückstablett. Das Bett war übersät von Zeitungen und Telegrammen», schrieb Arthur Bryant. Und Alan Brooke erinnert sich: «Der rotgoldene Drachen auf dem Morgenrock war allein schon eine Sehenswürdigkeit, die einen meilenweiten Weg gelohnt hätte.» Manchmal trank er schon am frühen Morgen Champagner oder Cognac – die allerbesten Marken, wie sich versteht. «Was die Journalisten sagen?» rief er aus. «Lasst sie doch! Solange sie sich über meine Hüte lustig machen, vergessen sie, an meiner Politik herumzumäkeln.» Es wäre falsch anzunehmen, dass er sich mit solchen Marotten im Grunde habe abschirmen wollen. Sie machten ihm einfach Spass. Einmal entschlüpfte ihm der Satz: «Die Tage, die wir durchleben, sind alles andere als düster, es sind Tage der Grösse, die grössten Tage unseres Vaterlandes.» Diese Kämpfernatur befand sich in ihrem Element, wenn sie kämpfen konnte.

Morgens liess sich Churchill häufig – sei es von Inspektor W.H. Thompson, der für seine Sicherheit verantwortlich war, sei es von seiner Sekretärin Phyllis Moir, der er oft Briefe diktierte, während er sich im Badezimmer rasierte, sei es von seinem Adjutanten, dem Fregattenkapitän C. R. Thompson, oder seinem Kammerdiener – Schallplatten vorspielen. Am liebsten hörte er Kinderlieder – «Üb' immer Treu und Redlichkeit», «Fuchs, du hast die Gans gestohlen» –, Volkslieder und Militärmärsche, insbesondere französische.

Er sah sehr gern Filme, vor allem Kriegsfilme. Sein Lieblingsfilm aber war ‚Lady Hamilton‘ mit Vivian Leigh und Laurence Olivier in der Rolle Nelsons.

Churchill besass nicht die Geduld, um stundenlang beim Kartenspiel im Sessel zu sitzen. Er zog es vor, im Malen Ablenkung zu suchen. Er liess sich gern vor der Staffelei, mit dem Pinsel in der Hand, fotografieren. Wenn er nicht malte, machte er in seiner Freizeit Schiessübungen.

Ungeduldig war er schon als Schüler in Harrow und als Student in Sandhurst, und zu welcher Gruppe oder Vereinigung er auch gehörte, ständig rebellierte er. Er hielt es nie in den vier

Wänden aus. Während dieses Krieges benutzte er jede Gelegenheit, um im Flugzeug oder im Schiff den Ozean zu überqueren, nach Nordafrika oder Moskau zu reisen. Kein Wunder, dass er, um sich frisch zu halten, täglich zwei Bäder brauchte: eines am Morgen, das andere nach der Siesta, auf die er niemals, selbst nicht für ein Königreich, verzichtet hätte.

Einso wie Roosevelt war Churchill stets nur ein mässiger Schüler gewesen. Was ihm nie in den Kopf wollte, war lateinische Grammatik. Er gab vor. Französisch zu sprechen, konnte sich aber gerade nur verständigen. Auch er verliess sich bei seinen Handlungen auf seinen Instinkt, seinen Spürsinn. Im Aufsuchen von Gefahren kam seine wahre Begabung zur Entfaltung: als Kriegsberichter nahm er in den 90er Jahren am Kubakrieg und am Burenkrieg teil. «Er hat die Phantasie und Darstellungskraft eines d'Annunzio», schrieb H. G. Wells. «In England wäre aus d'Annunzio ein Churchill, in Italien aus Churchill ein d'Annunzio geworden.» Als Minister und späterer Premierminister blieb er eine Art Reporter: nur war seine eigene Person dann Gegenstand seiner Reportagen. Mitten im Handeln liebte er es, Betrachtungen über sich selbst anzustellen. Er gehörte zu jenen Schriftstellern, die es fertigbringen, auf dem Sterbelager einen Bericht über den eigenen Tod zu verfassen.

Churchill kam in Blenheim, dem Schloss seines Grossvaters, des Herzogs von Marlborough, zur Welt. Es war an einem festlichen Abend mit grossem Diner und anschliessendem Tanz. Auch seine Mutter tanzte. Sie verliess den Ballsaal erst, als er sich sehr ungeduldig ankündigte. Sie gelangte nicht mehr in ihr Zimmer, und so erblickte er in einem Gang, bei den Klängen der Musik, das Licht der Welt.

Und bei diesem von Fanfaren umschmetterten Ungestüm ist es geblieben. Den einzigen friedlichen Hafen fand er in seiner Ehe: «Ich heiratete und wurde glücklich. « In diesen lakonischen Worten ist sein ganzes Ehe- und Familienglück enthalten, das freilich für eine sensationelle Reportage nicht viel hergab. Zweifellos führte er intensiv – wie alles andere – ein ungetrübtes Eheleben. Und Sokratiker, der er war, besass er – unter der Maske des anarchisch-aristokratischen *enfant terrible* – genügend Selbsterkenntnis. Eines Tages sagte eine Dame, über die Wiege eines seiner Enkelkinder gebeugt: «Ach, mein lieber Premier, unglaublich, wie ähnlich er Ihnen sieht!» «Das stimmt», erwiderte er, «aber wissen Sie, mir sehen alle Babys ähnlich.» Im stärksten Sturm und im Angesicht der bösesten Zauberer blieb er Peter

Pan: «*I am a little boy and I want to have fun*». (Ich bin ein kleiner Junge und möchte meinen Spass haben).

Das einzige, was ihn ermüden konnte, war Langeweile. Die langen Stunden im Flugzeug zum Beispiel waren ihm eine Qual, und er selbst wurde dann seinen Begleitern zur Qual. Nicht, dass er rücksichtslos gewesen wäre, aber er ging so völlig in seiner Aufgabe auf, dass er auch von seinen Mitarbeitern erwartete, dass sie zu jeder Tages- und Nachtzeit für eine Besprechung oder eine Befragung bereitstanden.

«Der Krieg ist ein ununterbrochener Kampf», pflegte er zu sagen, «und muss täglich durch vierundzwanzig Stunden hindurchgeführt werden.» Nur seine eiserne Gesundheit erlaubte es ihm, seine ungewöhnliche Tageseinteilung beizubehalten. Niemand konnte mit ihm Schritt halten. Eine weitere Strapaze für seine Mitarbeiter war, dass ihm fortgesetzt neue Einfälle kamen. «Sie rührten aus seiner impulsiven Natur», schreibt Marshall Alan Brooke, der als Generalstabschef jahrelang sein Hauptberater war. «Seine Methode bestand darin, aus der Eingebung heraus und ohne logische Untersuchung des Problems plötzliche Entschlüsse zu fassen . . . Planmässige Strategie war nicht seine Stärke. Er arbeitete lieber intuitiv und impulsiv . . . Er hatte niemals einen Blick für die möglichen Folgen eines von ihm bevorzugten Kurses. Häufig weigerte er sich, sie überhaupt in Betracht zu ziehen.»

Und doch besass dieser Feuergeist die Gabe, in jeder Situation das treffende Wort zu finden. Es liesse sich ein dickes Buch mit seinen Bonmots füllen. Dieser Mann, eine erstaunliche Mischung aus Falstaff und Richard III, war einer der grössten Zaubrer des Wortes. Mit einem einzigen Bild konnte er einen ganzen Problemkomplex erhellen.

Einmal wurde er gefragt, wer der eigentliche Gründer der Arbeiterbewegung sei. Obwohl er mit Attlee gut zusammenarbeitete und Bevin hochschätzte, war er dem Sozialismus ganz und gar abgeneigt.

Schliesslich antwortete er, seine Zigarre paffend: «Christoph Kolumbus.» Einige Augenblicke überliess er seine Gesprächspartner der Verblüffung und fügte dann hinzu; «Denn als Kolumbus abfuhr, wusste er nicht, wohin es ging; und als er ankam, wusste er nicht, wo er war... Und all das mit anderer Leute Geld.» Ein paar Monate vor Jalta hatten ihn die Griechen mit ihrem byzantinischen Gezänk geärgert. Darauf schickte er ihnen ein Telegramm, in dem er kein Blatt vor den Mund nahm: «Die

britische Regierung hat allmählich die Nase voll von Ihren Narrheiten.» Von einem Engländer ausgesprochen, besagten diese Worte viel. Und das Telegramm war dazu noch an den Regenten persönlich gerichtet, an Erzbischof Damaskinos.

In grossen Stunden fand Churchill Worte, die sich für immer einprägten:

«Ich habe euch nur Blut, Mühe, Tränen und Schweiss zu bieten . . . Wir kämpfen allein, aber nicht *für* uns allein . . . England hat noch nie einen Krieg verloren. . . Die Amerikaner können nicht anders, als auf unsere Seite zu treten. Das ist nicht allein *unsere*, es ist auch *ihre* Überlebenschance.»

In Zeiten des Sturms fühlte er sich in seinem wahren Element. In ruhigen Zeiten dagegen konnte er aufbrausend, überspannt, ja grotesk wirken.

Im Ersten Weltkrieg, als Churchill Erster Lord der Admiralität geworden war, wurde eine seiner Tanten – Tante Leonie – von Fürst Bibesco gefragt: «Und wann wird wohl Ihr Neffe Premierminister werden?»

«Nie», erwiderte Tante Leonie, «es sei denn, es käme zu einer Katastrophe. «

Die Katastrophe war eingetreten und hatte Winston auf den höchsten Gipfel getragen.

Heute weiss er, dass die Hauptaufgabe erfüllt ist: Hitler hat sich, von allen Seiten eingekreist, in den letzten seiner Schlupfwinkel verkrochen.

Churchill ist indes nicht entgangen, dass sich die Welt gewandelt hat und dass die alten Länder vor fruchtbaren neuen Aufgaben stehen. Das zu erkennen, bedurfte es nicht erst des Hinweises des wohlmeinenden Feldmarschalls Smuts.

Über die Sowjets macht er sich keine Illusionen. Gewiss, er hütet sich, Stalin mit Ausdrücken zu traktieren, wie er sie in der Vorkriegszeit benutzt hatte, oder auch zu verkünden: «Der Bolschewismus ist keine politische Doktrin, er ist eine Krankheit.» Er macht vielmehr grosse Anstrengungen, um mit den Kremelherren auf freundschaftlichem Fusse zu stehen. Aber er lässt keinen Zweifel darüber, dass ihm Roosevelts Vertrauensseligkeit gegenüber Stalin Sorgen macht, ja sogar Ärger bereitet. Was ihn beunruhigt, sind nicht nur die Ambitionen des Mannes, der in seinen Augen ein neuer Zar ist, es ist auch die Furcht, die beiden Supergrossen könnten sich zusammenfinden, um dann alle anderen Nationen unter Einschluss Englands herablassend zu bevormunden.

Auf der anderen Seite will er nicht der Konkursverwalter beim Bankrott des in seinen Augen grössten Unternehmens sein, des britischen Empire. Bei diesem Gedanken allein empört sich alles in Churchill.

So wie de Gaulle über seine Liebe zu Frankreich hinaus Frankreich *ist*, so *ist* Winston Churchill das britische Empire mehr noch als er ihm dient. Jeden Schlag, der gegen ein Glied des Weltreichs geführt wird, empfindet er als einen Schlag gegen sich selbst. Er hat gespürt, wie dieses Reich ins Wanken geriet, erst unter Hitlers Ansturm, dann unter den Stössen der Japaner. Gewisse Gebiete des Empire sieht er bereits von den Sowjets bedroht, auch schon von Maos Kommunisten, die er für ebenso gefährlich hält wie die japanischen Armeen. Er sieht die Flotte, die das Empire schützt, durch die phänomenale Flotte der Vereinigten Staaten in den Schatten gestellt, zur Zweitrangigkeit verurteilt. Es wird ihm schwindlig, wenn er an das alles denkt.

Schliesslich ist Churchill, so autoritär er auch im Wesen sein mag, von ganzem Herzen ein Demokrat. Den ganzen Krieg hindurch hat er loyal mit dem Unterhaus kooperiert und es stets an erster Stelle unterrichtet. Mit den Labourführern innerhalb seiner Regierung hat dieser Erzkonservative freundschaftlich und erfolgreich zusammengearbeitet. Er liess die Pressefreiheit unangetastet. Jetzt schickt er sich an, Neuwahlen auszuschreiben, denn das Gesetz der Mehrheit ist für ihn Religion.

Nun sieht er die klassische Demokratie von allen Seiten angegriffen, er sieht in vielen Ländern den Kommunismus triumphieren, ihnen seine starren Formeln aufzwingen, in anderen seine Heraufkunft vorbereiten. Allein der Gedanke daran macht schwindelig.

Was ist angesichts solcher Gegebenheiten zu tun? Worauf sind seine Gedanken gerichtet, als er in Jalta ein trifft?

In erster Linie auf die Bildung eines stark untermauerten angelsächsischen Blocks.

Und die Beweggründe? Das englisch-amerikanische Gemeinschaftsgefühl, das zumindest die gemeinsame Sprache gibt – die gleiche Achtung vor den sakrosankten Freiheiten – die Einsicht, dass es ratsam sei, eine mächtige Familie rings um den Atlantik zu schaffen – die Erkenntnis, dass Stalin nur auf die geringste Uneinigkeit des Westens lauert, um von ihr zu profitieren – die grosse Angst vor der Naivität der Amerikaner – ein gewisses Gefühl der Einsamkeit angesichts des in Wunden liegenden Frankreich, des erschütterten Italien, des nahezu ver-

nichteten Deutschland, angesichts eines Europa, dem die jahrtausendalte Führungsstellung entgleitet – ein instinktives Bedürfnis, nach einer erschöpfenden Periode sich vertrauensvoll auf eine jüngere und robustere Schulter stützen zu können.

Churchill beschäftigt sich intensiv damit, einen solchen Block zu schaffen.

Aber er ist auch zu sehr «Politiker», um nicht zu spüren, dass die Amerikaner, zumindest Roosevelt, Hopkins und General Marshall, ihn nicht für aufrichtig halten. Sie sehen in ihm den habgierigen Imperialisten, dem es hauptsächlich darum geht, seinen Schatz zu hüten, auch wenn dafür das Leben vieler tausend amerikanischer Soldaten geopfert werden müsste. Sie befürchten sogar, sich in seiner Gesellschaft zu kompromittieren, und möchten unter keinen Umständen mit ihm in einen Topf geworfen werden. Mit der grössten Zurückhaltung sind sie auf seine Bitte eingegangen, sich mit ihm vor der Zusammenkunft in Jalta erst in Malta zu treffen. Manchmal möchte man glauben, sie betrachteten ihn als lästigen Verbündeten, als einen Verwandten, den man am liebsten meidet. In ihren Augen ist er der Reaktionär, der alte Mann aus einer alten Nation, der, mag er auch noch so viel Mut bewiesen haben, mag er noch so originell sein, immer die gleiche Platte spielt und seinen Stolz darein setzt, ihnen Ratschläge zu erteilen. Churchill spürt nicht nur, dass sie so denken, er weiss es auch.

So bleibt ihm keine andere Strategie übrig, als seine Zuflucht gerade zu jenem Egoismus zu nehmen, den man ihm vorwirft.

Er ist ganz auf sich selbst gestellt, und danach richtet er seinen Aktionsplan ein.

Seine erste Sorge gilt einer möglichst soliden und dauerhaften Sicherheit der britischen Insel selbst, auf der man wie nie zuvor begreift, dass Rhein und Oder einen besseren Grenzschutz darstellen als der Ärmelkanal. Um dieses Sicherheitsziel zu erreichen, gibt es nur zwei Wege: eine grosse Besatzungszone in Norddeutschland – daher legt er so immensen Wert auf einen raschen Vormarsch von Montgomerys Truppen – und die Intensivierung der Freundschaft mit Frankreich – weshalb er entschlossen ist, sich auf der Konferenz in Jalta zum Fürsprecher der französischen Interessen in Deutschland zu machen.

In Quebec, wo Roosevelt ihm aus unerklärlichen Gründen vorschlug, Süddeutschland von England und Nordwestdeutschland von Amerika besetzen zu lassen, bekam Churchill einen Wutanfall. Bei der gegenwärtigen Konstellation wird er um

nichts in der Welt auf die Besetzung Hamburgs verzichten. Und so wird er auf der Konferenz jeder Formel zustimmen, die England zumindest Nordwestdeutschland als Besatzungszone überlässt.

Seine zweite Sorge ist, die Verbindungswege nach Indien vollauf zu sichern. Mit der Sicherheit dieser Wege wäre es nämlich aus, wenn sich Stalin an der Mittelmeerküste festsetzte, ganz gleich wo. Ungeachtet des hartnäckigen Widerstands von Roosevelt und Marshall gegen eine Balkanoffensive hat Churchill daher Stalin unzweideutig gezeigt, welchen Wert er dem ganzen Mittelmeerraum beimisst. Und um seinen Willen zu demonstrieren, zögerte er nicht, britische Truppen in Griechenland gegen die Markos-Partisanen einzusetzen. Im Oktober hat er dem Kremlherrn auf die elementarste Weise den einzigen Tauschhandel angeboten, durch den er das Mittelmeer retten kann: «Lass mir meinen Einfluss in Griechenland, Jugoslawien und Italien, dann werde ich dir deinen Einfluss in anderen Gebieten nicht streitig machen. Wenn nicht, muss ich alles wieder in Frage stellen.»

Das ist die Sprache, die Stalin versteht. Bei der Teilung der Interessensphären besteht indes eine Schwierigkeit: Es gibt da ein Land namens Polen, um dessen Unabhängigkeit willen gerade Grossbritannien in den Krieg eintrat. Es steht ausser Frage, dass Churchill in der Stunde von Jalta von drei sehr unterschiedlichen Überlegungen in bezug auf das polnische Problem beherrscht wurde. Die eine war zynisch: bei einer Interessenabgrenzung muss man, wenn man an einer Stelle etwas haben will, an einer anderen etwas geben, was in diesem Fall umso leichter ist, als – Ehre hin, Ehre her – der Weg nach Indien offenkundig nicht durch Warschau geht. Die zweite war fatalistisch: beim gegenwärtigen Stand der Fronten ist zu erwarten, dass Stalin, wenn man ihm das geforderte Stück Polen nicht konzidiert, es auf jeden Fall nimmt, und vielleicht noch mehr. Die dritte Überlegung war aufrichtig gemeint: da Polen, wenn es Lemberg und die Pripjetsümpfe nicht abtritt, Gefahr läuft, ganz von der Landkarte zu verschwinden, muss man ihm helfen, zu retten, was noch zu retten ist, das heisst, seine staatliche Existenz und seine Einheit mitsamt einer Hauptstadt, und ihm erlauben, sich im Westen auf Kosten Deutschlands bis zur Oderlinie auszu dehnen, es also mit einem Gebiet entschädigen, dessen Umfang dem Territorium entspricht, das es im Osten an Russland verlieren wird.

Churchills dritte Sorge betrifft den Fernen Osten. Roosevelts Gedankengänge beunruhigen ihn in dieser Hinsicht noch mehr als in bezug auf Europa. Der amerikanische Präsident beschwört die Gefahr einer neuen nationalistischen Welle in Asien herauf. Er will auch unbedingt China einigen und stärker bewaffnen, während die Engländer nach jahrelangen Überlegungen zu der Auffassung gelangten, es sei ratsam, China im Gegenteil seinen fortgesetzten inneren Wirren zu überlassen: Wenn China zu stark werde, würde sich alles verändern, denn es wären dann auch die Japaner nicht mehr da, um ein Gegengewicht zu bilden.

Churchill ist daher entschlossen, unter keinen Umständen seine Zustimmung zu einem Abkommen zu geben, das zwischen Russland und den Vereinigten Staaten über die ungeheuren asiatischen Probleme Zustandekommen könnte.

Aber die Gesamtheit dieser Sorgen zwingt ihm einen reinen Defensivplan auf, und das missfällt ihm. Eine solche Haltung wird dem Misstrauen Roosevelts und seiner Mitarbeiter nur neue Nahrung geben.

Im Falle Polen plagt ihn auch mehr oder weniger das schlechte Gewissen.

Und was ihm gar nicht behagt, ist die «Politik der vollendeten Tatsachen», auf die sich Stalin meisterhaft versteht.

Schliesslich empfindet sich der britische Premier zum erstenmal klein neben den beiden Kolossen. Er weiss, dass England schwach ist, gemessen an den gewaltigen Mitteln, die sie einzusetzen vermögen.

Nicht nur, dass er sich dazu verurteilt sieht, acht Tage in dieser verteufelten Gegend zuzubringen, nicht nur, dass er in der Villa Woronzow untergebracht ist, die ihm neben dem Schloss Liwadia wie eine bescheidene Dependance vorkommt und in der das Arbeiten unbequem ist – er kann auch nur ein Dutzend seiner Freunde bei sich haben, während die ganze übrige britische Delegation mit zwei Ferienhäusern vorlieb nehmen muss, die dazu noch zwanzig Minuten weit entfernt liegen.

Winston Churchill ist sehr schlechter Laune. Sein Freund Lord Moran, der ein Zimmer neben dem seinen bewohnt, und seine Tochter Sarah haben ihn noch nie so verdriesslich gesehen.

Anthony Eden lässt sich, wie stets, durch nichts erschüttern.

Man möchte meinen, er sei ganz besonders dazu geschaffen, die Explosivität und Vitalität des Premierministers besser in

Erscheinung treten zu lassen: ein stiller See, in den sich häufig der Lavastrom des Vulkans ergiesst, um sich abzukühlen.

Nichts scheint diesen früheren Eton-Schüler und jetzigen Chef des Foreign Office Seiner britischen Majestät ausser Fassung zu bringen, nicht einmal, dass er hier mit einer Schar russischer Revolutionäre, fast lauter ehemalige Terroristen, und einer Gruppe reicher Presbyterianer, fast lauter Enkel von Viehzüchtern, über ernste Weltangelegenheiten diskutiert.

Als guter Engländer hat er Humor mit einer guten Portion Selbstironie: Gefällt er sich, zwischen Hopkins und Wyschinski, in der Rolle eines Hüters der Tradition?

Er wurde 1897 in Windlestone Hall, einem vornehm-schlichten Landsitz bei Bishop Auckland in der Grafschaft Durhamshire geboren. Sein Vater, ein Landedelmann, betrieb als Hobby die Aufzucht von Jagdhunden für die Fuchsjagd, die in der Grafschaft die meisten Preise errangen. Anthony besuchte das aristokratischste College von ganz England, wo er vor allem beim Fussball, Cricket und Rudersport glänzte. Auf der Universität Oxford kamen seine hervorragenden Gaben zur Entfaltung. Bis zum Ersten Weltkrieg studierte er dort genug Jura und Geschichte, um an eine politische Karriere denken zu können. Doch sein Schicksal führte ihn in die Somme-Schlacht, genau in eine Stellung, der gegenüber einer deutschen Einheit lag, in der ein gewisser Adolf Hitler Meldegänger war. Er kehrte unverehrt aus dem Kriege zurück und begab sich sofort wieder nach Oxford, wo er diesmal orientalische Sprachen, vor allem Persisch und Arabisch, studierte. 1923 heiratete er Beatrice Helen Beckett, deren Vater Mitinhaber der ‚Yorkshire Post‘ war. Im Wahlkreis Warwick-Leamington wurde er zum Unterhausabgeordneten gewählt und durch mehr als dreissig Jahre immer wiedergewählt. Schon als junger Abgeordneter befasste er sich, neben einer methodischen, ja peinlich genauen Analyse der Wählerwünsche, mit aussenpolitischen Angelegenheiten, kam 1931 als Unterstaatssekretär ins Foreign Office und wurde mit einer Reihe von Missionen betraut, die ihn auf alle Kontinente führte: Kanada, Australien, Neuseeland, Ceylon, Paris, Berlin, Warschau, Prag und Moskau, wo er als erster Unterhändler eines nichtkommunistischen Landes von Josef Stalin persönlich empfangen wurde. Als er 38 Jahre alt war, berief ihn Premierminister Baldwin an die Spitze des Foreign Office. Nachdem Chamberlain Premier geworden war, dessen *Appeasement-Politik* zum Münchner Abkommen führte, trat Eden aus Protest gegen «die

Politik der Schwäche» von seinem Posten zurück. Churchill holte ihn 1940 wieder. Oft entfaltet Eden eine geniale Geschicklichkeit bei der Entwirrung von Verwicklungen, die sein ungestümer Premier anrichtet. Sein Spitzname ist: *the best second* (der beste Zweite), ein Titel, der ihn entzückt und dem er mit hervorragendem Takt Ehre macht.

Sir Alexander Cadogan, 61 Jahre alt, siebtes Kind des Earl of Cadogan, der Unterstaatssekretär im Kriegs- und Kolonialministerium gewesen war, Enkel des zweiten Earl of Craven, Eton- und Oxford-Schüler, verheiratet mit Lady Theodosia Acheson, Tochter des vierten Earl of Grosford, ist Unterstaatssekretär im Foreign Office und ein britischer Diplomat reinsten Wassers. Im diplomatischen Dienst hatte er nacheinander Posten in der Türkei, in Wien, beim Völkerbund inne und war schliesslich Botschafter in Peking. Als Ständiger Unterstaatssekretär kann er höchstens wegen schlechter Führung, niemals aber aus politischen Gründen, welcher Art sie auch sein mögen, entlassen werden. Er ist im Foreign Office der höchste Fachbeamte, leitet aber auch die Nachrichtenstelle des Ministeriums und verwaltet die Geheimfonds.

Er spielte eine bedeutende Rolle bei der Abfassung der Atlantik-Charta und nahm an allen grossen internationalen Konferenzen der letzten Jahre aktiv teil: Dumbarton Oaks, Kairo, Quebec, Teheran.

Er ist der Prototyp des Engländers: hochgewachsen, schmale Schultern, hohe Stirn, dicker Schnurrbart und helle Augen, in deren Blick sich Ernst und Ironie die Waage halten.

Es versteht sich, dass er, der einen so hohen Posten im Foreign Office innehat, ein Musterbild des Diplomaten ist: lebensklug, kühl, umsichtig, sehr auf Formen bedacht, präzise und klar.

Man sagt ihm eine ausgesprochene Neigung für die Anonymität nach.

Sir Archibald Kerr, Botschafter Seiner britischen Majestät in Moskau, gehört ebenfalls zur ersten Garnitur des Foreign Office. Distinguiert und diskret, glaubt er fest an die Überlegenheit der britischen Zivilisation.

Er entstammte einer schottischen Adelsfamilie, wurde 1883 geboren und hatte im Laufe seiner langen, reibungslosen diplomatischen Karriere wie kaum ein anderer Gelegenheit, zu erkennen, in welcher amüsanten – oder auch tragischer – Weise sich

die Zivilisation anderer Völker von derjenigen Englands unterschied.

Nacheinander war er tätig an den britischen Missionen in Berlin, Buenos Aires, Washington, Rom, Teheran, Tanger, Kairo, Santiago de Chile – wo er die reiche Senorita Maria-Teresa Diaz-Salas heiratete – und Stockholm, Dann wurde er Botschafter in Bagdad, danach in China und schliesslich, anstelle von Stafford Cripps, Botschafter in Moskau.

Archibald Kerr liebt die Geselligkeit, raucht ständig Pfeife und hat einen prächtigen Humor, hinter dem sich Zartgefühl und Scheu verbergen.

Er ist ein sportlicher Typ, gross und knochig, mit kräftigen Händen, breiter Stirn und einem wie aus Holz geschnitzten Gesicht. Man sagt, er habe den sechsten Sinn: jedenfalls kann er unfehlbar einen falschen Scotch Whisky von einem echten unterscheiden.

Marschall Alan Brooke, 62 Jahre alt, laut Montgomery der grösste Militärführer aller an diesem weltweiten Kriege beteiligten Nationen, hauptsächlicher Militärberater Churchills, entstammte einer nordirischen Baronetsfamilie – der Familie der *Fitting Brookes of Brokeborough*.

Ehe er mit 18 Jahren auf die Militärschule von Woolwich kam, war er in Frankreich erzogen worden, dessen Sprache er wie seine Muttersprache beherrscht.

Im Ersten Weltkrieg, aus dem er als Oberstleutnant mit hohen Auszeichnungen zurückkam, wurde er im Heeresbericht sechsmal erwähnt. Danach war er lange Zeit Lehrer an der Generalstabsschule in Camberley.

1940 befehligte er das zweite der beiden Korps, aus denen sich anfänglich das britische Expeditionsheer in Frankreich zusammensetzte. Die Rettung der englischen Truppen in Dünkirchen war sein Werk, Während der folgenden Zeit, in der niemand in England an einer bevorstehenden deutschen Landung zweifelte, war Brooke Oberster Befehlshaber der gesamten *Home Forces*.

Im Dezember 1941 berief ihn Churchill anstelle von General John DiU zum Chef des Empire-Generalstabs. Fortan war er mit der höchsten Verantwortung für alle Operationen zu Lande, zur See und in der Luft betraut.

Man nannte ihn nur noch «Churchills rechte Hand». Was Eden auf politischer Ebene war, stellte Brooke auf der mili-

tärischen dar. Er musste die spontanen Einfälle des genialischen Premiers mit den Erfordernissen von Disziplin und Logik in Einklang bringen. Er war lange Zeit dazu vorgesehen, die Landungsoperationen im Westen zu leiten: diese Revanche für Dünkirchen stand, wie man meinte, einem Engländer zu. Dass dann doch ein Amerikaner mit dieser Aufgabe betraut wurde, war für Brooke äusserst schmerzlich. Aber in einer harten Prüfung wird der Engländer häufig zum Stoiker, und dieser hier ertrug sein Missgeschick mit grosser Fassung. Nur eines konnte man von seiner Generosität nicht verlangen: Strategen anzuerkennen, die er nicht für Strategen hielt.

Er ist ein Mann mit lebhaften, jugendlichen Bewegungen. Stets trägt er eine makellose Uniform. Im täglichen Leben ist er die Pünktlichkeit in Person. In militärischen Dingen zeigt er eine beispielhafte Klarheit, und sein politisches Denken könnte nicht simpler sein: Verteidigung des Empire, weiter nichts. Mit seinem Raubvogelgesicht, seinem präzisen und klaren Geist, seinem vorzüglichen Gedächtnis, seiner abgehackten Rede-weise, in der er den glitzernden Strom seiner Gedanken zum Ausdruck bringt, sowie mit seiner Angewohnheit, beim Sprechen die Zunge wie eine Eidechse hervorschnellen zu lassen, macht er stets Eindruck auf die amerikanischen Militäρχefs. Sie mögen ihn zwar nicht, haben aber grosses Vertrauen zu ihm.

Wenn er sich von den Enttäuschungen und Sorgen, die ihm der Krieg nicht erspart, ablenken will, sucht er Zuflucht in der von ihm so geliebten Vogelwelt. In London kann er, sei es in seinem Garten, sei es in einem Park, stundenlang auf der Lauer liegen, um ein Nachtigallennest zu filmen. Von den internationalen Konferenzen war ihm die von Casablanca die liebste, weil er dort bei Spaziergängen am Strand eine Vielzahl von Vögeln beobachten konnte: Wasserläufer, Strandläufer, Kiebitze, Steinwölzer, Stieglitze, Schwarzkehlchen, weisse und gelbe Bachstelzen sowie Wattvögel. Auf den Aufenthalt in Jalta hat er sich gefreut, weil ihm gesagt worden war, es gäbe dort ebensoviel interessante Vögel.

Doch bei seiner Ankunft ist Alan Brooke niedergeschlagen: auf der Konferenz mit den Amerikanern in Malta sind alle seine Vorschläge und Pläne abgelehnt worden.

RAF-Marschall Sir Charles Portal hatte in London den Spitznamen «Bombenportal». Er besass die Energie des unerbittlichen Rächers. «Er ist von schreiender Aggressivität», sagte

Churchill. Als er im Oktober 1940 Nachfolger von Cyril Newall wurde, sagten die Londoner voller Freude, seine Ernennung sei ein Zeichen dafür, dass England, nachdem es Schläge einzu-stecken verstanden habe, von nun an auch Schläge auszuteilen verstehen werde. In wenigen Monaten reorganisierte Portal das britische Bomberkommando, baute die Streitmacht aus und zö-gerte nicht, die Skoda-Werke in Böhmen, Flugzeugfabriken in Mailand und Kugellagerwerke in Schweinfurt zu bepflanzen. So nannte man ihn in London denn auch: «Deutschlands erster Pflasterer» oder «Görings Bezwinger». Aus einer französischen Hugenottenfamilie stammend, verbrachte er seine Kindheit in der friedlichen Landschaft von Pangbourne an der Themse. Auf dem College von Winchester lernte er die Falkenjagd kennen, für die er sich leidenschaftlich begeisterte. Fortan träumte er nur noch vom Fliegen, und bei der ersten sich bietenden Gelegen-heit, das heisst im Ersten Weltkrieg, meldete er sich freudig zur Luftwaffe. Er war einer der ersten Aufklärungsflieger.

Er ist keineswegs eine klassische Schönheit: borstiges Haar, lange, spitze Nase, abstehende Ohren und unregelmässiges Ge-sicht. Im Kasino heisst es, er ässe wenig wie ein Spatz und pünkt-lich nach der Uhr, was jedoch einem Engländer zur Ehre ge-reicht. Er selbst zieht einen anderen Vergleich vor, zu dem er einen Witzbold anregte, der beim Anblick seiner schnabelartig langen Nase, seiner flügelähnlichen langen Arme, seiner festen, an Höhenruder erinnernden Beine und seiner drohenden Miene ausrief: «Der Kerl ist ja ein wahres Kampfflugzeug.»

Sir Andrew Browne Cunningham, Oberbefehlshaber der Mittel-meerflotte, kennt das grosse, geschichtsträchtige Binnenmeer in- und auswendig. Als Benito Mussolini noch vom *Mare Nostrum* sprach, sagte man in London, er habe damit gemeint: «Mein und Cunninghams Meer.» Als Navigator geniesst er einen so grossen Ruf, dass alle seine Mannschaften versichern, er könne mit dem Bug seines Panzerschiffes ein Ei genau in der Mitte durchschnei-den. Sie sagen auch, er sei «so verlässlich wie ein Gyroskop und so unermüdlich wie die Mittelmeersonne».

Man möchte meinen, dass man ihn auch nach Jalta als eine Art Gyroskop mitgenommen hat, um ein etwaiges Vom-Wege-Ab-weichen Winston Churchills zu verhindern, der am Ende die Route nach Indien vergessen könnte.

Denn die Engländer rechnen manchmal selbst mit dem Un-möglichen. Cunningham nämlich personifiziert die «Route».

Allein seine Anwesenheit gemahnt dauernd an den Suezkanal und die Strasse von Gibraltar.

Er ist ein autoritärer, barscher, wortkarger Mann mit schmalen Lippen und Sorgenfalten auf der Stirn. Es empfiehlt sich nicht, ihn zu reizen.

Selbst Churchill nimmt sich vor ihm in Acht.

Marschall Sir Harold Alexander, ein Studienkamerad Montgomerys auf der Kriegsschule in Camberley, gibt sich so bescheiden und unauffällig wie ein kleiner Beamter, hat Geduld wie ein Chirurg, ist wachsam wie ein Taktiker und natürlich kühl wie ein Engländer. Alle guten Feen standen an seiner Wiege: jüngster Spross einer reichen Adelsfamilie, ausgebildet in den besten Schulen, den vornehmsten Regimentern zugeteilt, hervorragender Reiter, blendender Causeur, frei von jeder Angst und zweifellos der intelligenteste Truppenoffizier der britischen Armee.

Darüber hinaus ist er Künstler: er malt, ohne viel daraus herzumachen, aus reiner Freude. Er besitzt dazu Humor und Charme und ist eine elegante Erscheinung. An diesem Prototyp des Glückskindes lässt sich keine Unvollkommenheit entdecken, zumal er die für einen General sehr seltene Eigenschaft besitzt, keine Eifersucht zu empfinden.

Er scheut sich nicht vor grossen Wagnissen und raschen Entscheidungen. Dies hat er wiederholt im Kampf gegen Rommel und Kesselring bewiesen. Ausserdem ist er der geborene Schiedsrichter und versteht es, in den delikatesten Angelegenheiten zu vermitteln.

«Ich rege alle Leute auf, und er beruhigt sie», sagte Montgomery von ihm.

General Sir Hastings Lionel Ismay ist Stabschef Churchills in dessen Eigenschaft als Verteidigungsminister und Sekretär des Kriegskabinetts. Er besuchte die Kriegsakademie in Sandhurst, kämpfte 1907 in Somaliland beim 21. Grenzkavalleriekorps und kam dann als Soldat in der ganzen Welt herum. Er ist einer der besten Indienkenner, besitzt aber auch grosse Erfahrung in der Behandlung der praktischen und psychologischen Probleme Ägyptens und der Levante. Dieser grosse, schlanke, gepflegte Mann ist jederzeit für einen Scherz zu haben und hat für Eitelkeit und schlechte Laune nichts übrig. Wegen seiner Fähigkeit und Gewissenhaftigkeit wurde er bei der Ausarbeitung jedes grossen strategischen Plans konsultiert, und er nahm in den letz-

ten Jahren an allen wichtigen militärischen und politischen Besprechungen teil. Seine grosse diplomatisch-militärische Erfahrung lässt es der britischen Delegation geraten erscheinen, ihn auch in Jalta häufig zu befragen.

Teil III Die Konferenz

Sonntag, 4. Februar

Um 16.15 Uhr stattet Stalin Präsident Roosevelt in dessen Arbeitsszimmer im Schloss Liwadia einen Besuch ab. Es ist ihre erste Begegnung in Jalta. Ausser Molotow sind nur noch die beiden Dolmetscher Pawlow und Bohlen zugegen.

Der Besuch dauert nur eine Viertelstunde, aber was gesprochen wird, ist bedeutsam.

«Wie steht es an der Westfront?» lautet Stalins erste Frage. Die Lage am Rhein ist seine Hauptsorge. Während Roosevelt in erster Linie darauf bedacht ist, Russland zum Krieg gegen Japan zu bewegen, und Churchill vor allem daran denkt, Garantien zugunsten des bedrohten britischen Weltreichs zu erlangen, richtet Stalin sein Augenmerk zunächst auf Deutschland. Er knüpft gleich eine Bemerkung über die grossen Erfolge der sowjetischen Truppen an der Oderfront an.

Roosevelt weicht aus und erzählt, auf der «Quincy» seien während der Fahrt über den Atlantik zahlreiche Wetten abgeschlossen worden: ob die Russen eher nach Berlin als die Amerikaner nach Manila gelangen würden. Stalin geht mit einer Liebenswürdigkeit, die im Gegensatz steht zu dem schroffen Ton, den er an den ersten Tagen der Konferenz von Teheran angeschlagen hatte, auf das Spiel ein. Mit kaum verhüllter Ironie bemerkt er, die Amerikaner würden sicherlich eher in Manila als die Russen in Berlin sein, denn sie stiessen «an der Oder auf hartnäckigen Widerstand».

Das Gespräch wendet sich dann dem Klima und den landschaftlichen Schönheiten der Krim zu.

Roosevelt sagt, er sei tief erschüttert über das Ausmass der von den Deutschen angerichteten Zerstörungen, worauf Stalin erwidert, sie seien nichts im Vergleich mit den Zerstörungen in der Ukraine, wo die Deutschen ganz methodisch und nach einem vorgefassten Plan vorgegangen seien.

Roosevelt kündigt dann an, dass Eisenhower am 8. Februar mit einer Offensive beginnen wird, die im März zum umfassenden Vormarsch der anglo-amerikanischen Truppen führen soll. Stalin äussert sich darüber befriedigt und sagt, wenn erst einmal Saar- und Ruhrgebiet eingenommen seien, hätten die Deutschen keine Kohlen mehr, da ja das schlesische Kohlenbecken bereits in russischer Hand sei.

Darauffhin stellt Roosevelt seine erste Frage, zweifellos um das Terrain zu sondieren: «Da sich jetzt unsere Armeen einander nähern, wäre es da nicht möglich, dass Eisenhower direkte Verbindung mit dem sowjetischen Hauptquartier aufnimmt, statt wie bisher über die Stäbe in London und Washington?»

Stalin willigt sofort ein.

Roosevelt ist glücklich: Nachdem Stalin sich so zögernd zu der Konferenz bereitgefunden hatte, war ein so rasches Einvernehmen nicht vorzusehen gewesen.

«Und de Gaulle?» fragt der Präsident.

In Moskau hatte Stalin zu Harriman gesagt, der Präsident der französischen Provisorischen Regierung sei «ein sehr eigensinniger und schwieriger Mann». Jetzt zuckt er nur mit den Schultern und antwortet mit jener Ironie, auf die er sich so gut versteht: «Er ist kein sehr komplizierter Mann.» Er fügt hinzu, es fehle de Gaulle an «Realismus»: «Er fordert für Frankreich, das sich an diesem Krieg kaum beteiligt hat, gleiche Rechte mit den Amerikanern, Russen und Engländern, die schliesslich die ganze Bürde des Krieges getragen haben.» Roosevelt lächelt: In Casablanca habe sich de Gaulle ihm gegenüber «als geistiger Führer Frankreichs mit der Jungfrau von Orleans, als politischer Führer mit Clemenceau verglichen». Stalin lächelt ebenfalls: «De Gaulle scheint die Lage in Frankreich nicht zu erfassen, noch scheint er zu begreifen, dass Frankreichs Beitrag zu den militärischen Operationen sehr gering ist und dass es ausserdem im Jahr 1940 überhaupt nicht gekämpft hat.» Die Erwähnung des Jahres 1940 kann Roosevelt in dieser Stunde nicht mehr erschüttern.

Doch stellt er die Frage, was man russischerseits davon halten würde, Frankreich eine Besatzungszone in Deutschland zuzuteilen, und er beruft sich auf Churchill, der ihm erklärt habe: «Das wäre keine schlechte Idee.» «Wieso?» fragt Stalin, «aus welchem Grund?» «Aus Freundlichkeit», erwidert Roosevelt. «Das wäre allerdings der einzige Grund, der sich anführen

liesse», mischt sich Molotow ein, der bis dahin den Mund nicht aufgetan hat.

Am Ende des Gesprächs wiederholt Stalin, etwas nervöser als zu Beginn, seine «entschiedene Opposition» gegen die Zuteilung einer Besatzungszone an Frankreich, fügt aber immerhin hinzu, darüber liesse sich noch reden.

Danach begeben sich die beiden Staatsmänner in den Grossen Ballsaal zur ersten Vollsitzung der Konferenz.

Stalin hat einen betont jovialen und herzlichen Roosevelt vorgefunden, während Roosevelt, wie er Hopkins zwischen Tür und Angel mit Befriedigung anvertraut, einem Stalin begegnet ist, der zwar wie gewöhnlich etwas zugeknöpft und misstrauisch sei, jedoch weit mehr Entgegenkommen zeige, als man zu hoffen gewagt habe.

An diesem Sonntag, dem 4. Februar, 17.10 Uhr, wird die Jaltakonferenz offiziell eröffnet. Um den runden Tisch sitzen fünfzehn Personen, von jeder Delegation fünf. Von den Amerikanern: Roosevelt, Stettinius, Leahy, Marshall und King. Von den Engländern: Churchill, Eden, Brooke, Portal und Alexander. Von den Russen: Stalin, Molotow, Kusnezow, Antonow und Chudjakow. Anwesend sind ausserdem Harriman, General Deane, General Ismay, Admiral Cunningham, Wyschinski, Maiski, Gusew und Gromyko. Es ist die einzige Sitzung der Konferenz, an der die Militärs teilnehmen, die fortan gesondert beraten. Hopkins, der sehr krank ist, hat sich ins Bett legen müssen.

Als Dolmetscher fungieren Bohlen, Pawlow und Major Birse. Zurzeit der Jaltakonferenz gab es noch keine Simultanübersetzung mit Mikrofonen und Kopfhörern. So wird Satz für Satz übersetzt. Der Redner muss jeweils abwarten, bis ein Satz verdolmetscht ist, ehe er fortfahren kann. Eine langwierige, ja langweilige Prozedur.

Keine der Diskussionen der ganzen Woche ist mitsteno-graphiert worden, und infolgedessen gibt es kein beglaubigtes Protokoll. Von der Konferenz, die zweifellos von grösster geschichtlicher Bedeutung war, sind keine anderen offiziellen Texte vorhanden als die paar Sätze des Schlusskommuniqués und das Geheimprotokoll. Die Militärs sind die einzigen, die sich während ihrer Sitzungen Notizen machen, die sie zu Beginn der folgenden Zusammenkunft abzeichnen lassen.

Stalin eröffnet die erste Vollsitzung mit dem Vorschlag, Präsident Roosevelt den Vorsitz für die ganze Dauer der Konfe-

renz zu übertragen und von dem umständlichen Turnussystem abzusehen. Der Vorschlag ist nicht nur praktisch, er stellt auch einen klugen psychologischen Schachzug dar: Er bestärkt den Amerikaner in seinem Überlegenheitsgefühl und schafft darüber hinaus eine Distanz gegenüber dem britischen Imperialismus. Schliesslich wird eine deutliche Trennungslinie zwischen Engländern und Amerikanern gezogen, wobei dem Präsidenten mit dem Vorsitz die Position des Schiedsrichters und Vermittlers zugeschoben wird, was zwangsläufig eine stärkere Berücksichtigung des russischen Standpunkts mit sich bringt. Stalin verschafft sich damit von vornherein einen beträchtlichen Vorteil, während er den Anschein erweckt, als habe er Roosevelt diesen Vorteil eingeräumt.

Der Präsident dankt Stalin zunächst für den «grossartigen» Empfang, den die Russen den Engländern und Amerikanern bereiteten. Er glaube zu wissen, dass das russische Volk «über alles den Frieden und eine möglichst baldige Beendigung des Krieges» wünsche. Die drei Nationen verstünden sich «besser denn je», und «das gegenseitige Einvernehmen» nehme von Monat zu Monat zu. Deshalb schlage er vor, diese Konferenz ohne zeremonielle Umstände abzuhalten, denn in offener Aussprache (*frank and free speaking*) könnten die Angelegenheiten am besten erledigt werden. So halte er es auch in anderen Sitzungen, wenn er präsidiere. Dieser Vorschlag war typisch für Roosevelt: Der Amerikaner wird schnell familiär, ist entzückt, wenn man ihn beim Vornamen nennt, und bringt es fertig, selbst dem Papst freundschaftlich auf die Schulter zu klopfen.

Die Zeiten des Wiener Kongresses mit seinem grossen Pomp und auch die der Versailler Konferenz mit ihren feierlichen Reden sind vorüber.

In Liwadia fällt nicht ein einziges Mal das Wort «Eure Exzellenz».

Andere Zeiten – andere Konferenzen. Dass von der Jalta-Konferenz ein Protokoll fehlt, ist ebenfalls ein Kennzeichen der Zeit.

Nach Roosevelts einleitenden Worten beherrschen fast ausschliesslich zwei gleichermassen nüchterne und präzise Referate die Sitzung. Das erste hält General Antonow über die Ostfront, das zweite General Marshall über die Westfront.

Am Schluss seines Vortrags deutet Antonow daraufhin, dass die Deutschen im Begriff sind, zur Verstärkung der Ostfront

fünf Divisionen aus Norwegen, zwölf vom Rhein und acht aus Italien abzuziehen.

Auf eine Frage Roosevelts nach den Schwierigkeiten, die sich aus der unterschiedlichen Spurenbreite der deutschen und der russischen Eisenbahn ergäben, folgt eine etwas konfuse fachliche Diskussion, in deren Verlauf Stalin bemerkt, er selbst habe Antonow bevollmächtigt, jegliche Auskunft über die Frontlage zu geben; und er habe das aus eigener Initiative und «ohne jeden Druck» getan. Die Engländer und Amerikaner gewinnen hier den Eindruck, dass Stalins Bemerkung mehr der russischen als den beiden anderen Delegationen gilt. Sie ziehen daraus den Schluss, dass er sich decken muss, zum Beispiel gegenüber dem Politbüro, denn durch ihre Geheimdienste wissen sie inzwischen, dass sich Berija und Malenkow in der Villa Koreis aufhalten. In Wirklichkeit ist es ein geschickter Zug des Georgiers, sich den Anschein zu geben, dass er nicht unumschränkt handeln kann, dass die Entscheidung nicht allein bei ihm liegt und dass er auf starke politische Kräftegruppen, die dem Westen weniger freundlich gesonnen sind als er selbst, Rücksicht nehmen muss.

Marshalls Referat ist mustergültig. Selbst Alan Brooke findet nichts daran auszusetzen. Marshall bestätigt, dass Eisenhower bis zum 1. März den Rhein zu überschreiten hofft. Die englisch-amerikanischen Kampfflugzeuge haben zurzeit in erster Linie die Aufgabe, Verkehrswege lahmzulegen und grosse Bahnhöfe zu zerstören, während die grossen Bomber hauptsächlich gegen Treibstofflager eingesetzt sind. Da Geheimmeldungen zufolge die Deutschen beschlossen haben, den U-Boot-Krieg in grösserem Umfang wiederaufleben zu lassen, sollen die Bomber auch U-Boot-Stützpunkte bombardieren. Auf eine Frage Stalins erklärt Marshall, dass Eisenhower über 89 Divisionen, davon ein Drittel Panzerdivisionen, verfügt. Allein an der Rheinfront sind 10'000 Panzer und 4'000 Bomber bereitgestellt.

Hierzu bemerkt Stalin, die Sowjets hätten an ihrer Front 180 Divisionen stehen.

In diesem Augenblick ergreift Winston Churchill zum erstenmal das Wort. Die Überlegenheit der anglo-amerikanischen Streitkräfte, sagt er, habe niemals in der Effektivstärke, sondern stets im Material bestanden.

Stalin entgegnet darauf mit einem von Einzelheiten gespickten und im Brustton der Überzeugung vorgetragenen Kurzreferat über die Leistungen der sowjetischen Artillerie. «Aber

unsere Offensive erfolgt nicht auf Verlangen der Alliierten, noch auf Grund der in Teheran eingegangenen Verpflichtungen», glaubt er hinzufügen zu müssen, wobei er sich wiederum den Anschein gibt, als wende er sich an eine unsichtbare Kontrollinstanz. «Die sowjetischen Führer haben weder mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten noch mit dem britischen Premierminister Fühlung genommen. Sie tun von sich aus ihre Schuldigkeit.»

Roosevelt beeilt sich, darauf hinzuweisen, dass in Teheran das Ende des Krieges noch nicht abzusehen war, dass er selbst in der Vorwahlkampfperiode gestanden habe und dass die alliierten Armeen noch weit voneinander entfernt gewesen seien: Damals habe die Landung in der Normandie noch in einiger Ferne gelegen, und es hätten noch deutsche Truppen auf russischem Boden gestanden. Jetzt aber sei es dringend erforderlich und auch möglich, die Operationspläne aufeinander abzustimmen.

Nach einer wortreichen Beteuerung Churchills, dass er selbst und auch der Präsident der Vereinigten Staaten ihr volles Vertrauen in Marschall Stalin, das russische Volk und die Schlagkraft der russischen Armee setzen, werden schliesslich, zwecks Koordinierung der militärischen Pläne, Besprechungen zwischen den Generalstabschefs der drei Länder beschlossen.

19.50 Uhr wird die Sitzung aufgehoben.

Während ihrer ganzen Dauer hat Stalin fast ununterbrochen mit einem Rot- oder Blaustift Figuren auf die vor ihm liegenden weissen Blätter gekritzelt. Churchill hat sich eine Zigarre nach der anderen angezündet und sie mal wie einen Spazierstock, mal wie ein Gewehr geschwenkt. Roosevelt, erschöpft aussehend, bisweilen wie abwesend, hat wenig geraucht. Meist zog er seine Zigarettenspitzen nur hervor, um Stalin eine anzubieten, der gern einmal eine amerikanische Zigarette raucht.

Bei keiner der Diskussionen ist es zu stürmischem Wortwechsel gekommen. Ruhe auf der ganzen Linie.

Gegen 18 Uhr, kurz nach dem Tee, hat Leutnant Norris Houghton neugierig durch einen Türspalt geblickt. Die Stille im Sitzungssaal war ihm merkwürdig vorgekommen, «eine Stille wie in einem Krankenzimmer». Beamte des Foreign Office sammelten auf den Zehenspitzen gehend die Tassen ein und übergaben sie den russischen Dienern, die sich alle Mühe gaben, «nicht zu klappern». Es ist keine gute Idee von Houghton gewesen, sein Quartier zu verlassen: Sofort entdeckt ihn Gene-

ral MacFarlane! und drückt ihm Antonows zwölfseitiges Manuskript zum sofortigen Übersetzen in die Hand.

Am Abend gibt Roosevelt im «Billardzimmer» ein Diner für fünfzehn Personen. Ausser dem Kaviar, der bei keiner Mahlzeit fehlen darf, sind die Gerichte mehr nach amerikanischer Art: Geflügelsalat, Haschee mit Makkaroni, gebratenes Huhn und Obstkonserven. Es ist das einzige Essen, bei dem Roosevelts Philippinos servieren.

Dann werden Trinksprüche ausgebracht: an diesem ersten Abend ein gutes Dutzend. Auch sie gehören zu den neuen Formen der Diplomatie. Sie sind ein Gemisch aus liebenswürdigen und spitzen Bemerkungen, oft geistreich und ironisch. Man lässt in sie das eine oder andere hineinfliesen, was man während der Arbeitssitzung nicht hat anbringen können. Sie sind sogar geeignet, regelrechte Glaubensbekenntnisse abzulegen. Für Stalin – er trinkt seinen Spezial-Wodka aus einer ihm gesondert servierten Flasche, die angeblich nichts anderes enthält als stark mit Wasser versetzten Wodka – haben die Trinksprüche noch einen anderen Vorteil. Sie beflügeln die Phantasie der Arglosen, die dann mehr sagen, als sie sagen dürfen. Den ersten Toast, den ersten der ganzen Konferenz, bringt Churchill aus. Er trinkt auf «einen hundertjährigen Frieden».

Stalin erwidert mit einem Trinkspruch, ebenfalls auf den Frieden, fügt aber hinzu, dass nur die Grossen Drei den Frieden sichern könnten. Wäre es nicht lächerlich, wenn in der künftigen Weltfriedensorganisation ein Land etwa wie Albanien gleiches Stimmrecht wie Russland hätte? Gewisse befreite Länder schie- nen zu glauben, dass die «Grossmächte» die Pflicht gehabt hätten, das Blut ihrer Völker für die Befreiung dieser Länder zu vergiessen, und jetzt protestierten sie noch, wenn «die Grossmächte ihrerseits ihre Rechte verteidigen». «Ich bin bereit, gemeinsam mit den Vereinigten Staaten und Grossbritannien die Rechte der kleinen Mächte zu verteidigen, aber ich werde niemals zulassen, dass irgendeine Handlung einer der Grossmächte der Beurteilung der kleinen Mächte unterworfen wird.» Roosevelt pflichtet ihm bei, dass die Grossmächte die grösste Verantwortung tragen und dass die an diesem Tisch versammelten Grossen Drei die Friedensbedingungen entwerfen müssten. Doch dann hebt er sein Glas und trinkt auf «die Rechte der kleinen Nationen».

«Jugoslawien, Albanien und ähnliche kleine Länder», entgegnet Stalin im nächsten Trinkspruch, «haben kein Recht,

an diesem Tisch zu sitzen. Oder wünschen Sie für Albanien den gleichen Status wie für die Vereinigten Staaten? Was hat Albanien in diesem Krieg schon geleistet, um einen solchen Platz zu beanspruchen? Wir Drei sollten allein über die Sicherung des Weltfriedens bestimmen, und er lässt sich nur bewahren, wenn wir alle Drei ihn sichern.»

Hier macht Churchill eine scharfe Bemerkung:

«Der Adler sollte die kleinen Vögel singen lassen und nicht danach fragen, weswegen sie singen.»

Bohlen nähert seinen Mund dem Ohr seines Tischnachbarn Wyschinski und sagt:

«Das amerikanische Volk wird niemals zulassen . . .»

«Das amerikanische Volk», unterbricht ihn der Russe, «sollte lernen, seinen Führern zu gehorchen.»

«Kommen Sie nach Amerika und sagen Sie das den Leuten selbst!»

«Sehr gern», erwidert Wyschinski gelassen.

Die Unterhaltung wendet sich später noch einmal den kleinen Mächten zu. Man diskutiert über Argentiniens Weigerung, mit den Alliierten zusammenzuarbeiten.

«Dafür muss es bestraft werden», empfiehlt Stalin. «Jedenfalls kann es von Glück sagen, dass es nicht in der russischen Interessensphäre liegt.»

Roosevelt erläutert dann des längeren, dass das Problem der kleinen Nationen nicht so einfach sei, wie es aussehe. «In Amerika haben wir zum Beispiel eine Menge Polen, die ein vitales Interesse an Polens Zukunft haben.»

«Aber von Ihren sieben Millionen Polen», wirft Stalin ein, «haben nur siebentausend in Polen Wahlrecht.»

Winston Churchill hält es für angebracht, das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken. Er bringt einen Toast auf «die proletarischen Massen aller Länder» aus.

Dann folgt eine etwas konfuse Diskussion über das Selbstbestimmungsrecht der Völker, während der die Gemüter sich erhitzen und jemand sich über den Konservativen lustig macht, der auf das Wohl der Proletarier getrunken hat.

Der Löwe läuft rot an: «Ich werde ständig als Reaktionär behandelt. Dabei bin ich von allen drei Anwesenden der einzige, der jederzeit durch eine Abstimmung seines Volkes gestürzt werden kann.»

«Sie scheinen Angst vor den kommenden Wahlen zu haben», bemerkt Stalin scherzhaft.

«Im Gegenteil. Ich bin stolz auf das Recht des britischen Volkes, seine Regierung zu ändern, sooft es dies für richtig hält.»

Als Roosevelt gegen Ende des Diners Stalin erzählt, dass er und Churchill in ihren Geheimdepeschen ihn stets mit dem Decknamen «Onkel Joe» bezeichneten, «als ob Sie ein Familienmitglied seien», spielt Stalin den Gekränkten. Roosevelt überlegt schon, ob er sich entschuldigen soll. Zum Glück greift aber Molotow ein: «Lassen Sie sich nicht an der Nase herumführen. Er weiss es schon seit zwei Jahren, und ganz Russland mit ihm.»

Das Bankett wird um 23 Uhr in allgemeiner Euphorie beendet.

Der erste Konferenztag ist vorüber.

Roosevelt lässt sich im Rollstuhl von seinem schwarzen Kammerdiener Arthur Prettysman an Hopkins Bett schieben. Er möchte erst dessen Meinung hören, ehe er sich selbst ins Bett begibt, in dem er, wie jeden Abend, in einen alten grauen Pull-over gehüllt und mit der Zigarettenspitze im Mund einen Kriminalroman lesen wird.

Churchill fährt, vor sich hin brummend, mit der britischen Gruppe zur Villa Woronzow, wo man sich zum Tagesabschluss bei einem von Botschafter Kerr beschafften Scotch bester Sorte zur letzten Beratung zusammensetzen wird.

Stalin ist in die Villa Koreis zurückgekehrt, wo er, genau wie im Kreml, bis fünf Uhr morgens arbeiten wird, um dann bis Mittag zu schlafen. Um Mitternacht lässt er sich regelmässig mit dem Fronthauptquartier und mit der «Stafka» in Moskau verbinden.

Hopkins erzählt Roosevelt eine Geschichte, die er einmal von Stalin gehört hat: «Wissen Sie, dass Nikolaus II. am Tag seiner Abdankung um die Genehmigung einkam, sich in die Gärten von Liwadia zurückziehen zu dürfen? . . . Aber Revolutionen werden nicht gemacht, damit aus Zaren Gärtner werden können . . .»

Montag, 5. Februar

Die eigentliche Konferenzarbeit beginnt am Montag. Es finden drei wichtige Besprechungen statt: Um 12 Uhr beginnt im Palais Jussupow (Villa Koreis) die erste Sitzung der drei Generalstabschefs; etwas später und ebenfalls im Palais Jussupow die der Aussenminister; um 16 Uhr die Vollsitzung im Schloss Liwadia. Daneben hält jede Delegation zahlreiche interne Besprechungen ab; zum Beispiel treffen sich am Vormittag englische und amerikanische Militärs zu einem Meinungsaustausch, und in Roosevelts Arbeitszimmer versammeln sich Hopkins, Mathews und Bohlen am frühen Nachmittag zu einer langen Beratung, da in den Morgenstunden ein Kurier eine Menge Briefe nach Liwadia gebracht hat, die vom Weissen Haus am 51. Januar abgesandt wurden.

Bei diesem Sitzungsschema wird es für die Konferenzdauer bleiben: Jeden Tag eine Besprechung der Militärs, eine Besprechung der Diplomaten, die die Vereinbarungen der drei Delegationsführer textlich zu formulieren haben, sowie eine Vollsitzung. Für Spaziergänge bleibt wenig Zeit.

Die Militärs beginnen, nachdem sie beschlossen haben, den Vorsitz alle Tage umschichtig zu wechseln, mit dem Studium der Hauptunterlagen.

Die Zusammensetzung der einzelnen Militärdelegationen bleibt bis zum letzten Tag immer die gleiche: von amerikanischer Seite die Admirale King und Leahy, Vizeadmiral Cooke, die Generale Marshall, Kuter, Deane, Bull, Hull, Anderson und MacFarland; von russischer Seite Admiral Kusnezow, Vizeadmiral Kuscherow, Marschall Chudjakow, General Antonow und Major Kostrinski; von englischer Seite die Marschälle Brooke, Alexander, Portal, Admiral Cunningham, General Ismay und Vizeadmiral Archer. Als Dolmetscher fungieren Hauptmann Lunghi, Hauptmann Ware, Oberleutnant Chase und der Russe Potrubasch.

Im Laufe einer langen Diskussion über die Frontlage weisen Brooke und Marshall auf die gewaltigen, durch Luftangriffe erzielten Zerstörungen deutscher Industriewerke hin, worauf Antonow, ganz im Sinne Stalins, wieder die enorme Überlegenheit der russischen Artillerie hervorhebt und von Spezialdivisionen spricht, die mit 400 7,62-cm-Geschützen ausge-

stattet sind. Bull hält ihm entgegen, dass die anglo-amerikanische Armeegruppe Nord allein im Abschnitt Nimwegen über 1'500 10,5-cm-Geschütze verfügt und dass während der drei Tage vor Beginn der Offensive am 8. Februar 1'600 schwere Bomber eingesetzt werden, um täglich 4'500 Tonnen Bombenlast abzuwerfen. Nach dieser Diskussion wird die Frage der direkten Verbindung zwischen Eisenhower und Wassiljewski angeschnitten. Zur Überraschung der Engländer und Amerikaner verhält sich Antonow zurückhaltend: Die Erörterung dieser Frage habe Zeit, da ja die beiden Fronten noch weit voneinander entfernt seien. Er will auch noch nichts von einer direkten Verbindung an der Südfront zwischen Malinowski und Alexander wissen. Chudjakow pflichtet ihm lebhaft bei, so dass Leahy und Brooke nichts anderes übrigbleibt, als sich in die Vertagung des Themas zu schicken. Im Mittelpunkt der weiteren Diskussion stehen: Kombinierung der Operationen zur See und zu Lande, die Bewegung deutscher Truppen in Norwegen, die Luftunterstützung und der voraussichtliche Zeitpunkt des Kriegsendes. Leahy fragt die Russen, ob sie, ebenso wie er, der Meinung seien, dass vor dem 1. Juli nicht mit einem Zusammenbruch Deutschlands zu rechnen wäre. Antonow erwidert, solange die Offensiven im Osten und Westen keine grossen strategischen Perspektiven eröffneten, sei das russische Oberkommando nicht in der Lage, sich auch nur über einen ungefähren Zeitpunkt zu äussern. Da aber Leahy weiter in ihn dringt, sagt Antonow mit kaum verhüllter Ironie: «Das sowjetische Hauptquartier wird seine ganzen Anstrengungen darauf konzentrieren, die Niederlage Deutschlands so bald wie möglich herbeizuführen.» Auf Marshalls Einwand, dass die annähernde Fixierung eines solchen Zeitpunkts zumindest für die Planung der Massenproduktion an Waffen und Schiffen notwendig sei, lässt sich Antonow schliesslich zu einer Schätzung herbei: «Frühestens im Sommer, spätestens im Winter.» Mit dem 1. Juli zu rechnen, erscheine ihm nur dann gerechtfertigt, «wenn alle Anstrengungen gemacht würden, dieses Ziel zu erreichen».

Die Arbeitssitzung der drei Aussenminister ist mit einem Mittagessen verbunden, bei dem mehrere Toaste auf den «Fall Manilas» ausgebracht werden, der den Nachrichten zufolge dicht bevorsteht. Molotow, der mit Matsuoka den russisch-japanischen Freundschaftspakt unterzeichnet hat, geniert sich nicht im Geringsten, mit anzustossen. In dieser Sitzung unterbreitet der sowjetische Vertreter Stalins Vorschlag, die Konferenz of-

fiziell «Krimkonferenz» zu nennen, ein Vorschlag, dem Eden und Stettinius ohne Weiteres zustimmen. Diese rasche Einigung hebt indes die Stimmung nicht: es hat inzwischen mehrere recht unangenehme Wortwechsel gegeben, bei denen man den am Tage vorher so liebenswürdigen Molotow nicht wiedererkannte. Stettinius gehen überdies andere Dinge durch den Kopf: Roosevelt hat ihn am Morgen gebeten, sich zu überlegen, welche Stadt man als Sitz der künftigen Organisation der Vereinten Nationen vorschlagen solle und welche Senatoren – republikanische oder demokratische – und Minister für die amerikanische Delegation bei der Organisation in Frage kämen.

Die Vollsitzung wird um 16 Uhr eröffnet. Die Teilnehmer, die auch an den kommenden Tagen kaum wechseln, sind: amerikanischerseits Roosevelt, Stettinius, Hopkins, Leahy, Byrnes, Harriman, Mathews, Hiss und Bohlen; russischerseits Stalin, Molotow, Wyschinski, Maiski, Gusew, Gromyko und Pawlow; englischerseits Churchill, Eden, Kerr, Cadogan, Bridges, Jebb, Dixon, Wilson und Major Birse.

Präsident Roosevelt macht den Vorschlag, in dieser Sitzung nur ein Problem zu erörtern: die künftige Behandlung Deutschlands. «Ich halte es für unangebracht, die ganze Weltkarte aufzurollen und zum Beispiel auf Dakar oder Indochina einzugehen.» Und in seiner unmittelbaren Art bringt Roosevelt gleich die Frage der von Frankreich beanspruchten Besatzungszone aufs Tapet, nicht ohne hinzuzufügen, dass die Zuweisung von Zonen noch nicht die Frage löse, was nun auf die Dauer mit Deutschland zu geschehen habe.

Stalin stellt mit der gleichen kühlen Sachlichkeit, die er in Teheran gezeigt hatte, sofort vier wichtige Fragen: In welcher Form soll die Aufgliederung Deutschlands vor sich gehen? Sollen die drei Grossmächte in Deutschland eine Regierung einsetzen oder soll, wenn Deutschland in Zonen aufgeteilt wird, jede Zone eine eigene Regierung haben? Muss nicht genauer festgelegt werden, was unter «bedingungsloser Kapitulation» zu verstehen ist? In welcher Form und vor allem in welcher Höhe sollen Reparationen von Deutschland verlangt werden? Er erinnert an den von Roosevelt in Teheran gemachten Vorschlag, Deutschland in fünf Staaten aufzuteilen: ein verkleinertes Preussen – Hannover – Sachsen – Rheinland-Hessen – und Süddeutschland, während der Nord-Ostsee-Kanal, Hamburg, die Ruhr und die Saar der Kontrolle der Vereinten Nationen zu unterstellen wären.

Stalin spricht ohne Manuskript und zeigt wieder einmal, dass er jede Akte bis ins kleinste Detail genau kennt. Während seines Vortrags braucht er keinen seiner Mitarbeiter zu konsultieren. Er wirft nicht einmal einen Blick auf die Deutschlandkarte, die ihm Roosevelt hinhält.

Churchill meint, diese Fragen seien zu verwickelt, um in fünf oder sechs Tagen gelöst zu werden. Es wäre besser, damit einen Sonderausschuss zu betrauen, der einzusetzen sei, nachdem man eine Reihe konkreter Vorschläge erarbeitet habe. Er selbst habe im Grunde keine bestimmte Vorstellung, nur halte er es für notwendig, in Mitteleuropa einen mächtigen Staat mit Wien als Hauptstadt zu schaffen. Und dann stellt er eine Reihe von Fragen: Ob es nicht ratsam sei, sich baldigst darüber klarzuwerden, welche deutschen Gebiete eventuell den Polen vorzubehalten seien? Sollen Ruhr und Saar unter französische Verwaltung gestellt werden? Sollen sie einen unabhängigen Staat bilden oder noch für lange Zeit einer Weltorganisation unterstellt werden? Soll man Preussen nicht in mehrere Staaten aufteilen? In jedem Fall wäre es ratsam, die Meinung Frankreichs einzuholen, das von den europäischen Ländern am besten in der Lage sei, das Problem Deutschland zu beurteilen.

Stalin bringt dann die Sprache wieder auf die «bedingungslose Kapitulation», die ja «die ganze deutsche Frage» in sich einschliesse: Was habe zum Beispiel zu geschehen, wenn es einer bestimmten deutschen Gruppe gelinge, Hitler zu stürzen, und sie die bedingungslose Kapitulation annehme? Sollen dann die Grossen Drei mit jener Gruppe ebenso verfahren wie seinerzeit mit Badoglio in Italien?

Churchill antwortet, in einem solchen Fall müssten sich die Alliierten sofort beraten, um sich darüber klarzuwerden, ob man mit einer derartigen Gruppe verhandeln oder aber den Krieg bis zur vollständigen Besetzung Deutschlands fortsetzen solle. Was ihn angehe, so halte er es für unmöglich, mit Kriegsverbrechern wie Hitler oder Himmler zu verhandeln, selbst im Falle einer bedingungslosen Kapitulation.

Wie man sieht, hat die Konferenz von Anfang an den Charakter angenommen, den sie nicht mehr verlieren sollte: eine Art zusammenhangloser Unterhaltung ohne Ordnung und Logik. Dafür war bis zu gewissem Grade Roosevelt verantwortlich: er leitete die Diskussionen zu lässig, bisweilen sogar unbekümmert. Aber Stalin kam das zustatten, denn die mangelnde Straffheit der Diskussionsleitung erlaubte ihm,

jederzeit Schwierigkeiten zu umgehen und Engpässe zu vermeiden.

Immerhin gelingt es Churchill in einem guten Augenblick dieser zweiten Vollsitzung, Stalin die Zustimmung zu einer französischen Besatzungszone abzurufen. Stalin macht zwar zur Bedingung, dass Amerikaner und Engländer jeweils einen Teil ihrer eigenen Zone an Frankreich abtreten.

«Sonst kommen noch andere Staaten und wollen eine Zone haben», brummt Stalin, den diese Frage sichtlich ärgerte. «Und dann: wenn Frankreich erst einmal eine Zone hat, wird es auch an dem von uns einzusetzenden Kontrollapparat teilhaben wollen. Meinetwegen lassen Sie sich bei Ihren Besatzungsaufgaben von Franzosen, Holländern oder Belgiern helfen, aber es kommt nicht in Frage, ihnen irgendwelche Rechte in der Kontrollkommission zuzuerkennen. Was würden Engländer und Amerikaner sagen, wenn die Sowjetunion den Staaten Osteuropas ähnliche Zugeständnisse machte?»

Es ist verwunderlich, dass es in diesem Augenblick weder Roosevelt noch Churchill einfiel, ihn zu fragen, welche Staaten er meinte. Dachte er etwa an Polen, als er die hypothetische Frage stellte, in der eine Drohung verborgen war?

Churchill ist indes nicht der Mann, der sich leicht unterkriegen lässt. Er gibt nicht nach, ehe er nicht eine präzisere Antwort erlangt hat: «Frankreich hat mit Deutschland reiche Erfahrungen gemacht. Wir wissen nicht, wie lange amerikanische Soldaten auf deutschem Boden bleiben werden. Also ist es von kapitaler Bedeutung, dass die französische Armee verstärkt wird und einen Teil der Besatzungsbürden übernimmt.»

Stalin wendet sich an Roosevelt: «Wie lange, Präsident, denken Sie eine Besatzungstruppe in Deutschland zu unterhalten?»

Roosevelt: «Volk und Kongress werden mich rückhaltlos bei der Etablierung des Friedens unterstützen, aber es wird mir unmöglich sein, von ihnen die Zustimmung für eine längere Truppenstationierung in Europa zu erlangen: höchstens für zwei Jahre.»

Als Churchill erneut darauf drängt, der französischen Armee eine Besatzungszone zuzuteilen, wird Stalin ärgerlich: «Sie wollen Frankreich eine Zone geben. Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Aber es muss lediglich eine Geste bleiben; Frankreich darf daraus keinen Rechtsanspruch ableiten. Ganz entschieden wende ich mich gegen einen Sitz Frankreichs in der

interalliierten Kontrollkommission. Der steht ihm noch weniger zu als Polen oder Jugoslawien. Was hat es in diesem Kriege schon geleistet? Vergessen wir nicht, dass es dem Feind Tür und Tor geöffnet hat. Grossbritannien und Russland würden nicht so grosse Verluste und Zerstörungen gehabt haben, wenn sich die Franzosen entschlossen zur Wehr gesetzt hätten. Die Kontrolle und Verwaltung Deutschlands gebührt nur den Mächten, die sich von Anfang an dem Feind widersetzt haben. Und selbst heute noch hat Frankreich nur neun Divisionen an der Front, Lublin dagegen zehn!»

Keiner kommt auf den Gedanken, Stalin zu fragen, was er unter «von Anfang an» versteht, noch ihn daran zu erinnern, dass er sich vor kaum zwei Monaten mit de Gaulle verständigte und von Molotow und Georges Bidault einen französisch-sowjetischen Freundschafts- und Nichtangriffspakt unterzeichnen liess. Harriman flüstert in diesem Augenblick Roosevelt zu: «Das habe ich Ihnen gleich gesagt.» Der amerikanische Botschafter in Moskau hatte damals als einziger darauf hingewiesen, dass Moskau immer noch Frankreich als ein besiegt Land betrachte und es entsprechend behandelt sehen wolle.

Der britische Premier lässt sich indes durch Stalins Ausfall nicht entmutigen: «Frankreich eine Besatzungszone zu geben und ihm gleichzeitig einen Sitz in der Kontrollkommission zu verweigern, wäre eine unnötige Demütigung und zudem eine Quelle immer wiederkehrender Komplikationen. Frankreich bleibt nun mal Deutschlands grösster Nachbar. Es ist unmöglich, lebenswichtige Entscheidungen für Europa zu treffen, ohne Frankreich zu konsultieren. Früher oder später wird Frankreich wieder seinen Platz unter den grossen Nationen einnehmen.»

Stalin weicht keinen Zoll von seinem Standpunkt und fügt lächelnd hinzu: «Die Grossen Drei sollten einen geschlossenen Klub bilden, in den nur aufgenommen werden kann, der über fünf Millionen Soldaten verfügt.»

«Drei», berichtigt sogleich Churchill, der Grossbritanniens Grenzen kennt.

Hopkins nutzt dieses flüchtige Aufleuchten guter Stimmung aus, um Roosevelt eine schnell hingeworfene Notiz zuzuschicken:

Herr Präsident,
versprechen Sie eine Zone . . . Aber könnten Sie nicht hin-

zusetzen, dass Frankreichs Teilnahme an der Kontrollkommission später erörtert werden könnte? Harry

Roosevelt zögert keine Sekunde, Hopkins Kompromiss vorzuschlagen: «Ich bin dafür, Frankreich eine Besatzungszone zu geben und die Diskussion über seine Beteiligung am Kontrollapparat zurückzustellen. Es könnten noch andere daran teilnehmen wollen. Zum Beispiel bin ich der Ansicht, dass man den holländischen Bauern, die durch die vorsätzliche Zerstörung der Deiche ruiniert worden sind, zum Ausgleich deutsches Land zur Verfügung stellen sollte. In solchem Fall könnten die Niederländer ebenfalls einen Sitz im Kontrollapparat beanspruchen.»

Churchill bleibt, fraglos vor Zorn, die Sprache weg. Denn an seiner Stelle spricht Eden; Wie könne man die Franzosen vom Kontrollapparat ausschliessen, wenn man ihnen eine Zone zuerkenne? Das sei widersinnig. Wer solle in einem solchen Fall die Verwaltungstätigkeit in ihrer Zone kontrollieren?

Stalin: «Jeweils die Grossmacht, die ihnen die Zone einräumt.»

Eden: «Das ist unsererseits unmöglich; niemals könnten wir auch im Entferntesten daran denken, Frankreich, ganz gleich in welcher Sache, britischer Kontrolle zu unterwerfen.»

Aber schliesslich bleibt es doch bei dem Hopkins-Roosevelt-Kompromiss.

Diese Diskussion ist typisch für die Art, in der die meisten Probleme behandelt werden sollten. Frankreichs Gebietsanspruch war zudem der Modellfall, bei dem es für Amerikaner und Engländer am leichtesten gewesen wäre, eine gemeinsame Haltung einzunehmen und ihre Solidarität an den Tag zu legen. Doch Roosevelt, weil er den Vorsitz führte und entschlossen war, unter allen Umständen den Schiedsrichter zu spielen, oder auch aus Misstrauen gegen London, überliess es Churchill und Eden allein, sich für Frankreich zu schlagen. Schliesslich fand er sich auf genau der gleichen Linie wie Stalin. Denn es springt in die Augen, dass der sowjetische Premier mit der Zubilligung einer Besatzungszone für Frankreich überhaupt kein Zugeständnis machte: die Zone sollte in jedem Fall von den Zonen der Amerikaner und der Engländer abgezweigt werden ...

Nunmehr geht man zu einer anderen Frage über: die der Kriegsschäden und Reparationen.

Roosevelt erklärt bei Eröffnung der Diskussion, dass für

Amerika Reparationsleistungen in der Form von Gestellung von Arbeitskräften niemals in Frage kämen.

Daraufhin erläutert Maiski den russischen Plan. Offensichtlich hat er sein Manuskript gründlich vorbereitet.

Der russische Reparationsplan, sagt er, sehe zwei Kategorien vor: erstens Entnahmen aus dem deutschen Nationalvermögen in Gestalt von Fabrikanlagen, Maschinen der Schwerindustrie, Werkzeugmaschinen, rollendem Material und Auslandsinvestitionen, und zwar für die Dauer von zwei Jahren nach Beendigung der Feindseligkeiten; zweitens Sachleistungen für die Dauer von zehn Jahren. Es sei auch notwendig, die deutsche Schwerindustrie um 80 Prozent zu reduzieren, alle Werke, die für die Rüstung gearbeitet hätten, zu internationalisieren, die gesamte Industrieproduktion streng zu überwachen und Deutschland die Herstellung von Munition und synthetischem Treibstoff ganz zu untersagen.

Ferner müssten alle Unternehmen, die für Kriegszwecke benutzt werden könnten – Flugzeugwerke, Automobilfabriken –, stillgelegt werden.

Maiski beziffert die Höhe der Reparationen in Form von Entnahmen und jährlichen Sachleistungen, die die Sowjets fordern, auf eine Gesamtsumme von zehn Milliarden Dollar.

Churchill wendet sofort ein, er erkenne zwar an, dass Russland in einem grossen Teil seines Territoriums schwere Verheerungen erlitten habe, doch schwer gelitten hätten auch Grossbritannien, Frankreich, Belgien, Holland und Norwegen. Aber sei es hier nicht angebracht, sich an die traurige Erfahrung mit den Reparationen des letzten Krieges zu erinnern? Deutschland habe damals seine Reparationszahlungen zu einem grossen Teil mit Anleihen aus den Vereinigten Staaten decken müssen. Solle dieser Fehler noch einmal gemacht werden? Und dann: Wer solle ein Deutschland ernähren, das man der Verelendung und der Hungersnot preisgebe? Man müsse realistischer denken.

«Wenn man will, dass ein Pferd den Karren zieht, muss man ihm zunächst einmal Futter geben.»

«Wenn aber das Pferd sich umdreht und nach hinten ausschlägt?» fragte Stalin.

Angesichts der äusserst delikaten und für die Zukunft gefährlichen Aspekte dieses Problems sieht Churchill keinen anderen Ausweg, als die Bildung einer besonderen Reparationskommission vorzuschlagen, die ja ihren Sitz in Moskau haben könne.

Roosevelt legt daraufhin ausführlich den amerikanischen Standpunkt dar.

Amerika wolle nicht wieder wie nach dem ersten Krieg viel Geld verlieren. Es fordere keine Reparationen, weder an Fabrikanlagen noch Maschinen noch Arbeitskräften. Es verzichte darauf zugunsten anderer Nationen, die so grosse Verluste erlitten hätten. Wohl aber werde er, Roosevelt, um ein Gesetz einkommen, nach dem das gesamte deutsche Eigentum in den Vereinigten Staaten zu beschlagnahmen sei. Andere Absichten habe er nicht. Aber man möge ihn nicht missverstehen: «Wir müssen an die Zukunft Deutschlands denken. Wir waren stets durch unsere Rotkreuz-Organisation freigebig. Wir wollen das deutsche Volk nicht umkommen lassen. Wir wünschen, dass Deutschland leben kann, aber keinen höheren Lebensstandard hat als den der Sowjetunion. Ich stelle mir ein Deutschland vor, das sich selbst erhält, aber nicht verhungert. Lassen wir ihm genügend Industrie und Arbeitsmöglichkeit, um es vor dem Verhungern zu bewahren.»

Maiski kommt wieder auf seine Vorschläge zurück. Was seien schon zehn Milliarden Dollar? Kaum 10 Prozent des diesjährigen amerikanischen Budgets. Sie entsprächen kaum der Höhe der britischen Kriegsausgaben für sechs Monate. «Auch wir wollen lediglich verhindern, dass Deutschland einen höheren als den mitteleuropäischen Lebensstandard hat. Dabei braucht es nicht zu verhungern. Es steht ihm frei, seine Leichtindustrie und Landwirtschaft zu entwickeln. Die von Mr. Churchill geäusserten Befürchtungen sind unbegründet. Deutschland wird in der Lage sein, ein anständiges Leben zu führen, umso mehr – das dürfen wir nicht übersehen –, als es dann nicht mehr mit Militärausgaben belastet ist.»

Stalin fügt hinzu, dass es nicht in Frage komme, Frankreich ein Prioritätsrecht bezüglich der Reparationen einzuräumen.

Seine Bemerkung ruft ein neues Wortgefecht zwischen der sowjetischen und der britischen Delegation hervor.

Schliesslich stimmen alle der Bildung einer «Reparationskommission» mit Sitz in Moskau bei. Doch sollen ihr nur Delegierte der Grossen Drei angehören.

Und Maiski und Stalin werden zu dem Zugeständnis bewogen, dass die Zahl von zehn Milliarden Dollar lediglich als Diskussionsgrundlage zu betrachten sei.

Die Sitzung wird 19.45 Uhr aufgehoben.

Leutnant Norris Houghton stellt bei einem Rundgang durch

das Grand Palais fest, dass sich die Atmosphäre binnen 24 Stunden völlig gewandelt hat. Die Gesichter sind nachdenklicher geworden. «Ein Hauch von Geschichte liegt in der Luft.» Ihn belustigen jedoch das Mienenspiel und die Nervosität der Angehörigen des russischen und des amerikanischen Nachrichtendienstes, als den mit Ausweisen versehenen Kameraleuten die Tore geöffnet werden: sechs Fotoreporter oder Kameramänner der amerikanischen Armee, drei Engländer und über vierzig Russen.

Stalin und Churchill verlassen Liwadia unverzüglich, um ihre Quartiere aufzusuchen.

Die Amerikaner bleiben beim Abendessen unter sich. Sie fragen sich, was wohl in aller Welt vor sich gegangen sei, um aus Stalin von heute auf morgen einen ebenso reizbaren Mann zu machen wie aus Molotow und Antonow. «Ihr habt mir ja nicht glauben wollen», ruft General Deane aus, «als ich euch sagte, vierundzwanzig Stunden nach meiner stürmischen Auseinandersetzung mit Antonow hätte mir mein Stubenmädchen noch ein brummiges Gesicht gemacht. «

Die Amerikaner sind auch überrascht, dass sich Churchill und Eden mit solcher Verbissenheit für die Interessen Frankreichs eingesetzt haben. «Winston und Anthony», bemerkt Harry Hopkins, «kämpfen für Frankreich wie die Tiger.» – «Sie waren zu scharf», fügt Admiral Leahy hinzu.

Wie jeden Abend überlässt sich Roosevelt auch heute den Händen seines Masseurs, des ehemaligen Sanitäters George Fox, den die Marine 1932 ins Weisse Haus versetzt hat und der seit Kurzem in der Rangliste als «Physiotherapeut» geführt wird, damit er die ihm auf Veranlassung seines hohen Patienten verlichenen Majorstressen tragen kann. Der Tag ist weniger gut verlaufen als der erste. Wieder einmal muss Roosevelt, während er sich entspannt, über sein gigantisches Projekt nachdenken: Wird es ihm gelingen, etwas von seiner glühenden Begeisterung für die Organisation eines «dauerhaften Friedens» auf Stalin zu übertragen? Sollte es nicht möglich sein, in einem Mann, dessen Vaterland so verwüstet worden war, zumindest eine Spur von Enthusiasmus für ein ebenso grosszügiges wie humanes Vorhaben zu wecken? Warum sollte nicht auch ihn ein so wunderbarer Traum bewegen? Warum sollte nicht die ergreifendste aller Ideen selbst ein steinernes Herz erweichen können? Ihn selbst, den Präsidenten des mächtigsten Landes, hatte die Idee so ergriffen, dass er trotz seiner Krankheit eine

gefährvolle und mühselige Reise unternahm, um der Welt der «Misstrauischen» seine Friedensbotschaft zu überbringen und ihr seine aufrichtige Freundschaft anzubieten.

«Wir werden es schon schaffen, glaube ich», sagt er zu Hopkins, ehe er sich zur Ruhe begibt. Trotz Stalins Grantigkeit hält Roosevelt an dem unerschütterlichen Vertrauen des Mannes fest, der sich nicht ohne Stolz bewusst ist, dass jedes seiner Worte und jeder seiner Gedanken, wie Sandburg sagt, «lange Schatten wirft».

Dienstag, 6. Februar

Die Damen haben einen Spaziergang gemacht.

Mrs. Boettiger, geborene Roosevelt, Mrs. Sarah Oliver, geborene Churchill, und Miss Harriman sind in Begleitung von Mr. Spaman im Wagen bis nach Sewastopol gefahren, um sich den Hafen und die Ruinen anzusehen.

Dann sind sie zu Fuss durch die Strassen von Sewastopol geschlendert. Frau Boettiger hat einem kleinen Mädchen eine Tafel Schokolade geschenkt.

Kurz nach ihrer Rückkehr nach Liwadia bringt eine junge Russin in Uniform die Schokolade zurück und bemerkt: «Den russischen Kindern fehlt es an nichts . . .»

Roosevelt hat mit Churchill zu Mittag gegessen, im Beisein von Hopkins, Harriman, Byrnes und Cadogan. Die Gespräche dehnten sich bis 15 Uhr aus, und da die Konferenz wie üblich um 16 Uhr beginnen sollte, hat Churchill keine Zeit gehabt, sich zum Nachmittagsschlaf in die Villa Woronzow zurückzuziehen. Damit er sich dennoch ausruhen konnte, haben ihm Admiral Brown und General Watson ihr Zimmer zur Verfügung gestellt.

Die Militärs haben sich um 10 Uhr unter dem Vorsitz von Admiral Leahy in der Villa Woronzow versammelt. Sir Alan Brooke verliest einen Abschnitt des Sitzungsprotokolls vom Vortag, worin ausgeführt ist, dass er eine Verstärkung der alliierten Anstrengungen an der italienischen Front in Aussicht genommen und dass Antonow hierauf erwidert habe, eine solche

Offensive stelle nur eine Verzettelung dar und könne für den Kriegsausgang nicht wirklich entscheidend sein. Die Sitzung verläuft ebenso ruhig und in streng fachlichen Grenzen wie die vom Vortag. Antonow gibt sich wieder äusserst kühl. Kusnezow bemerkt, Stalin sei zugleich Generalstabschef und Oberster Befehlshaber, und weist die Engländer und Amerikaner darauf hin, dass ohne ihn keine wichtige militärische Entscheidung getroffen werden könne.

Der erste Teil der Besprechungen gilt einer Verbesserung der Verbindung zwischen den Stäben der anglo-amerikanischen und russischen Armeen. Um versehentliche Luftangriffe auf verbündete Einheiten zu vermeiden, schlägt Antonow die Festsetzung einer Bombardierungsgrenzlinie Stettin-Berlin-Wien-Agram vor. General Kuter gibt zu bedenken, dass ein solches System zu starr sei und es besser wäre, wenn die anglo-amerikanischen Luftstäbe über die Positionen der Roten Armee von Tag zu Tag informiert würden. Zu diesem Zweck sei eine tägliche Kontaktnahme zwischen einem verantwortlichen Offizier des russischen Oberkommandos und den Beauftragten der britischen und amerikanischen Mission in Moskau erforderlich. Dabei sollten Informationen ausgetauscht werden, die es den anglo-amerikanischen strategischen Bomberstreitkräften ermöglichen, in Übereinstimmung mit dem Fortgang der sowjetischen Operationen zu Lande zu handeln. Des Weiteren sei gegen die von Antonow vorgeschlagene Linie einzuwenden, dass den anglo-amerikanischen Luftstreitkräften wichtige strategische Ziele östlich dieser Linie verschlossen sein würden, zum Beispiel die in Pölitz und bei Dresden liegenden Produktionszentren für kloppfestes Benzin. Schliesslich entscheidet man sich für eine Lösung, die Antonows und Kuters Vorschläge miteinander verbindet: Es soll anstelle einer Abgrenzungslinie nur eine Leitlinie festgelegt werden, und die Luftwaffenstäbe sollen so eng zusammenarbeiten, dass die Operationen der sowjetischen Truppen nicht behindert werden. Ein Ausschuss, bestehend aus Chudjakow, Kuter und Portal, soll die Einzelheiten ausarbeiten.

Im weiteren Verlauf der Besprechung befasst man sich mit einem Plan zur Koordinierung der Angriffsoperationen im März und April, mit dem Austausch technischer Informationen in bezug auf Flussüberquerungen und mit der Fixierung von Stützpunkten für die amerikanischen strategischen Bomberstreitkräfte im Raum Wien-Budapest.

Marschall Chudjakow erklärt sich bereit, an verschiedenen Punkten entlang der sowjetischen Front Landeplätze für britische Bomber zur Verfügung zu stellen, die in Nachtkämpfen über Deutschland beschädigt würden und nicht mehr ihre westlichen Stützpunkte erreichen könnten.

Antonow bittet noch um stärkeren Einsatz amerikanischer Flugzeuge gegen das VI. SS-Panzerkorps, das nach Meldungen des Geheimdienstes von Westen nach Osten verlegt worden sei.

Den abschliessenden Teil der Besprechung bilden eine lange Ausführung des Admirals King über die Operationen im Pazifik, ein Bericht General Kuters über die seit 1944 gegen Japan operierenden schweren US-Langstreckenbomber, die B-29, sowie Erläuterungen Brookes, Marshalls und Portals zu den Feldzügen in Burma und in China.

Die Probleme des Fernen Ostens lassen die sowjetischen Militärs offenbar kalt; jedenfalls machen sie nur beiläufige Kommentare hierzu. Antonow fragt lediglich, ob die Operationen in Burma als entscheidende oder als untergeordnete Operationen anzusehen seien, während Kusnjezew wissen möchte, ob im Japanischen Meer amerikanische U-Boote eingesetzt seien. Antonow fragt dann noch, ob nicht durch eine Intensivierung des Krieges gegen Japan das Kriegsende an der Hauptfront, in Europa, verzögert werden würde. Als Marshall erwähnt, dass sich gegenwärtig der amerikanische General Wedemeyer bemühe, die verschiedenen Einzelaktionen der chinesischen Streitkräfte zu koordinieren, bleiben die Sowjets eisig. Nach einer kurzen Diskussion kommt man überein, weitere Sitzungen, da alle Themen der Tagesordnung erledigt seien, erst dann anzuberaumen, wenn es die Delegationschefs für notwendig hielten.

Die Aussenminister haben sich mittags im Solarium des Grand Palais zu ihrer täglichen Sitzung mit anschliessendem Frühstück zusammengefunden.

Sie bemühen sich um die Abfassung eines Textes, welcher der Vorstellung der Grossen Drei über die Zerstückelung Deutschlands entspricht. Molotow hat einen Satz vorgeschlagen, gegen den Eden Einwände erhebt. Der Satz lautet: «Zur Sicherstellung des Friedens und der Sicherheit Europas sind Massnahmen Zur Zerstückelung Deutschlands zu treffen.» Eden sagt, ein solcher Satz binde die drei Mächte in zu grossem Masse, noch ehe die Frage gründlich durchdacht sei. Da die drei Minister sich nicht einigen können, beschliessen sie, die Frage an die EAC

(Europäische Beratungskommission) zu verweisen oder eine Sonderkommission mit ihrem Studium zu betrauen.

Rasch einig sind sie sich dagegen über den Wortlaut einer vorläufigen Presseveröffentlichung zur Unterrichtung der Weltöffentlichkeit über die Jaltakonferenz. Der Text wird wenige Stunden später den Delegationschefs zur Genehmigung vorgelegt, die kein Wort an ihm ändern. Es ist die einzige amtliche Verlautbarung während der Dauer der Konferenz. Und wenn sie im Grunde auch lediglich dazu gedacht war, der deutschen Propaganda entgegenzuwirken, die alle möglichen Gerüchte in Umlauf setzte, so ist sie historisch nicht ohne Belang:

Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, der Premier der Sowjetunion und der Premierminister von Grossbritannien, begleitet von ihren Stabschefs, den drei Aussenministern und anderen Beratern, treffen sich zurzeit im Gebiet des Schwarzen Meeres.

Ihr Ziel ist, Pläne zur vollständigen Vernichtung des gemeinsamen Feindes auszuarbeiten und zusammen mit ihren Alliierten feste Grundlagen für einen dauerhaften Frieden zu schaffen. Die Zusammenkünfte gehen ununterbrochen weiter.

Die Konferenz begann mit militärischen Diskussionen. Die gegenwärtige Situation an allen europäischen Fronten ist besprochen worden, und es wurden ausführliche Informationen ausgetauscht. Es besteht hier vollkommene Übereinstimmung in bezug auf die gemeinsamen militärischen Operationen in der letzten Phase des Krieges gegen Nazideutschland. Die Militärstäbe der drei Regierungen befassen sich im Augenblick gemeinsam mit der Detailausarbeitung der Pläne.

Diskussionen über die Probleme, die mit der Schaffung eines sicheren Friedens verbunden sind, haben ebenfalls begonnen. Diese Diskussionen werden gemeinsame Pläne für die Besetzung und Kontrolle Deutschlands, die politischen und wirtschaftlichen Probleme des befreiten Europa und Vorschläge zur frühestmöglichen Errichtung einer dauernden internationalen Organisation zur Aufrechterhaltung des Friedens umfassen.

Ein Kommuniké wird am Schluss der Konferenz herausgegeben werden.

Kurz nach 16 Uhr beginnt die Plenarsitzung. In dem grossen offenen Kamin flackert das Feuer brennender Holzscheite. Es ist das gleiche Bild wie an den Tagen vorher.

Stalin trägt einen schlichten khakibraunen Uniformrock mit hochgeschlossenem Kragen und auf der Brust einen einzigen Orden. Er raucht unaufhörlich, mal russische Zigaretten, mal die amerikanischen, die ihm Roosevelt anbietet, und kritzelt fortgesetzt mit seinem Rotstift,

Churchill ist munterer denn je. Seine Wangen haben sich gerötet. Wenn er sich erregt, gleitet ihm die Brille auf die Nasenspitze. Dann schiebt er sie mit einer zornigen Bewegung seines Zeigefingers wieder nach oben, um im Sprechen fortzufahren, wobei er sich gefallen lassen muss, dass ihm die Dolmetscher das Wort abschneiden. Unterdessen rutscht er, unter Anthony Edens gelassenem Blick, auf seinem Stuhl hin und her und trommelt auf den Tisch.

Roosevelt scheint sich wohlzufühlen. Seine Augen glänzen hinter dem Kneifer wie in alten Tagen. Heute ist *sein* Tag: Es steht die Organisation der Vereinten Nationen zur Debatte. Während die Dolmetscher übersetzen, beugt er sich zu seinen Nachbarn Harriman, Hiss oder Bohlen hinüber und gibt ein Bonmot über Churchills Grimassen oder Cadogans verkniffene Miene zum Besten.

Die Ehre, Roosevelts grossen Traum darzulegen und zu erläutern, ist Stettinius zugefallen.

Seit der Konferenz von Dumbarton Oaks geht in bezug auf die Vereinten Nationen die Auseinandersetzung zwischen Russen und Anglo-Amerikanern im Wesentlichen, oder besser gesagt: ausschliesslich um die Frage der Anwendung des Vetos im Sicherheitsrat.

Die Russen fordern, dass die Grossmächte bei einem zur Debatte stehenden Problem ein Veto einlegen können, *bevor* es auf die Tagesordnung der Organisation gelangt: Sie haben die Absicht, durch Unterbindung *jeglicher* Art von Diskussion nach ihrem Gutdünken von vornherein jede etwaige Untersuchung des Problems und jede Möglichkeit einer öffentlichen Kritik in den Debatten auszuschalten.

Die Engländer und Amerikaner dagegen sind der Ansicht, dass man in einer wahren Demokratie der Diskussion über jedwedes Problem freien Lauf lassen muss: Nach ihrer Meinung darf ein Veto erst *nach* der Debatte und der Abstimmung in der Vollversammlung ausgesprochen werden. Sie vertreten auch die Ansicht, dass mit Rücksicht auf die Spielregeln der Demokratie in einem Fall oder in einer Angelegenheit, die eine der Grossmächte unmittelbar betrifft, diese kein Vetorecht haben

dürfe. In Hinsicht auf diesen letzten Punkt jedoch hat Roosevelt im Dezember Stalin wissen lassen, dass er zu einer Konzession bereit sei: Er wolle dem russischen Standpunkt, wonach das Veto ein ständiges Recht und ohne Ausnahme anwendbar sein solle, entgegenkommen.

Was Stettinius jetzt in einem langen Bericht entwickelt, ist die in diesem Sinne revidierte amerikanische Stellungnahme.

Churchill unterstützt sie sofort mit seinem ganzen Elan:

«Die Grossen Drei haben die vornehme Pflicht, ihren Stolz als Grossmacht dieser grossen Idee unterzuordnen . . . Wir würden ein Unrecht begehen, wenn wir nicht Vorkehrungen trafen dahingehend, dass die kleinen Länder ihre Beschwerden frei vortragen können . . . Die drei Grossmächte dürfen sich nicht als Herren der Welt aufspielen, ohne den anderen Völkern zu erlauben, ihren Standpunkt zur Geltung zu bringen . . . Wenn China zum Beispiel die Rückgabe Hongkongs verlangt, dann wäre es nicht gerecht, China die Möglichkeit zu verwehren, seine Auffassung klar darzulegen . . .»

Stalin: «Das verstehe ich nicht. . . Denn China wird sich nicht damit zufriedengeben, lediglich seine Meinung in bezug auf Hongkong zu äussern, sondern es wird eine Entscheidung erwarten, durch die es Hongkong endlich zurückerhält. Wir sind wie China: Wir sind weniger an Diskussionen als an Entscheidungen interessiert.»

Churchill: «Nach Ihrem System wird es nicht nur keine Diskussionen, sondern auch keine Entscheidungen geben.»

Stalin: «China wird in dem erwähnten Fall eine Entscheidung zu *seinen* Gunsten wollen und nichts anderes. Und ebenso Ägypten im Fall des Suezkanals.»

Damit ist plötzlich ein scharfer Ton in die Diskussion getreten.

Roosevelt bemüht sich, die Gemüter zu beruhigen.

Aber Engländer und Russen beharren auf ihren diametral entgegengesetzten Standpunkten.

Amerikaner und Engländer setzen sich weiterhin für das Recht der kleinen Nationen ein, alle ihre Angelegenheiten zur Diskussion zu bringen, ganz gleich, welche Macht davon unmittelbar betroffen werden würde.

Stalin erklärt beharrlich, die Hauptsache sei, künftig Streitigkeiten unter den drei Grossmächten zu verhindern. Denn die grösste Gefahr bestünde fortan nicht mehr in einem Konflikt zwischen kleineren Nationen, sondern zwischen den drei hier

vertretenen Grossmächten. Daher sei es besser, *zunächst* einen soliden Pakt zur Verhütung eines Konflikts zwischen den drei Grossmächten auszuarbeiten, statt sich um eine Weltorganisation der Völker zu bemühen.

Roosevelt ist erschüttert.

Eine solche Erklärung enthielt in der Tat eine Verneinung seines ganzen Projekts. Ebensogut hätte Stalin sagen können, er nähme derartige Utopien nicht ernst.

Und um keine Unklarheit über seine Einstellung aufkommen zu lassen, fügt Stalin hinzu, er habe «noch keine Gelegenheit» gehabt, das Dossier über die Vereinten Nationen zu studieren, das ihm Roosevelt am 5. Dezember habe zukommen lassen. Das nahm ihm niemand der Anwesenden ab: Jedermann in Liwadia wusste, dass Stalin alle Akten bis in die letzte Einzelheit kannte. Also lag es auf der Hand, dass der sowjetische Premier, absichtlich oder unabsichtlich verletzend, zeigen wollte, für wie bedeutungslos er solche Ideen hielt.

An diesem Punkt wird die Diskussion unterbrochen. Als sie wieder aufgenommen und das sehr heikle polnische Problem angeschnitten wird, ist die Atmosphäre noch gespannt. Roosevelt bringt die Frage mit äusserster Behutsamkeit zur Sprache.

Das amerikanische Volk, erklärt er, sei im Allgemeinen bereit, als Ostgrenze Polens die Curzon-Linie anzuerkennen. «Wenn aber die Sowjetregierung ein Zugeständnis in bezug auf Lemberg und die Ölvorkommen in der Provinz Lemberg macht, so würde das eine sehr begrüßenswerte Wirkung haben. Ich gebe diesen Vorschlag lediglich zur Erwägung; ich bestehe nicht unbedingt darauf.» Er spricht den Wunsch aus, dass in Polen eine repräsentative Regierung gebildet werde, die die Unterstützung aller Grossmächte finden könnte. Zum Beispiel liesse sich die Bildung eines Präsidialrats denken, dem führende Persönlichkeiten angehören, die dann ihrerseits eine Regierung bilden könnten, die sich aus den Führern der fünf grössten politischen Parteien zusammensetze. In jedem Fall sei es sehr wünschenswert, wenn Polen die freundschaftlichsten Beziehungen zur Sowjetunion unterhalte und mit ihr zusammenarbeite. Beiläufig bemerkt Roosevelt, er persönlich kenne weder die Mitglieder der Londoner Exilregierung noch die der Lubliner Regierung; von den führenden Politikern Polens sei ihm nur Mikolajczyk begegnet, und dessen Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit habe ihn sehr beeindruckt.

Churchill überbietet Roosevelt und erklärt, er habe im Unter-

haus und anderswo immer wieder betont, dass die britische Regierung für die Curzon-Linie eintrete und sogar dafür sei, Lemberg der Sowjetunion zu überlassen. Er – und auch Anthony Eden – sei deshalb heftig kritisiert worden, aber er halte an seiner Meinung fest, dass angesichts der grossen Opfer, die Russland in diesem Krieg gebracht habe, die Festlegung der Curzon-Linie «nicht eine Entscheidung der Macht, sondern eine solche der Gerechtigkeit» wäre. Wenn allerdings, fügt er hinzu, die mächtige Sowjetunion eine Geste des Wohlwollens gegenüber einem viel schwächeren Lande machen und zum Beispiel auf Lemberg verzichten könne, werde ein solch grosszügiger Akt freudig begrüsst, ja bewundert werden. Aber wenn die Sowjetunion ihren Anspruch auf Lemberg aufrechterhalte, so werde er, Churchill, kein Drama daraus machen. Sehr viel mehr als an den Grenzen Polens sei ihm an der Souveränität und Unabhängigkeit der polnischen Nation gelegen: In erster Linie wolle er die Polen wieder in einem eigenen Heim sehen, in dem sie sich nach eigenem Gefallen einrichten könnten. Diesem Ziel habe er im Übrigen auch Marschall Stalin häufig zustimmen hören, zu dessen Erklärungen er volles Vertrauen habe. Man dürfe jedoch nicht vergessen, dass Grossbritannien in den Krieg eingetreten sei, um Polen gegen Hitlers Aggressionsabsichten zu schützen, und das zu einer Zeit, in der eine solche Entscheidung sehr riskant war. Daher betrachte Grossbritannien die Wiederherstellung eines völlig unabhängigen polnischen Staates als eine Ehrensache. Die britische Regierung habe den sehnlichen Wunsch, Polen wieder als «Herr im eigenen Hause und als Kapitän seiner Seele» zu sehen. Andererseits würde in London niemand dulden, dass die Freiheit Polens eines Tages für gegen die Sowjetunion gerichtete feindselige Pläne oder Intrigen ausgenützt werde. Er müsse noch bemerken, fährt Churchill fort, dass die britische Regierung zwar die polnische Exilregierung in London anerkannt habe, jedoch keine engen Kontakte mit ihr unterhalte. Ihm selbst seien Mikolajczyk, Grabski und Romer persönlich bekannt; er halte sie für anständige, ehrenhafte Männer und glaube, dass sie geeignet seien, bei der Bildung einer polnischen Regierung mitzuwirken. Zunächst müsse eine provisorische Regierung gebildet werden, an deren Stelle dann später eine nach den Spielregeln der Demokratie aus freien Wahlen hervorgegangene Regierung treten könne. Er könne, schliesst Churchill, Präsident Roosevelts Vorschlag nur unterstützen.

An diesem Punkt bittet die sowjetische Delegation um eine zehnminütige Unterbrechung der Sitzung zwecks Beratung. Nach dieser Pause ergreift Stalin das Wort,

Churchill habe gesagt, beginnt er, für Grossbritannien sei die polnische Frage eine solche der Ehre. Für Russland jedoch sei sie sowohl eine Frage der Ehre wie auch der Sicherheit: der Ehre, weil die Sowjetunion alle Anlässe, die in der Vergangenheit zu Streitigkeiten mit Polen geführt hätten, beseitigt zu sehen wünsche; der Sicherheit, weil polnisches Territorium im langen Verlauf der Geschichte immer wieder das Durchmarschgebiet für Angriffe gegen Moskau gewesen sei. Es müsse daran erinnert werden, dass sich die deutschen Armeen während der letzten dreissig Jahre zweimal dieses Korridors bedienten. Und zwar, weil Polen schwach gewesen wäre. Aus diesem Grunde wünsche Russland jetzt ein starkes, unabhängiges und demokratisches Polen. Da es den russischen Armeen allein unmöglich sei, den westlichen Zugang zu jenem Korridor zu sperren, so könnte dies nur mit den Streitkräften eines stark, unabhängig und demokratisch gewordenen Polens geschehen. «Das ist nicht nur eine Frage der Ehre für Russland, sondern eine solche auf Leben und Tod.» Daher verfolge die Sowjetunion eine andere Politik als die Zaren, die nur daran gedacht hätten, die Polen zu unterdrücken und zu assimilieren.

Infolgedessen seien, nach Erwägung all dieser Gesichtspunkte, die zu treffenden Entscheidungen in seinen, Stalins, Augen ganz einfach. In bezug auf die Curzon-Linie, die etwaigen Konzessionen im Falle Lembergs und Churchills Anspielung auf «einen grosszügigen Akt unsererseits» sei es notwendig, daran zu erinnern, dass die Curzon-Linie nicht von den Russen, sondern von dem Engländer Curzon und dem Franzosen Clemenceau festgelegt worden sei. Die Russen habe man damals nicht zu Rate gezogen, und es sei gegen ihren Willen zu der Curzon-Linie gekommen. Schon Lenin habe gegen diese Grenzlinie protestiert, da durch sie die Woiwodschaft Bialystok Polen zugefallen sei. «Wir sind also bereits im Begriff, von Lenins Stellung abzuweichen. Sollen wir etwa weniger Russen sein als Curzon und Clemenceau?» Wenn er, Stalin, so etwas akzeptiere, «wie könnten wir dann nach Moskau zurückkehren und dem Volke in die Augen sehen, das sagen würde, Stalin und Molotow haben die russischen Interessen weniger verteidigt als Curzon und Clemenceau»? Der sowjetischen Delegation sei es daher unmöglich, einer Änderung der Linie zuzustimmen.

Lieber werde Russland den Krieg fortsetzen, und wenn er noch so viel Blut koste, um Polen aus deutschen Gebieten zu entschädigen. Er schlage vor, schon jetzt auf der Konferenz die Oder-Neisse-Linie als polnische Westgrenze festzulegen.

Was die polnische Regierung angehe, so müsse sich Churchill wohl versprochen haben. Denn wie könne man, wie der britische Premier vorgeschlagen, hier in Jalta eine polnische Regierung aufstellen? Dazu müssten doch ganz offenkundig erst die Polen selbst gefragt werden. «Ich werde ein Diktator genannt, aber ich habe genug demokratisches Gefühl, um einen derartigen Gedanken zurückzuweisen. « Im vergangenen Herbst habe es in Moskau eine gute Chance gegeben, die verschiedenen polnischen Gruppen zu vereinen. Wie Churchill sich noch erinnern werde, sei bei dem Zusammentreffen zwischen Mikolajczyk, Grabski und den Lublin-Polen Übereinstimmung in verschiedenen Punkten erzielt worden. Doch leider sei Mikolajczyk, kaum nach London zurückgekehrt, von den Exilpolen desavouiert worden, und er habe den Posten des Ministerpräsidenten niederlegen müssen. Und der jetzige Ministerpräsident Arciszewski wie auch der Staatspräsident Raczewicz sind nicht nur einer Übereinkunft mit Lublin, sondern allein schon dem Gedanken an eine solche Übereinkunft abgeneigt. Arciszewski hat die Lublin-Polen «Banditen» und «Verbrecher» titulierte. Es dürfte daher schwierig sein, sie zusammenzubringen. Die jetzt in Warschau installierten Lublin-Polen Bierut und Osuska-Morawski wollen nichts von einer Fusion mit der Londoner Regierung wissen. Notfalls würden sie sich mit Jelikowski oder Grabski abfinden, nicht aber mit Arciszewski oder Mikolajczyk. Es sei sinnlos, die Sache noch mehr zu komplizieren. Er, Stalin, sei für die Anerkennung der derzeitigen Warschauer Regierung, die mindestens so demokratisch sei wie in Frankreich die Provisorische Regierung des Generals de Gaulle. Sein Vertrauen gelte lediglich der Warschau-Lublin-Regierung, denn die Agenten der Londoner Regierung, die behaupteten, Agenten der Widerstandsbewegung zu sein, konzentrierten ihre ganze Energie darauf, Soldaten der Roten Armee zu töten und Sabotageakte gegen die Versorgungsbasen der sowjetischen Truppen zu verüben.

Stalin hat ganz kalt und mit häufig gesenktem Blick gesprochen.

Während der letzten Sätze hat Hopkins Präsident Roosevelt eine seiner rasch hingeworfenen Notizen zugeschoben:

Herr Präsident,
wollen wir nicht heute mit dieser Geschichte Schluss machen, da Stalin in solchem Zustand ist, und sagen, wir wollten morgen noch einmal darüber sprechen? Es ist 7 Uhr 15. Harry

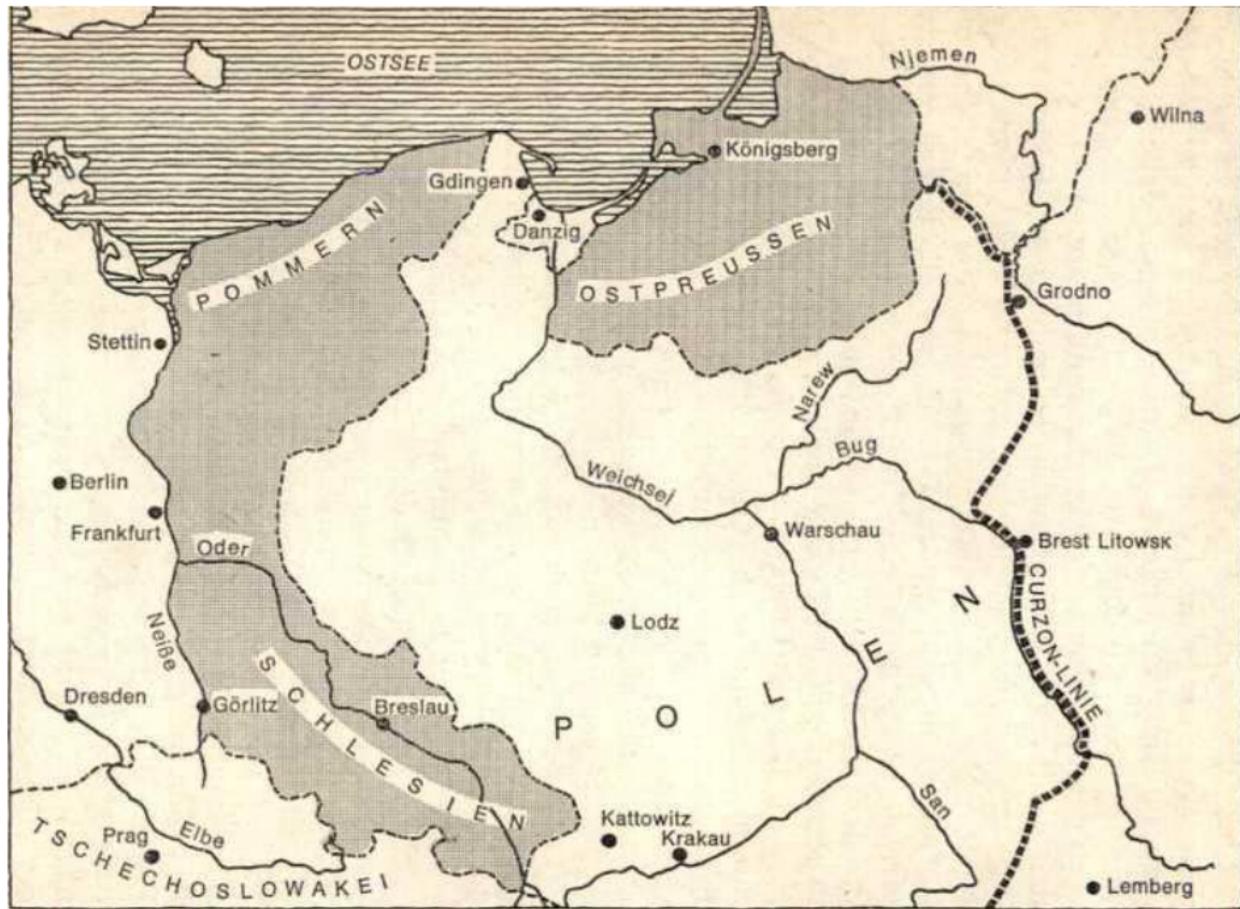
Churchill erwidert dem sowjetischen Premier, es sei zu bedenken, dass die britische und die russische Regierung verschiedene Informationsquellen in Polen hätten und daher auch zu verschiedenen Ansichten über die dortige Lage gelangten. Aber nach den besten ihm vorliegenden Informationen habe er nicht den Eindruck, dass die Lublin-Regierung mehr als ein Drittel der Bevölkerung repräsentiere und dass sie sich nicht an der Macht halten könnte, wenn das polnische Volk seine Meinung frei äussern dürfe. Einer der Gründe, weshalb die britische Regierung so hartnäckig eine Lösung angestrebt habe, sei gerade die Befürchtung gewesen, dass die polnische Untergrundarmee in Konflikt mit der Lublin-Regierung geraten werde, was zu grossem Blutvergiessen, zu Verhaftungen und Deportationen führen müsse und sich verheerend auf die gesamte polnische Frage auswirken könnte. Er sei ebenfalls dafür, dass jeder, der einen Soldaten der Roten Armee angreife, bestraft werde, aber er müsse mit aller Entschiedenheit wiederholen, dass die britische Regierung die Lublin-Regierung nicht anerkennen könne.

Stalin schickt sich zu einer Entgegnung an, aber Roosevelt empfiehlt dringend, die Diskussion in der Plenarsitzung des nächsten Tags fortzusetzen, und so wird die Konferenz vertagt.

Beim Abschied ist die Stimmung recht kühl.

Stalin besteigt mürrisch den Wagen, der ihn zur Villa Koreis bringt, und alle Russen tragen eisige Mienen zur Schau.

Churchill wird, kaum dass er sich wieder zwischen den vier Wänden des Fürsten Woronzow befindet, von einem seiner schlimmsten Zornesausbrüche gepackt. Von den kostbar gerahmten Bildern an den Wänden des Speisesaals blicken erstaunt die zahlreichen Mitglieder der aristokratischen englischen Familie Wilton herab: Fürst Woronzow, der mit einer Tochter aus diesem Hause verheiratet war, hatte diese englischen Bilder mit nach Russland gebracht. Dann erscheint Portal und verkündet ganz aufgeregt, im grossen Aquarium der Halle seien plötzlich Scharen von Goldfischen. Am Abend vorher habe er im Gespräch mit Russen seine Verwunderung darüber geäussert, dass das schöne Aquarium nur Wasser und Pflanzen, aber keine Fische enthalte . . . Diese Entdeckung stellt in der britischen



Delegation die gute Stimmung wieder her. Jemand erzählt dann eine ähnlich nette Geschichte: Am Sonntag habe Admiral Leahy im Beisein des russischen Dolmetschers Pawlow vergeblich um eine Scheibe Zitrone für den Tee gebeten. Am nächsten Morgen habe der Admiral vor seiner Tür in einem frisch mit Humus gefüllten Kübel einen herrlichen Zitronenbaum vorgefunden . . .

Roosevelt isst in kleinem Kreis zu Abend: Mrs. Boettiger, Byrnes, Leahy, Harriman, Miss Harriman und seine Sekretäre' sind bei ihm. Nach dem Essen lässt er sich im Rollstuhl ins Zimmer von Hopkins fahren, der, im Bett liegend, einen persönlichen Brief des Präsidenten an Stalin entworfen hat. Der Brief enthält den Vorschlag, im Namen der Grossen Drei folgende Polen nach Jalta einzuladen: Bierut und Osuska-Morawski von der Lublin-Regierung sowie andere Persönlichkeiten, wie den Erzbischof Sapieha von Krakau, Vincente Witos, Zurlowski und die Professoren Buyak und Kutzeba. Dann könne die Frage erörtert werden, wie weit sich die Vereinigten Staaten und Grossbritannien «von der Londoner Regierung distanzieren und der Anerkennung der neuen provisorischen Regierung nähertreten könnten».

Das war ein grosses Entgegenkommen und sehr dazu angehtan, Stalin darin zu bestärken, dass die von ihm angewandte Taktik die wahrhaft beste sei.

Der von Roosevelt unverzüglich unterzeichnete Brief wurde durch Sonderkurier in die Villa Koreis gesandt.

Mittwoch, 7. Februar

Wie alltäglich beginnt die Sitzung der Aussenminister in der Mittagsstunde, diesmal im Jussupow-Palast. Vorher haben sie einen kleinen Spaziergang im Park gemacht, an einem Weiher entlang über den wunderbaren Rasen, bei herrlichem Sonnenschein, unter dem blauen Himmel, den während der ganzen Konferenzdauer noch kein Wölkchen getrübt hat. Man wird nicht müde, diese beruhigende und grossartige Landschaft zu betrachten. Zwar kann man von hier aus nicht, wie vom So-

larium des Liwadia-Schlusses aus, das Schwarze Meer sehen. Doch hinter den nahe gelegenen bewaldeten Hügeln zeichnen sich die schneebedeckten Berge des Kaukasus in sanften Umrissen ab.

Der Park der Villa Koreis ist bis zum kleinsten Rasenstück auffallend gut gepflegt und bevölkert von griechischen Statuen in meditativer Haltung.

Am frühen Morgen ist vom State Department in Washington ein Funktelegramm mit der Nachricht von einem Flugzeugunglück eingetroffen, bei dem Konstantin A. Umanski, sowjetischer Botschafter in Mexiko und vorher Botschafter in Washington, ums Leben gekommen ist.

Roosevelt und Stettinius haben gleich nach Eingang der Depesche Stalin einen Kondolenzbrief geschrieben und ein amerikanisches Militärflugzeug für die Überführung der sterblichen Reste des verunglückten Botschafters nach Russland angeboten. Von den Russen scheint diese Geste gut aufgenommen worden zu sein.

Doch weder der gemeinsame Spaziergang in der herrlichen Landschaft noch diese Freundschaftsbekundung haben die politische Atmosphäre entspannt.

Die Besprechungen der drei Aussenminister schleppen sich mühsam dahin. Bei diesem Arbeitsfrühstück werden die wenigsten Toaste ausgebracht.

Molotow bemerkt bei Beginn recht trocken, dass er noch keine Zeit gehabt habe, sich auf eine Erörterung aller mit dem Abstimmungsverfahren in der Organisation der Vereinten Nationen zusammenhängenden Fragen vorzubereiten.

Das Thema der Zerstückelung Deutschlands bildet den Anlass zu langen, verzwickten Palavern. Molotow schlägt vor, die Frage zunächst von einer in London einzusetzenden Kommission, bestehend aus Eden, Winant und Gusew, untersuchen zu lassen, ehe man sie an die seit einem Jahr bestehende Europäische Beratungskommission (EAC) zur Prüfung verweist. Eden weist darauf hin, dass, wenn die Frage an die EAC verwiesen werde, die Franzosen an der Arbeit teilnehmen würden, wohingegen die Konferenz ja noch nicht entschieden habe, inwieweit Frankreich an der Kontrolle Deutschlands zu beteiligen sei.

Stettinius bemüht sich daraufhin um eine Kompromisslösung, die ebenso schwer zu finden ist, wie es eine Überbrückung der Gegensätze zwischen Archangelsk und Timbuktu sein würde.

Zu guter Letzt wird einfach beschlossen, der Plenarsitzung einen Bericht mit dem Vorschlag zu unterbreiten, dass Frankreich grundsätzlich eine Besatzungszone zugebilligt werde, während die Grossen Drei selber die Frage einer Beteiligung Frankreichs an der Kontrollkommission klären sollen.

Bezüglich der von Deutschland zu zahlenden Reparationen legt Molotow eine Denkschrift vor. Darin ist ausgeführt, dass die Entschädigungen in erster Linie von jenen Ländern zu erheben sind, die am schwersten unter dem Krieg gelitten haben. Die Reparationen seien, auf einen Zeitraum von zehn Jahren verteilt, in Form von Sachlieferungen zu leisten. Aus dem Nationalvermögen Deutschlands – im Inland wie im Ausland – seien zwei Jahre lang Vorauszahlungen in Form von Industrieanlagen, Werkzeugmaschinen, Schiffen und rollendem Material zu leisten, wodurch gleichzeitig die militärische und wirtschaftliche Abrüstung Deutschlands sichergestellt werde.

Nach sowjetischer Berechnung beliefen sich damit die gesamten deutschen Reparationen, nämlich die Vorleistungen aus dem Nationalvermögen und die jährlichen Lieferungen aus der laufenden Produktion, auf 20 Milliarden Dollar, die wie folgt zu verteilen seien: 10 Milliarden für die Sowjetunion, 8 Milliarden für die beiden anderen Grossmächte und 2 Milliarden für alle übrigen Länder zusammen.

Eden erklärt, das sowjetische Schriftstück müsse erst eingehend studiert werden, bevor man mit der Diskussion fortfahren könne. Da Stettinius der Erklärung des Engländers beipflichtet, soll die Angelegenheit noch einmal den Chefs der Delegationen unterbreitet werden.

Die Plenarsitzung wird, wie üblich, 16 Uhr im Liwadia-Palast eröffnet. Sie bringt eine grosse Überraschung: Die Russen teilen mit, dass sie den am Vortag von der amerikanischen Delegation eingebrachten Vorschlag zur Frage der Zusammensetzung des Sicherheitsrats der Weltorganisation und des in ihm anzuwendenden Abstimmverfahrens in vollem Umfang akzeptieren. «Ich habe den Eindruck», fügt Molotow hinzu, «dass die neuen Vorschläge die Einigkeit der grossen Mächte in jeder Weise garantieren.» Sie seien für die Sowjetunion durchaus annehmbar, und so bestehe «vollkommene Übereinstimmung über dieses Thema».

Es klingt fast unglaublich. «Vollkommene Übereinstimmung» – solche Worte hören die Engländer und Amerikaner sehr selten aus dem Munde eines Sowjetmenschen.

Gleichwohl fordert Molotow für die Sowjetunion nicht nur einen Sitz in der Vollversammlung der UNO, sondern noch drei zusätzliche: für die Ukraine, Weissrussland und Litauen. Diese drei Republiken hätten im Kriege die furchtbarsten Leiden durchgemacht und seien seit Februar 1944 «autonome Staaten mit eigener Regierung und eigenem Aussenministerium». Er glaube, dass es nur recht und billig sei, wenn drei oder wenigstens zwei dieser Sowjetrepubliken als Gründungsmitglieder der Organisation der Vereinten Nationen zugelassen würden. Die Sowjetunion habe ja auch keinen Einwand gegen die Zulassung gewisser Dominien des britischen Empire erhoben, wie zum Beispiel Australien und Kanada.

Roosevelt, der sich bei Beginn von Molotows Erklärung in den siebenten Himmel versetzt glaubte, ist jetzt weniger zufrieden: Wie will er dem amerikanischen Volk beibringen, dass die Sowjetunion entgegen der These von «nur einer Stimme für jede Nation» über mehrere Sitze verfügen würde? Wird er mit der Annahme einer solchen Forderung nicht riskieren, dass der Kongress das ganze ihm so teure Projekt zum Scheitern bringt?

Aber die grundsätzliche Zustimmung der Sowjetunion zum Aufbau der Weltorganisation erscheint ihm als so überaus bedeutsam, dass er Befürchtungen, die letztlich zweitrangiger Natur sind, zurückdrängt. Also spricht er der sowjetischen Delegation herzlichen Dank aus: «Dies ist ein grosser Schritt vorwärts, der von allen Völkern der Welt begrüsst werden wird.»

Und sogleich schlägt er einen Termin für die Einberufung der ersten Konferenz der Vereinten Nationen vor: Ende März. Was Molotow über die Teilnahme der Sowjetrepubliken gesagt habe, fährt Roosevelt fort, sei ihm besonders interessant gewesen. Die Vereinigten Staaten hätten zwar «nur eine Sprache und einen Aussenminister», verstünden aber vollauf, dass die anders geartete innere Struktur der Sowjetunion oder Grossbritanniens ebenfalls beachtet werden müsse. Molotows Vorschlag verdiene, eingehend geprüft zu werden.

Roosevelt knüpft eine Betrachtung über die Verschiedenheit der Länder in der ganzen Welt an: Gewisse Länder, zum Beispiel Brasilien, hätten eine kleinere Bevölkerungszahl, aber ein weitaus grösseres Territorium als die Vereinigten Staaten, andere seien klein an Gebiet, aber gross an Bevölkerung, wie Honduras und Haiti. In diesem Zusammenhang erwähnt er, dass eine Reihe von Ländern, wie Chile, Peru, Paraguay und Island, den Vereinten Nationen zwar assoziiert seien, sich aber nicht

am Krieg beteiligt hätten. Es müssten also alle Realitäten in Betracht gezogen werden: daher sein Vorschlag, Molotows Ersuchen von den drei Aussenministern baldigst prüfen zu lassen.

Auch Churchill spricht von einem «grossen Schritt vorwärts», der den Völkern der Welt Erleichterung bringen werde. Aber Molotows Vorschlag, von dem er, Churchill, heute zum erstenmal etwas erfahre, bedürfe sorgfältiger Erwägung. Was die von dem sowjetischen Aussenminister erwähnten Dominien angehe, so müsse darauf hingewiesen werden, dass diese sich seit 25 Jahren selbst regieren und seit langem einen festen Platz im Konzert der Völker einnehmen. Sie hätten für den Frieden gewirkt und von Anfang an an der Seite Grossbritanniens am Kriege gegen Deutschland teilgenommen. Ihre Unabhängigkeit stehe ausser Frage. Churchill äussert jedoch Bedenken wegen des Termins für die erste Konferenz der Vereinten Nationen. Der März sei viel zu früh. Die Kämpfe an den Fronten näherten sich dem Höhepunkt, und es seien mehr Soldaten eingesetzt denn je. Die von zahlreichen Sorgen heimgesuchten Völker Europas würden im März noch zu sehr von ihren Nöten in Anspruch genommen sein. Es sei zu bezweifeln, ob zu diesem Zeitpunkt die Delegierten auf einer solchen Konferenz das ganze Gewicht der lebenswichtigen Kräfte ihrer Länder hinter sich haben würden.

Hopkins schiebt Roosevelt wieder einmal einen Notizzettel zu:

Herr Präsident,
hinter Churchills Äusserungen steckt etwas, das wir im grundsätzlichen nicht kennen ... Vielleicht warten wir besser bis heute Abend, dann erfahren wir, was er im Sinn hat. Die ganze Sache ist faul | Ich bin jetzt ganz sicher, er denkt an die nächste Wahl in England.
Harry

Roosevelt nimmt, nachdem er den Zettel gelesen hat, seinen Bleistift, streicht das Wort «faul» durch und setzt an dessen Stelle: «Ja, Lokalpolitik.» Dann reicht er den Zettel an Hopkins zurück.

Churchill hat unterdessen seine Einwände gegen den Termin weiter begründet. «Wie viele Menschen werden dann noch unter Deutschlands Knechtschaft sein! Wir wissen es nicht, wie diese ihr Volk vertreten werden. Andere darben in furchtbarem Elend, darunter Holland mit seinen grausigen Ruinen.» Präsident Roosevelt spricht daraufhin die Hoffnung aus, dass sich mit

der Not in Europa und anderen Ländern die neue Organisation der Vereinten Nationen befassen möge. Er denke an ein Projekt ähnlich dem der amerikanischen *Tennessee Valley Authority*.

Die britische Delegation bittet darum, eine Pause von zehn Minuten einzulegen, ehe man die Diskussion über die polnische Frage wiederaufnehme.

Als Churchill auf seinen Platz zurückkehrt, bemerkt Cadogan, dass es der Premier unterlassen hat, seinen Hosenschlitz zuzuknöpfen. Er macht ihn mit einer kurzen Notiz darauf aufmerksam: «Achtung! Ihr Taubenschlag steht offen!» Churchill schreibt, nachdem er das Notwendige besorgt hat, auf denselben Zettel: «Aber der Vogel gehört zu der Gattung, die nicht wegfliegen kann.» Sir Alec Cadogan, die britische Würde in Person, zerreisst den Zettel und lächelt im Stillen bei dem Gedanken, welche Verlegenheit die Fetzen den Entzifferern des sowjetischen Geheimdienstes bereiten werden, die den Auftrag haben, regelmässig die Papierkörbe durchzustöbern.

Vor der Wiederaufnahme der Diskussion über Polen gibt Stalin seiner Befriedigung über den ihm von Roosevelt zugesandten persönlichen Brief Ausdruck. Der Anregung des Präsidenten folgend, habe er versucht, sich telefonisch mit der Warschau-Regierung in Verbindung zu setzen, doch sei ihm dies nicht gelungen.

Danach verliert Molotow die aus sechs Punkten bestehenden sowjetischen Vorschläge, die eine Antwort auf Roosevelts Brief darstellen: Die Ostgrenze Polens soll die Curzon-Linie sein, in einigen Gebieten mit Abweichungen von 5-8 Kilometern zugunsten Polens; Polens Westgrenze soll von der künftig polnischen Stadt Stettin aus längs der Oder und weiter südlich längs der westlichen Neisse verlaufen; es wird als wünschenswert erachtet, *einige demokratische Politiker aus polnischen Emigrantenkreisen* in die polnische Provisorische Regierung aufzunehmen; daraufhin wird die auf diese Weise erweiterte polnische Provisorische Regierung von den alliierten Regierungen anerkannt; diese Regierung wird die polnische Bevölkerung so bald wie möglich zu *allgemeinen Wahlen* aufrufen, aufgrund deren die Bildung einer Ständigen Polnischen Regierung erfolgen soll; mit der Erörterung der Frage der Erweiterung der polnischen Provisorischen Regierung wird eine aus den Herren Molotow, Harriman und Sir Archibald Clark Kerr zu bildende Kommission betraut, die ihre Vorschläge den drei Regierungen zur Prüfung vorlegen soll.

Es ist offenkundig, dass Stalin seine Zustimmung zu Roosevelts Memorandum über die Vereinten Nationen nur aus der Berechnung heraus gab, dafür von den Engländern und Amerikanern die Annahme seiner Thesen über Polen und darüber hinaus die Anerkennung der Bierut-Regierung zu erlangen, die einen wesentlichen Teil seiner Strategie ausmachen. Eine deutlichere Aufforderung zu wechselseitigem Entgegenkommen hätte es nicht geben können. Fast unverhüllt trat die Taktik in Molotows Forderung zugunsten der Ukraine, Weissrusslands und Litauens zutage.

Roosevelt erklärt indes, dass Molotows Vorschläge einen wichtigen Fortschritt bedeuteten. Nur ein Wort gefalle ihm nicht, sagt er mit sanfter Stimme, nämlich das Wort «Emigrant». Sonst sei er durchaus geneigt, sich mit Stettinius auf der Grundlage des Molotowschen Textes zu beraten.

Churchill drückt sich deutlicher aus. Auch ihm missfalle das Wort «Emigrant». Es stamme aus der Französischen Revolution und bezeichne in England eine Person, die vom eigenen Volk aus dem Lande gejagt worden sei. Er empfiehlt stattdessen die Bezeichnung «zeitweise im Ausland befindliche Polen». Bezüglich des zweiten sowjetischen Vorschlags – Polens neue Westgrenze – gibt er den Rat, den Polen nicht mehr Land zuzuteilen, als sie verwalten können: «Es wäre ein Jammer, die polnische Gans mit deutschem Futter so vollzustopfen, dass sie an Verdauungsstörungen eingeht.» Hinzu komme noch das Problem der «Bevölkerungsumsiedlung»: Ein grosser Teil der britischen öffentlichen Meinung werde entsetzt sein, wenn eine zu grosse Anzahl Deutscher umgesiedelt würde.

Stalin: «Die meisten Deutschen in diesen Gebieten sind bereits vor der Roten Armee geflohen.»

Churchill beharrt auf seinem Standpunkt. Nicht das Problem der Bevölkerungsumsiedlung an sich mache ihm Sorge, sondern die Fähigkeit der Polen, es zu bewältigen, und die Fähigkeit der Deutschen, so viele Menschen aufzunehmen.

Stalins Miene verdüstert sich. Daher schiebt Hopkins dem Präsidenten wieder einen Zettel zu:

Herr Präsident,
ich glaube, Sie sollten dies Ueber den Aussenministern überlassen, ehe es Ärger gibt.
Harry

Diesmal liegt bei dem Zettel eine von Stettinius auf einen gewöhnlichen Briefumschlag gekritzelte Frage: «Haben wir die

erforderliche Ermächtigung, ein Grenzproblem dieser Art zu behandeln und eine Garantie zu geben?»

Als Churchill auf die Verwendung polnischer Demokraten in der Provisorischen Regierung zurückkommt und bemerkt, es sei notwendig, den entsprechenden Satz in dem sowjetischen Exposé durch die Worte «und einiger (Demokraten) aus Polen selbst» zu ergänzen, sagt Roosevelt, es wäre besser, darüber noch einmal zu schlafen und das Problem am nächsten Tag zu erörtern.

Zur Debatte steht auch noch einmal die Frage der Teilnahme Frankreichs an der Kontrollkommission. Nachdem Molotow über die Ergebnisse der diesbezüglichen Aussenministerbesprechung berichtet hat, wiederholt er, es sei durchaus möglich, Frankreich eine Besatzungszone zuzuteilen, ohne ihm einen Sitz in der Kontrollkommission zu geben. Churchill entgegnet, wenn man ein solches Verfahren anwende, werde es zu endlosen Scherereien mit den Franzosen kommen. Die Teilnahme Frankreichs sei nach seiner Ansicht äusserst wichtig, um die Einheitlichkeit in der Behandlung Deutschlands zu sichern. Nicht damit verbunden sei ein Recht der Franzosen, an einer Konferenz wie der in Jalta mitzuwirken.

Roosevelt hält es für zwecklos, die Frage an die Europäische Beratungskommission zu verweisen, denn sie könne dann in eine Sackgasse geraten, da Frankreich in dieser Kommission vertreten sei: auf der einen Seite würden Engländer und Franzosen, auf der anderen Amerikaner und Russen stehen. Er sei daher der Meinung, dass die Angelegenheit in Jalta geregelt werden sollte, nur müsse sie noch eingehender geprüft werden. Er wünsche nicht, wenigstens für den Augenblick nicht, dass Frankreich in den «geschlossenen Klub» aufgenommen werde, wohl aber müsse über seinen Anteil an der Kontrolle Deutschlands ein Beschluss gefasst werden, ehe man sich in Jalta trenne, vielleicht in einer der letzten Sitzungen.

Die vierte Plenarsitzung wird sehr spät vertagt.

Sie hat fast fünf Stunden gedauert.

Den Amerikanern und Engländern fiel auf, dass Stalin weniger scharf war als am Vortag und dass sich schlagartig die ganze sowjetische Delegation entspannter gegeben hat. In den Gängen des Liwadia-Palastes taucht plötzlich Nikita Chruschtschow auf, der Kommissar für die Ukraine. Stalin verlässt eilig das Grand Palais.

Der britische Premier, in sein Quartier zurückgekehrt, labt

sich an einem kräftigen Abendessen und schickt dann, wie jeden Abend, ein langes erläuterndes Telegramm an seinen Stellvertreter Clement Attlee ab. Anschliessend studiert er eine Mappe mit Berichten über den Fernen Osten.

Roosevelt, etwas abgespannt, aber zufrieden, berät sich – nach seiner Massage – mit Stettinius über die Zusammensetzung der amerikanischen Delegation für die erste Konferenz der Vereinten Nationen. Stettinius schlägt vor: die Senatoren Connally und Vandenberg, die Abgeordneten Bloom und Eaton, Gildersleeve und Harold Stassen sowie einen liberalen Republikaner aus dem Mittleren Westen. Roosevelt wünscht ausserdem seinen alten Freund, den Senator Warren Austin, dabeizusehen.

Die beiden Männer unterhalten sich dann über ein Telegramm, das soeben von Mrs. Roosevelt – der «Missus», wie ihr Mann sie zärtlich nennt – eingetroffen ist. Sie äussert sich besorgt über die von der Presse lancierte Polemik gegen die Nominierung von Wallace, rät aber zu Festigkeit.

Ihr Gespräch wendet sich auch der Nachmittagssitzung zu. Im Zusammenhang mit der russischen Forderung nach zusätzlichen Sitzen in der UNO meint Roosevelt, es sei daraus zu erkennen, dass sich Stalin in bezug auf seine Position in der Ukraine wenig sicher fühle. In Washington sei zurzeit des deutschen Vormarschs die Rede von nationalistischen Kundgebungen in der Ukraine gewesen. Man müsse daher eine Besorgnis der Russen in Betracht ziehen. Roosevelt ist auch überzeugt, dass Stalin, wenn er für die Sowjetunion drei Sitze fordere, dies in erster Linie deshalb tue, um die Zustimmung von Politbüromitgliedern zu erlangen, die dem grossen Projekt ablehnend gegenüberstünden.

Nach einem leichten Abendimbiss unterhält sich der Präsident noch lange mit Hopkins. Dieser erzählt ihm von einem seltsamen Gespräch mit Stalin. Als er beim Tee mit dem sowjetischen Premier ein paar Worte wechselte, habe er von seiner Reise über London und Paris nach Rom und von seiner Audienz beim Papst erzählt. «Der Papst! Der Papst!» habe Stalin gebrummt: «Wieviele Divisionen hat er?»

Donnerstag, 8. Februar

Dieser Donnerstag war von allen Konferenztagen zweifellos der bedeutsamste, von früh bis spät angefüllt mit Sitzungen und Besprechungen.

Es gab zwei Zusammenkünfte der englischen und amerikanischen Stabschefs, die übliche Aussenministersitzung, eine Zusammenkunft der russischen und amerikanischen Stabschefs, ein *tête-à-tête* Stalin-Roosevelt, die Plenarsitzung und ein von Stalin im Jussupow-Palast zu Ehren seiner Gäste gegebenes Dreier-Diner.

Bevor Stettinius Liwadia verlassen hatte, um sich zur Aussenministersitzung zu begeben, war er zu Hopkins gebeten worden. Es sei wünschenswert, hatte Hopkins gesagt, dass die Leute vom State Department so bald wie möglich ein Memorandum über den künftigen Weltsicherheitsrat ausarbeiteten. «Wenn *wir* das nicht tun», meinte der kranke Mann, dessen Gesicht schon ganz vom kommenden Verfall gezeichnet war, «dann wird sich Winston eines schönen Morgens im Bett aufsetzen und im Handumdrehen ein eigenes Memorandum abfassen.» Aus Erfahrung wisse er, fügte Hopkins hinzu, dass an einem Kommuniké, sobald es einmal schwarz auf weiss stehe, schwer etwas zu ändern sei. Stettinius hatte ihm beigepflichtet und gleich darauf seinen Stab angewiesen, ein vorläufiges Memorandum aufzusetzen.

Um Mittag nehmen die drei Aussenminister unter dem Vorsitz Edens ihre Arbeit wieder auf.

Stettinius unterbreitet seinen beiden Kollegen die Absicht der amerikanischen Regierung, die grossen Alliierten offiziell einzuladen, sich in den Vereinigten Staaten zur ersten Konferenz der Vereinten Nationen zusammenzufinden. Er sei zu dem Schluss gekommen, die Einladungen auf diejenigen Nationen zu beschränken, die dem gemeinsamen Feind den Krieg erklärt und die Deklaration der Vereinten Nationen unterzeichnet hätten. Eden erklärte, er würde sich freuen, wenn die erste Tagung der Vereinten Nationen im Lande Roosevelts abgehalten werde, wiewohl er bemerken müsse, dass bisher noch keine grosse internationale Konferenz in London stattgefunden habe.

Da er den März-Termin für verfrüht hält, schlägt Stettinius als Eröffnungstag den 25. April vor, womit sich alle einverstanden erklären.

Eden bestätigt dann, dass er dem sowjetischen Ersuchen, zwei oder drei Sowjetrepubliken in die Organisation aufzunehmen, wohlwollend gegenüberstehe, und er sei bereit, dies auch bei der ersten sich bietenden Gelegenheit öffentlich zu wiederholen.

Molotow; «Je eher, desto besser.»

Nach einigem Hin und Her wird beschlossen, der Plenarsitzung eine Liste der einzuladenden Nationen zu unterbreiten und ihr gleichzeitig zu empfehlen, noch einmal den Fall der drei Sowjetrepubliken zu behandeln, die als «Gründungsmitglieder» zugelassen werden möchten.

Anschliessend wendet sich die Diskussion den Themen Iran, jugoslawische Grenzen, Kontrollkommissionen für Bulgarien und Ungarn sowie noch einmal den Reparationen zu.

In bezug auf den Iran betont Eden, dass sich die Alliierten nicht in die inneren Angelegenheiten dieses Landes einmischen dürften. Die iranische Regierung müsse Herr im eigenen Hause sein und ihre Entscheidungen frei treffen können. London habe nicht die Absicht, die Sowjetunion daran zu hindern, aus dem nördlichen Iran Erdöl zu beziehen. Es sei jedoch für die Alliierten ratsam, mit dem Abzug ihrer Truppen früher zu beginnen, als es in der von England, Russland und dem Iran unterzeichneten «Deklaration über den Iran» vorgesehen sei.

Molotow lehnt es ab, einen Truppenabzug zu diskutieren, da die neue iranische Regierung entgegen der von ihrer Vorgängerin unterzeichneten «Deklaration» den russischen Forderungen nach Ölkonzessionen nicht entsprechen wolle, Eden und Stettinius versichern mehrmals, dass London und Washington absolut nichts dagegen einzuwenden hätten, wenn der Iran der Sowjetunion Ölkonzessionen gewähre.

Zum Thema der Grenzziehung zwischen Jugoslawien einerseits und Österreich und Italien andererseits legt Eden ein britisches Schriftstück vor, zu dessen Abfassung die aus der Besetzung österreichischen Gebiets durch die Rote Armee sich ergebenden Fragen Anlass gegeben haben. Er fordert, dass die Besatzungszonen in Österreich so eingeteilt werden, dass die ganze Länge der österreichisch-jugoslawischen Grenze unter britische Verantwortung kommt. Er protestiert gegen Belgrads Ansprüche auf einen Teil der Steiermark, auf Klagenfurt und auf jenen Teil Kärntens, der nach der Volksabstimmung von 1919 Jugoslawien nicht zugefallen war. Er spricht die Hoffnung aus, dass zwischen den drei Grossmächten ein Abkommen erzielt wird, das die Aufrechterhaltung der österreichisch-jugoslawischen

Grenze von 1937 garantiert und deren Anerkennung durch Jugoslawien sicherstellt.

Zur Frage der Kontrollkommissionen in Bulgarien und Ungarn wird die englische Delegation um Ausarbeitung eines Vorschlags gebeten.

Zur Reparationsfrage erklären Eden und Stettinius, sie seien sich über ihre Stellungnahme noch nicht ganz im Klaren, doch würden sie wahrscheinlich am nächsten Tag imstande sein, sie zu erörtern.

Die Diskussionen werden, wie üblich, beim Mittagessen fortgesetzt. An der Sitzung haben ausser den drei Aussenministern amerikanischerseits Hiss und Mathews, englischerseits Cadoogan, Clark Kerr, Jebb und Major Theakstone, russischerseits Wyschinski, Gusew, Golunski, Gromyko und Pawlow teilgenommen.

Die englischen und amerikanischen Stabschefs halten ihre erste Sitzung um 10 Uhr, die zweite um 12 Uhr ab, beide im Liwadia-Palast. Es geht um den Einsatz von mit Sprengstoff beladenen pilotenlosen Flugzeugen gegen Deutschland wie auch gegen Japan, um die Treibstoffversorgung auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen, um die Beschleunigung von Fracht- und Truppenverschiffungen für die europäische und ostasiatische Front, um die Kriegsgefangenenfrage und um die Ausrüstung griechischer Streitkräfte. Sir Alan Brooke berichtet ausführlich über den letzten Punkt und sichert den Amerikanern zu, dass diese Aktion die Ausrüstung alliierter und befreiter Streitkräfte in Nordwest-Europa nicht beeinträchtigen und auch nicht zu einer direkten oder indirekten Belastung amerikanischer Ressourcen führen werde. General Marshall verliest die jüngsten Berichte über den Verlauf der Boden- und Luftoperationen an der Westfront, wo Eisenhower gerade eine Grosseffensive gestartet habe.

Um 15 Uhr treffen sich die amerikanischen Stabschefs – Admiral Leahy, General Marshall, Flottenadmiral King und General Kuter – mit den sowjetischen – General Antonow, Luftmarschall Chudjakow und Flottenadmiral Kusnjezow – im Jusupow-Palast. Leahy eröffnet die Sitzung mit der Erklärung, die Amerikaner hätten eine Reihe von Fragen zusammengestellt, die sich auf die Intensivierung der Operationen gegen Japan nach dem Zusammenbruch Deutschlands bezögen, und seien in dieser Hinsicht sehr an der Stellungnahme der Russen interessiert, zumal die amerikanischen Pläne die Anlage bestimmter

Stützpunkte auf russischem Gebiet vorsähen, Leahy bezieht sich auf ein den Russen bereits vorliegendes Memorandum, in dem darum gebeten wird, die örtlichen Sowjetbehörden der betreffenden russischen Gebiete zu veranlassen, den amerikanischen Truppen volle Unterstützung zu geben. Antonow weist darauf hin, dass die Japaner – falls Russland in den Krieg gegen Japan ein treten würde – den Verkehr auf der Transsibirischen Eisenbahn «unterbinden» könnten. Da aber die Sowjets auf den pazifischen Versorgungsweg angewiesen seien und sich im Kriegsfall nicht mehr auf diese Eisenbahnlinie verlassen könnten, müsse er die Amerikaner fragen, ob sie imstande seien, Luft- und Seewege über den Pazifik offenzuhalten und die Versorgung der sowjetischen Streitkräfte in Sibirien mit Treibstoff und Lebensmitteln sicherzustellen. General Marshall und Admiral King geben Antonow die gewünschten Zusicherungen.

Angesichts der von den Amerikanern in Aussicht genommenen grossen strategischen Massnahmen spricht ihnen Antonow seine Bewunderung aus. Gleichwohl könne er erst nach Rücksprache mit Generalissimus Stalin endgültig zu den amerikanischen Plänen Stellung nehmen.

Das Gespräch zwischen Stalin und Roosevelt, der eigentliche «Gipfel» der Konferenz, beginnt gegen 15.30 Uhr im Arbeitszimmer des Präsidenten. Anwesend sind ausserdem nur noch Molotow und Harriman sowie die beiden Dolmetscher Pawlow und Bohlen.

Eingangs sagt Roosevelt, mit dem Fall von Manila sei der Krieg im Pazifik in ein neues Stadium eingetreten. Die amerikanischen Truppen seien im Begriff, auf den Bonin-Inseln und der Formosa vorgelagerten Inselgruppe Stützpunkte zu errichten. Die Zeit sei nun gekommen, eine Verstärkung der Luftangriffe auf japanische Städte ins Auge zu fassen. Er selbst hoffe im übrigen, dass eine Landung auf den japanischen Inseln, wo der Gegner 4 Millionen Mann stehen habe, nicht erforderlich sein werde: durch intensive Bombardierung aus der Luft könnte man das Leben vieler Tausend Amerikaner sparen. Es sei auch von grösster Wichtigkeit, dass die Sowjetunion so bald wie möglich Japan den Krieg erkläre.

Dann wird Folgendes vereinbart: Russland tritt drei Monate nach der Niederwerfung Deutschlands in den Krieg gegen Japan ein; die für diesen Zweck einzusetzenden sowjetischen Streitkräfte, deren Oberbefehl Wassiljewski erhalten soll, werden, vor allem in Sibirien und auf der Halbinsel Kamtschatka,

von den Vereinigten Staaten unterstützt; bereits jetzt kann mit der Errichtung amerikanischer Luftstützpunkte in Komsomolsk und Nikolajewsk sowie am Unterlauf des Amur begonnen werden, vorausgesetzt, dass die mit der Vermessung des Geländes beauftragten amerikanischen Geometer sowjetische Uniformen tragen, die eigens für sie von den Schneidern des Kreml angefertigt werden.

Aber Stalin hat vorher wissen wollen, mit welchen politischen Kompensationen er für die von ihm einzugehenden Risiken rechnen könne.

Roosevelt hat sogleich eine Reihe präziser Zusagen gemacht. Russland soll nach Kriegsende die Südhälfte der Insel Sachalin und die Kurilen (eine über 800 Kilometer sich erstreckende Inselgruppe unter japanischer Hoheit) erhalten. Um Russland einen eisfreien Hafen am Endpunkt der südmandschurischen Eisenbahnlinie zu verschaffen, soll ihm nach Möglichkeit Dairen auf der Halbinsel Kwantung zugesprochen werden. Da diese Frage erst mit Marschall Tschiang Kai-schek verhandelt werden müsse, sei zu empfehlen, dass Stalin Dairen nicht einfach annehme, sondern der Umwandlung dieses Hafens in einen Freihafen unter internationaler Verwaltung zustimme. Auf diese Weise könne man vielleicht Churchill für eine Internationalisierung von Hongkong erwärmen.

Stalin macht kein Hehl daraus, dass Russland noch auf etwas anderes grossen Wert legt: den Besitz der mandschurischen Hauptisenbahnlinien. Zur Zarenzeit habe es die Linie Mandschuli-Charbin, die Linie Charbin-Dairen-Port Arthur wie auch die Linien Charbin-Nikolsk-Ussurisk und Chabarowsk-Wladiwostok kontrolliert. Es sei klar, dass es für ihn und Molotow, falls diese Bedingungen nicht erfüllt würden, sehr schwer wäre, vor dem sowjetischen Volk den Kriegseintritt gegen Japan zu rechtfertigen. Die Russen hätten die Notwendigkeit des Krieges gegen Deutschland, da es die Existenz der Sowjetunion bedroht habe, vollauf eingesehen. Sie würden aber kein Verständnis für einen Krieg gegen ein Land haben, mit dem es, zumindest in letzter Zeit, keine Schwierigkeiten gegeben habe. Um das russische Volk zu überzeugen und auch eine solche Entscheidung vor den Obersten Sowjet bringen zu können, müsse man auf eine greifbare Weise demonstrieren, dass es hier um ein Nationalinteresse ginge.

Roosevelt bekundet Verlegenheit: Er würde das mandschurische Problem mit Tschiang Kai-schek besprechen müssen,

und wenn er dies tue, werde innerhalb von 24 Stunden die ganze Welt wissen, was er, Roosevelt, dem Marschall gesagt habe. Ob Stalin sich mit einer einfachen Absprache der Grossen Drei ohne Rücksprache mit Tschiang Kai-schek zufriedengebe?

Stalin: «Ja, wenn diese Vereinbarung schriftlich festgelegt wird.»

Roosevelt: «Nach meiner Meinung kann dies geschehen.»

So kommt es im Verlauf weniger Minuten zu einem phänomenalen Abkommen. Für das blossе Versprechen, in den Krieg gegen ein Land einzutreten, das sozusagen bereits geschlagen war und nach Meldungen der Geheimdienste daran dachte, die Waffen zu strecken, erlangte Stalin ohne grosse Anstrengung die schriftliche Zusicherung, dass Russland Südsachalin, die Inselgruppe der Kurilen, die gesamten mandschurischen Eisenbahnen und der Hafen Dairen zugesprochen werde.

Was Korea anbelangt, hat Roosevelt ein Dreier-Mandat im Sinn, bestehend aus einem sowjetischen, einem amerikanischen und einem chinesischen Vertreter. Auf den Philippinen habe sich die Mandats Verwaltung durch 50 Jahre hindurch ausgezeichnet bewährt. Es dürfe sich lohnen, das Verfahren auch in Korea anzuwenden. Nur gäbe es da einen heiklen Punkt: Er, Roosevelt, habe nicht die Absicht, die Engländer zur Teilnahme an der Treuhandschaft aufzufordern, und sie würden sich dadurch gewiss vor den Kopf gestossen fühlen.

Stalin: «Das allerdings. Churchill wird uns umbringen. Es wäre besser, die Briten zu beteiligen.»

Roosevelt sagt dann, dass er an eine ähnliche Lösung für Indochina denke. In diesem Fall jedoch wäre todsicher mit dem energischen Widerstand der Engländer zu rechnen, die zweifellos Auswirkungen auf Burma befürchten würden. Die Indochinesen seien ein Volk von kleinem Format, wie die Javaner und Burmesen, und keineswegs kriegerisch. Frankreich habe, seit es diese Kolonie besitze, «nichts getan, um die Lage der Eingeborenen zu bessern». Im Übrigen, fügt er hinzu, habe de Gaulle die Alliierten um Schiffe für den Transport französischer Truppen nach Indochina gebeten.

Stalin: «Wo will de Gaulle die Truppen hernehmen?»

Roosevelt: «Er hat mir gesagt, wenn ich für ihn Schiffe auftreibe, wird er auch Truppen auftreiben.»

Der Präsident unterrichtet dann Stalin über die Entwicklung in China, das er, wie er jetzt hoffe, «am Leben erhalten» könne. General Wedemeyer, ein sehr tüchtiger Offizier, und der neue

Botschafter, General Patrick Hurley, seien erfolgreicher als ihre Vorgänger und hätten sogar Kontakte zwischen Mao Tse-tungs Kommunisten und der Tschungking-Regierung herstellen können. Wenn es nicht zur Bildung einer Nationalregierung komme, in der alle Parteien vertreten seien, dann liege der Fehler mehr bei der Kuomintang- und der Tschungking-Regierung als bei den «sogenannten Kommunisten».

Stalin: «Sie haben recht, die chinesischen Kommunisten sind keine richtigen Kommunisten.»

Er verstehe nicht, fügt er hinzu, warum sich die Chinesen nicht schon längst geeinigt hätten, um ihren gemeinsamen Feind Japan zu bekämpfen. Fraglos sei daran Tschiang Kai-schek schuld, der die Führung allein haben wolle.

Ehe sich die «zwei Giganten» trennen, überreicht Roosevelt dem sowjetischen Premier zwei Schriftstücke. Das eine enthält das Ersuchen, der amerikanischen Luftwaffe zu gestatten, bestimmte Flugplätze in der Nähe von Budapest für strategische Bomberaktionen gegen Deutschland zu benutzen. Zurzeit müssten die in Italien stationierten amerikanischen Bomberflugzeuge lange und gefährliche Flüge über die Alpen zurücklegen, um ihre Angriffsziele in Deutschland zu erreichen.

In dem zweiten Schriftstück wird die Bitte ausgesprochen, amerikanischen Experten zu erlauben, in den von der Roten Armee besetzten Gebieten Ost- und Südosteuropas die Auswirkungen der Luftbombardierungen zu untersuchen, so wie sie es bereits in Ploesti getan hätten.

Stalin gibt in beiden Fällen seine Zustimmung: er werde das Nötige unverzüglich veranlassen.

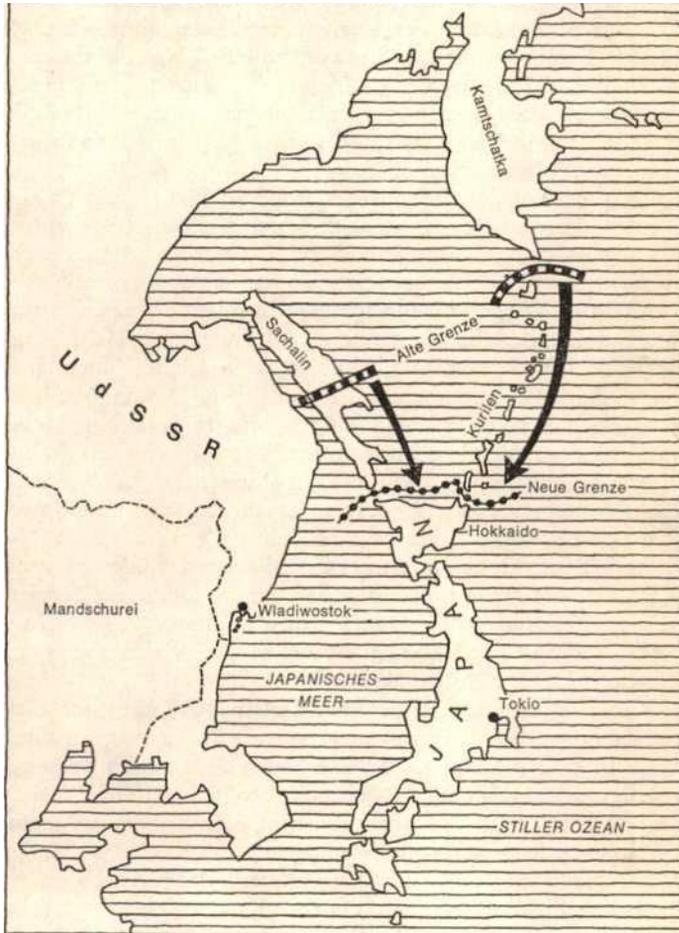
Die Plenarsitzung kann, wie jeden Tag, Punkt 16 Uhr beginnen.

Roosevelt strahlt. Er ist von dem Bewusstsein durchdrungen, seine beiden Hauptziele erreicht zu haben: die Gründung der Organisation der Vereinten Nationen und Russlands Kriegseintritt gegen Japan. In seinen Augen wiegt alles Übrige gering neben diesen beiden gigantischen Siegen.

Auch Stalins Augen verraten Befriedigung. Auch er ist überzeugt, seine Zeit nicht vergeudet zu haben, und seine gute Laune teilt sich seiner Umgebung mit.

Churchill hat, im Unterschied zu den übrigen Mitgliedern der britischen Delegation, keinen Argwohn geschöpft, als ihn Roosevelt und Stalin vor der Tür liessen. Vielleicht ist ihm bereits aufgegangen, dass sich sein Land in Zukunft «auf einer Stufe

Kurilen und Südsachalin – Objekte russisch-amerikanischer Verhandlungen



tiefer» wird einrichten müssen. Vielleicht hat er auch den Kuhhandel durchschaut und deshalb nicht darauf gedrängt, einen Teil der Verantwortung zu übernehmen. Jedenfalls vertraute er Alan Brooke an, nach seiner Meinung sei «jedwedes Arrangement im Zusammenhang mit China eine gewaltige Farce».

Als erstes Thema der Sitzung schlägt Roosevelt die Welt-sicherheitsorganisation vor. Der von den Aussenministern empfohlene Termin des 25. April 1945 für die Eröffnungskonferenz wird allgemein angenommen. Eden und Roosevelt verpflichten sich, vor der Vollversammlung der UNO den Antrag der UdSSR um Zulassung von zwei seiner Sowjetrepubliken als Gründungsmitglieder zu unterstützen.

Eden verliest den Bericht der Aussenminister, wonach alle Länder, die die «Deklaration der Vereinten Nationen» unterzeichnet haben, zur Konferenz eingeladen werden sollen. Unterzeichnet wurde die Deklaration am 1. Januar 1942 von den Vereinigten Staaten, Grossbritannien, Russland, China, Australien, Belgien, Kanada, Kostarika, Kuba, Guatemala, Haiti, Honduras, Indien, Luxemburg, Holland, Neuseeland, Nikaragua, Norwegen, Panama, Tschechoslowakei, San Domingo, Salvador, Griechenland, Polen, Südafrika und Jugoslawien; am 5. Juni 1942 von Mexiko; am 26. Dezember 1944 von den Philippinen, Abessinien, Irak, Brasilien, Bolivien, Iran, Kolumbien, Liberia und Frankreich; am 7. Februar von Ekuador. (Die Unterschrift Perus kommt genau am 11. Februar.)

Stalin bemerkt, dass sich unter diesen Staaten mindestens zehn befänden, die keine diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion unterhielten. Wie könne man über die künftige Sicherheit in der Welt mit Nationen diskutieren, die von der Existenz der UdSSR keine Notiz nähmen?

Roosevelt erwidert, er glaube zu wissen, dass alle diese Länder die Sowjetunion «gern» anerkennen würden, nur wage keines, den ersten Schritt zu tun. Die Sache könne indes leicht geregelt werden, da ja die Sowjetunion bereits in Bretton Woods und auf der UNRRA-Konferenz mit diesen Staaten an einem Tisch gesessen habe. Wenn mehrere lateinamerikanische Länder Deutschland und Japan nicht den Krieg erklärt hätten, so sei dies schliesslich auf den ausdrücklichen Rat der Vereinigten Staaten unterlassen worden. Um ihnen wachsende wirtschaftliche Schwierigkeiten zu ersparen, habe Washington ihnen empfohlen, lediglich die diplomatischen Beziehungen zu Berlin ab-zubrechen.

Stalin: «Und wie steht es mit Argentinien?»

Roosevelt: «Es ist weder eine befreundete noch eine assoziierte Nation; es hat sogar der Achse geholfen. Auch die Türkei stellt einen Sonderfall dar. Nach meiner Ansicht sollten nur die assoziierten Nationen eingeladen werden, die Deutschland den Krieg erklärt haben. Was halten Sie davon, eine Zeitgrenze zu setzen und nur die Staaten in die Organisation aufzunehmen, die Hitler bis zum 1. März 1945 den Krieg erklärt haben?»

Der Vorschlag wird angenommen. Noch am Konferenztisch setzt Stettinius ein Telegramm an Nelson Rockefeller, seinen Stellvertreter im State Department, auf: Er bittet ihn, unverzüglich den Regierungen Perus, Chiles, Paraguays, Uruguays und Venezuelas nahezu legen, Deutschland sofort, in jedem Fall aber vor dem 1. März, den Krieg zu erklären.

Man beschliesst, bestimmte Länder gesondert zu behandeln: Dänemark soll aufgefordert werden, sobald es befreit ist; die Türkei und Ägypten werden unter der Bedingung aufgenommen, dass sie die Deklaration der Vereinten Nationen unterzeichnen; die Zulassung Italiens wird zurückgestellt, ebenso diejenige Irlands, bei dessen Regierung Deutschland und Japan noch Gesandtschaften unterhalten; für die Zulassung der Ukraine und Weissrusslands werden sich die Vereinigten Staaten und Grossbritannien am ersten Tag der Weltkonferenz einsetzen. Von der Sowjetrepublik Litauen ist nicht mehr die Rede.

Es geht nun an den zweiten Punkt der heutigen Tagesordnung: Polen.

Die amerikanische Delegation unterbreitet einen Alternativvorschlag zu Molotows Sechs-Punkte-Memorandum. Sie ist einverstanden, dass die stellenweise um 5 bis 8 Kilometer zugunsten Polens modifizierte Curzon-Linie Polens Ostgrenze sein wird, ebenso damit, dass Polen auf Kosten Deutschlands mit einem Teil Ostpreussens, mit Oberschlesien und der Oderlinie unter Einschluss Stettins entschädigt wird. In Bezug auf die Neisse-Linie sei zu untersuchen, ob es nicht eine bessere Lösung gäbe, da diese Linie wenig berechtigt erscheine.

In Polen soll ein Dreier-Präsidialkomitee gebildet werden, bestehend aus Bierut, Grabski und Bischof Sapieha. Dieses Komitee übernimmt die Bildung einer Regierung, die sich zusammensetzen wird aus *führenden Persönlichkeiten der gegenwärtigen polnischen Provisorischen Regierung in Warschau, aus anderen in Polen lebenden demokratischen Elementen und aus führenden polnischen Demokraten, die sich vorübergehend im Ausland aufhalten*. Diese Regierung

soll, sobald es die Verhältnisse erlauben, freie Wahlen für eine konstituierende Nationalversammlung abhalten, die eine neue Verfassung ausarbeiten wird.

Die drei Alliierten verpflichten sich ihrerseits, *die Polnische Regierung Nationaler Einheit* anzuerkennen, sobald sie zustande gekommen ist.

Wie man sieht, haben sich die anfänglich stark divergierenden Standpunkte erheblich einander genähert. Hopkins, der den obigen Text formuliert hat, ist sogar überzeugt gewesen, dass Stalin ihn auf der Stelle akzeptieren werde.

Molotow: «Bedeutet der letzte Punkt des amerikanischen Vorschlags, dass die polnische Exilregierung in London *ipso facto* verschwinden wird?»

Churchill: «Natürlich.»

Stalin: «Und was geschieht mit ihren Guthaben?»

Churchill: «Sie werden in den Besitz der neuen Regierung Nationaler Einheit übergehen.»

Molotow: «Wir können den Vorschlägen nicht zustimmen. Es wäre besser, die gegenwärtige Warschau-Lubliner Regierung ganz einfach zu erweitern durch Hinzunahme anderer demokratischer Elemente. Sie genießt in Polen grosses Ansehen und erfreut sich ungemeiner Popularität. Ihre führenden Leute sind aufs Engste mit der Befreiung Polens verbunden, wohingegen Mikolajczyk und Grabski nichts dazu beigetragen haben. Ich wiederhole: der einzige Weg ist, die Warschau-Regierung zu erweitern.»

Churchill: «Ich werde die Lublin-Regierung, unter welcher Maske sie auch immer auftritt, niemals anerkennen. Ich erinnere daran, dass an der italienischen und an der Westfront eine polnische Armee von etwa 150'000 Mann steht, die tapfer für unsere gemeinsame Sache gekämpft hat. Sie würde eine Anerkennung der Lublin-Regierung als Verrat betrachten. Denn London hat die in England bestehende Exilregierung anerkannt. Es gibt nur einen Weg zu einer gerechten Lösung: Von beiden Seiten muss unter gleichen Bedingungen ein neuer Anfang gemacht werden, so wie es der Präsident vorgeschlagen hat, und so bald wie möglich müssen Wahlen auf der Grundlage des allgemeinen und geheimen Wahlrechts abgehalten werden.»

Stalin: «De Gaulles Regierung ist ja auch nicht gewählt, und trotzdem verhandeln wir mit ihr. Warum sollen wir es mit Bierut nicht genau so machen?»

Die Frage, inzwischen ein noch heisseres Eisen geworden,

wird an die Aussenminister zwecks weiteren Studiums verwiesen.

Gegen Ende der Sitzung stellt Stalin zwei Fragen. Einmal möchte er gern wissen, was der Bildung einer Einheitsregierung in Jugoslawien im Wege stünde, zum anderen, was in Griechenland vor sich gehe.

Hierauf antwortet Churchill. In Jugoslawien sei der König überredet, ja sogar gezwungen worden, sich mit einer Regentschaft abzufinden. Subasic (Ministerpräsident der jugoslawischen Exilregierung in London) sei nach Jugoslawien abgereist, um die Regenten auszuwählen und die Regierung zu bilden. Es sei zu hoffen, dass zwischen ihm und Tito ein Abkommen erreicht werde. Falls der König Schwierigkeiten mache, laufe er Gefahr, abgesetzt zu werden. Wenn Marschall Stalin Tito gut zuredete, werde die Angelegenheit, meint Churchill, rasch erledigt sein.

Stalin: «Tito ist ein stolzer Mann und inzwischen ein sehr populärer Staatschef. Ratschläge wird er sicher verübeln.»

Churchill, mit einem feinen Lächeln: «Ich habe das Gefühl, dass sich Marschall Stalin ein solches Risiko leisten könnte.»

Was Griechenland angehe, so könne er, Churchill, «stundenlang» darüber sprechen. Er sei jedoch in der Lage, die Hoffnung auszusprechen, dass der Frieden im Land aufgrund einer allgemeinen Amnestie hergestellt werden könnte. Allerdings zweifle er am Zustandekommen einer aus allen Parteien bestehenden Regierung. Sie hassten sich untereinander viel zu sehr. Kürzlich sei Sir Walter Citrine mit fünf anderen britischen Gewerkschaftern in Griechenland gewesen und hätte dort den tröstlichen Eindruck gewonnen, dass sich Marschall Stalin nicht allzu sehr in die inneren Angelegenheiten Griechenlands einmische.

Als die Sitzung aufgehoben wird, ist es fast 8 Uhr, und um 9 Uhr beginnt schon das grosse Diner, zu dem Stalin geladen hat. Es findet im Jussupow-Palast statt und ist üppiger denn je.

Angefangen beim Kaviar und endend beim kaukasischen Backwerk, sind es zwanzig Gänge erlesenster und mit höchstem Raffinement zubereiteter Gerichte.

Die Tafel ist für dreissig Personen gedeckt.

Elf Russen: Stalin, Molotow, Berija, Wyschinski, die drei Stabschefs, Gromyko, Gusew, Maiski und Pawlow.

Zehn Engländer: Churchill, Eden, Sir Alan Brooke, Sir Charles Portal, Cunningham, Alexander, Sir Alexander Cadogan, Sir Archibald Clark Kerr, General Ismay und Mrs. Oliver.

Neun Amerikaner; Roosevelt, Stettinius, Leahy, Byrnes, Harriman, Flynn, Bohlen, Mrs. Boettiger und Miss Harriman.

Es ist das einzigste Essen, bei dem auch Berija zugegen ist.

Hopkins, der zwar eingeladen ist, muss das Bett hüten.

Unerklärlicherweise haben General Marshall und Admiral King keine Einladung erhalten.

Nur etwas stört die Runde: die vielen Mücken. Sie stürzen sich vor allem auf die Damen und auf die Knöchel des Admirals Leahy.

Es werden 45 Trinksprüche ausgebracht.

Jeder, der einen Toast ausbringt, geht mit seinem Glas zu dem von ihm Angesprochenen, um mit ihm anzustossen, ausser Roosevelt natürlich.

Der Wodka fliesst in Strömen, und ein paar Unvorsichtige sprechen ihm zu stark zu.

Der Kaukasussekt wird von Roosevelt für so gut befunden, dass er fragt, ob er nicht, wenn seine Amtszeit vorüber ist, die Vertretung für die Vereinigten Staaten erhalten könnte.

Stalin erhebt sein Glas und trinkt auf die Gesundheit des britischen Premiers, der «unerschrockensten Persönlichkeit unter den Regierenden der Welt». Es sei in grossem Masse Churchills «Courage und Entschlossenheit» zu verdanken, dass England in der Stunde, in der es alleinstand, der mächtigen deutschen Wehrmacht die Stirn bot, während sich das übrige Europa Hitler zu Füssen warf. «Ich trinke auf Mr. Churchill, den mutigen Kapitän, meinen Kampfgefährten, denn ich kenne nur wenige Beispiele in der Geschichte, wo der Mut eines einzigen Mannes von so grosser Bedeutung für die Zukunft der ganzen Welt gewesen ist. «

In seiner Erwiderung sagt Churchill, er trinke auf das Wohl «des mächtigen Führers eines mächtigen Landes, der den Stoss der mächtigen deutschen Kriegsmaschine aufgefangen, ihr das Rückgrat gebrochen und die Tyrannen aus dem Lande gejagt hat». Er sei überzeugt, dass Marschall Stalin im Frieden nicht weniger als im Kriege «sein Land von Erfolg zu Erfolg führen» werde.

In seinem Trinkspruch, den er auf Präsident Roosevelt ausbringt, nennt Stalin diesen den «hauptsächlichen Förderer der Mobilisierung der Welt gegen Hitler». Er selbst, Stalin, und Mr. Churchill hätten in ihren Ländern relativ einfache Entscheidungen treffen müssen, da es für sie eine Existenzfrage gewesen sei, gegen Hitler-Deutschland zu kämpfen. Der «dritte Mann»

jedoch habe ein Volk in den Krieg führen müssen, von dem es nicht ohne Weiteres erkennen konnte, wie weit hier nationale Interessen auf dem Spiele standen. Besondere Anerkennung verdiene Roosevelt dafür, dass er das Pacht- und Leih-Gesetz durchgebracht habe.

Der Präsident sagt in seiner Entgegnung, er habe das Gefühl, dass bei diesem Diner eine Atmosphäre «wie in einer Familie» herrsche. Im Laufe der letzten drei Jahre sei in der Welt eine grosse Wandlung vor sich gegangen, und eine noch grössere stehe bevor. Noch vor fünfzig Jahren hätten in weiten Gebieten der Welt die Menschen in Not und ohne Hoffnung gelebt. Inzwischen seien so grosse Fortschritte erzielt worden, dass man jedem Mann, jeder Frau und jedem Kind auf dieser Erde Sicherheit und Wohlergehen garantieren könne und müsse.

Stalin erhebt erneut sein Glas, um auf «die Allianz der drei Grossmächte» zu trinken. Churchill ruft, sein Glas in der Hand, in einer brillanten Improvisation aus, deren er allein fähig ist: «Wir stehen auf dem Gipfel eines Hügels, und unter uns breitet sich die Herrlichkeit künftiger Möglichkeiten aus .. . Als Staatsmänner sind wir dazu berufen, die Völker aus düsteren Wäldern in die weiten besonnten Ebenen von Frieden und Glück zu führen. . . Diese wunderbare Möglichkeit ist in unsere Hände gegeben, und es wäre eine Tragödie, die uns die Geschichte niemals verzeihen würde, wenn wir uns diese Möglichkeit durch Trägheit und Unachtsamkeit entgleiten liessen.» Richter Byrnes bringt einen Trinkspruch auf den «kleinen Mann» aus. Miss Harriman erhebt unter allgemeinem Beifall ihr Glas und spricht im Namen der drei anwesenden Damen allen Personen Dank aus, «die so schwer gearbeitet haben, um uns den Aufenthalt auf der Krim so angenehm zu machen, trotz der von den Deutschen hier angerichteten Zerstörungen».

Dieses ungewöhnliche gesellige Beisammensein dauert bis 1 Uhr nachts. Hätte der erschöpfte Roosevelt nicht das Signal zum Aufbruch gegeben, würde es sich bis zum Morgengrauen ausgedehnt haben.

Stalin sagt mit einem Augenzwinkern zu Churchill: «Ein Glück, dass wenigstens einer da ist, der weiss, wann es Zeit ist, sich zu verabschieden.»

Freitag, 9. Februar

Der Freitagvormittag geht mit Besprechungen zwischen den amerikanischen und englischen Stabschefs hin. Sie halten eine erste Sitzung um 11 Uhr und eine zweite im Beisein Roosevelts und Churchills um 12 Uhr ab. Anschliessend ziehen sich Roosevelt und Churchill zu einem Lunch unter vier Augen zurück.

Roosevelt ist in bester Stimmung. Schon am Morgen, beim Aufstehen, hat er ausgerufen: «Ich habe alles erreicht, weswegen ich hergekommen bin, und ich habe keinen zu hohen Preis gezahlt . . .»

Amerikaner und Engländer sind sich einig, dass die Vereinigten Stabschefs – das im Kriege entstandene Komitee aller amerikanischen und englischen Stabschefs – eine gute Einrichtung ist, die nach der Niederwerfung Deutschlands und Japans noch einige Jahre beibehalten werden soll. Die gegenwärtige Sitzung ist die 188. Zusammenkunft der Vereinigten Stabschefs. Sie unterbreiten Roosevelt und Churchill einen Bericht über das gesamtstrategische Konzept: Durchführung einer Anzahl von Operationen in Nordwesteuropa; Verstärkung der Gegenmassnahmen gegen die deutsche U-Bootkriegführung, die nach Meldungen der Geheimdienste verschärft und durch den beschleunigten Bau neuer U-Boote erweitert werden soll; Verdoppelung der Verminung feindlicher Gewässer, sei es aus der Luft, sei es durch Überwasserminenleger; verstärkter Lufteininsatz gegen deutsche U-Bootstützpunkte; Verlegung gewisser Streitkräfte vom Mittelmeerschauplatz an die Westfront; Intensivierung der Luftbombardements auf Japan; Fortführung der Hilfsmassnahmen für China in einem Masse, das die ausgiebigste Benutzung des Territoriums und der Hilfsquellen Chinas gegen die dort operierende japanische Armee erlaubt; verstärkter amerikanischer Einsatz an der indisch-burmesischen Front und Genehmigung der von General Stilwell einerseits und Lord Louis Mountbatten andererseits ausgearbeiteten Pläne. In ihrem Schriftstück haben die Vereinigten Stabschefs auch aufgrund ihrer Schätzungen Planungsdaten für das Ende des Krieges genannt: mit Deutschland frühestens am 1. Juli 1945, spätestens am 31. Dezember 1945, mit Japan etwa 18 Monate nach der Niederlage Hitlers.

Am Nachmittag, gegen 15.50 Uhr, treffen sich im Schloss Liwadia die amerikanischen Stabschefs – Marshall, King und Kuter – mit ihren sowjetischen Pendanten – Antonow, Chudjakow und Kusnezow. Antonow stellt fest, dass die für den Fernen Osten bestimmten sowjetischen Einheiten zurzeit noch am Mittelabschnitt eingesetzt seien und ihre Verlegung erfolgen werde, wenn sie aus den jetzt noch im Gange befindlichen Kämpfen herausgezogen werden könnten. Vor Ausbruch der sowjetisch-japanischen Feindseligkeiten sei es absolut notwendig, seitens Amerikas die Versorgung der sowjetischen Streitkräfte mit Lebensmitteln, Waffen und Treibstoff sowohl auf dem Luft- wie auf dem Seewege sicherzustellen. Sowjetische Offiziere hätten bereits Weisung erhalten, im Gebiet Komsomolsk-Nikolajewsk (Ostsibirien) günstige Gelände für den Aufbau von US-Luftstützpunkten ausfindig zu machen. Antonow spricht ausführlich über die in Ostsibirien zu treffenden Vorbereitungen: Errichtung von Vorratslagern und Waffenmagazinen, Anlage von Treibstofftanks, Rohrleitungen und Strassen. Die Abreise der in Fairbanks bereitstehenden amerikanischen Inspektionsgruppe für Kamtschatka müsse «bis zum letzten Augenblick» hinausgeschoben werden, da ihre dortige Anwesenheit vor den Japanern nicht geheimgehalten werden könne. Die erste von der amerikanischen Luftwaffe zu unterstützende Operation der Sowjettruppen werde darin bestehen, Südsachalin zu besetzen und die La-Pérouse-Strasse (zwischen Sachalin und Hokkaido) zu erschliessen. General Marshall und Admiral King billigen den sowjetischen Plan in allen Punkten.

Luftmarschall Chudjakow und Generalmajor Kuter besprechen dann unter sich zwei Stunden lang die Einzelheiten der amerikanischen Luftunterstützung für die in Aussicht genommenen sowjetischen Operationen im Fernen Osten. Im Abschnitt Komsomolsk-Nikolajewsk soll eine ganze Gruppe sehr schwerer Bomber, nämlich B-29-Superfestungen, stationiert werden. Chudjakow fragt, ob genügend amerikanische Ingenieure zur Verfügung stünden, die den Bau der Tankanlagen für das 100-Oktan-Benzin überwachen könnten, was Kuter bejaht. Um eine Anzahl B-17- und B-24-Bomber gegen Japan einsetzen zu können, stellt Kuter klar, dass im Gebiet von Wladiwostok zwei Stützpunkte erforderlich sein würden, und Chudjakow verspricht, die notwendigen Massnahmen sofort in die Wege zu leiten. Für den Transport sowjetischer Truppen werden die Amerikaner Transportmaschinen des Typs C-47 be-

reitsteilen, und zwar hundert während der ersten sechs Monate und danach vierzig im Monat.

In der Aussenministersitzung, wie stets mit dem Mittagessen verbunden, steht ein halbes Dutzend Themen zur Debatte.

Stettinius, der als Vorsitzender fungiert, eröffnet die Besprechung mit der Erklärung, die amerikanische Delegation habe angesichts der sowjetischen Einwände gegen die Bildung eines Präsidial-Komitees in Polen diesen Vorschlag «fallengelassen». «Ich glaube, dass sich durch diese Änderung unsere drei Ansichten in bezug auf die Behandlung der Regierungsfrage nicht sehr voneinander unterscheiden. Mr. Molotow sprach von der Erweiterung der Warschauer Regierung. Die britische Formel schlägt die Errichtung einer voll repräsentativen ‚Provisorischen Polnischen Regierung‘ vor, und wir sprechen von der Bildung einer ‚Regierung Nationaler Einheit‘. Diese drei Auffassungen lassen sich durchaus einander annähern, zumal wir alle drei der Ansicht sind, dass nur die Polen selbst darüber endgültig nach Abhaltung freier Wahlen entscheiden können. Ich stelle daher folgende Formel zur Erwägung: *Die gegenwärtige Polnische Provisorische Regierung soll auf der Grundlage aller demokratischen Kräfte innerhalb Polens sowie demokratischer Führer Polens im Ausland in eine voll repräsentative Regierung umgewandelt werden, die ‚Provisorische Regierung der Nationalen Einheit‘ genannt werden soll.* Sobald diese Regierung zur Zufriedenheit gebildet ist, werden unsere drei Regierungen sie anerkennen.»

Wie arglos diese Erklärung war, dessen ist sich Stettinius sicher nicht bewusst gewesen. Man könnte allerdings auch sagen, er habe damit durchaus das Richtige getroffen, wenn das Wort «demokratisch» für alle Beteiligten die gleiche Bedeutung gehabt hätte. Der alles andere als leichtgläubige Eden beeilt sich denn auch zu betonen, dass kaum jemand in Grossbritannien und im übrigen Europa glauben werde, die Lubliner Regierung repräsentiere ganz Polen. Deshalb könne die britische Delegation auf die in ihrem gestrigen Vorschlag gebrauchte und von Churchill angeregte Formel «ein neuer Start auf neuer Grundlage» nicht verzichten. Wieder einmal muss die Frage der polnischen Regierungsbildung – der Stachel der Konferenz – ins höhere Stockwerk verwiesen werden.

In dieser Sitzung wird auch beschlossen, dass die Einladung zur ersten Konferenz der Vereinten Nationen von den USA, der Sowjetunion, Grossbritannien, China und Frankreich unterzeichnet werden soll. Molotow hat gegen diesen von den Ame-

rikanern eingebrachten Vorschlag kaum Einwände erhoben. Alger Hiss hat bemerkt: «Frankreich genießt grosses Ansehen bei den kleinen Nationen, und seine Unterschrift wird Vertrauen erwecken. Wir brauchen es, um unsere Sache an den Mann zu bringen.»

In der jugoslawischen Frage hat Eden schriftlich den Vorschlag gemacht, Marschall Tito und Dr. Subasic zwei Ergänzungen zu ihrem Abkommen zu empfehlen: Die neue Regierung solle gleich nach ihrem Zustandekommen erklären, dass a) die Antifaschistische Versammlung der Nationalen Befreiung (AVNOJ) durch Aufnahme von Mitgliedern des letzten jugoslawischen Parlaments, soweit diese nicht mit Hitler kollaboriert hätten, erweitert werde und dass b) die von der provisorischen AVNOJ erlassenen Gesetze einer konstituierenden Nationalversammlung zur Ratifizierung unterbreitet werden. Molotow wendet ein, man solle erst einmal das Inkrafttreten des Tito-Subasic-Abkommens abwarten, ehe man Ergänzungen Vorschläge. Auch diese Frage überlässt man der Plenarsitzung zur Entscheidung.

In der Reparationsfrage wird man sich über zwei Punkte einig. Reparationen sollen in erster Linie solche Länder erhalten, «welche die Hauptlast des Krieges getragen, die schwersten Verluste erlitten und den Sieg ermöglicht haben». Sodann sollen – «unter einstweiligem Aufschub der zu einem späteren Zeitpunkt zu erörternden Frage einer Verwendung deutscher Arbeitskräfte als Teil der Reparationsleistungen»-von Deutschland zehn Jahre lang jährliche Sachlieferungen sowie sofortige Vorausleistungen aus dem Nationalvermögen verlangt werden. Eines jedoch hat Molotow nicht erreichen können: Einstimmigkeit der drei Aussenminister über den von ihm vorgeschlagenen Gesamtbetrag von 20 Milliarden Dollar. Eden will diese Zahl nicht einmal «als Diskussionsbasis» annehmen.

Der Beginn der wie üblich auf 16 Uhr angesetzten Plenarsitzung verzögert sich um eine halbe Stunde: Fotografen und Kameraleute, überwacht von den besten Geheimpolizisten des Kreml und des Weissen Hauses, bevölkern den grossen Ballsaal, um das Treffen der Grossen Drei für die Annalen der Geschichte festzuhalten. Nachdem sie mit ihren Geräten und Kabeln den Raum wieder verlassen haben, setzt erneut die Diskussion ein.

In der polnischen Frage schlägt Molotow vor, den im amerikanischen Memorandum enthaltenen Passus über die Regierungsbildung wie folgt abzuändern: «Die gegenwärtige Pro-

visorische Regierung der Republik Polen soll reorganisiert werden auf einer breiteren demokratischen Grundlage unter Einschluss der demokratischen Führer in Polen selbst und derjenigen, die sich im Ausland befinden. *Nach dieser Erweiterung* wird sich diese Regierung ‚Provisorische Polnische Regierung der Nationalen Einheit‘ nennen.»

Er verlangt ferner, dass die «demokratischen» Parteien ebenfalls «nichtfaschistische oder antifaschistische demokratische Parteien» zu nennen seien und widerspricht dem Vorschlag von Stettinius, dass die freien Wahlen in Polen unter Kontrolle von Vertretern der Grossen Drei stattfinden müssten. So etwas könne die Polen «beleidigen».

Churchill: «Es wäre ein Fehler, alles zu überstürzen. Man kann nicht, kaum dass man den Fuss im Steigbügel hat, drauflosgaloppieren. Es wäre weiser, über das ganze Problem noch etwas nachzudenken, statt übereilte Beschlüsse zu fassen.»

So wird die Diskussion über die polnische Frage um eine halbe Stunde vertagt.

Unterdessen erklärt Stettinius, dass sich die sowjetische und amerikanische Delegation in der Reparationsfrage dahingehend geeinigt hätten, die von den Russen vorgeschlagene Gesamtsumme von 20 Milliarden Dollar, von denen 50 Prozent an die Sowjetunion gehen sollen, als «Diskussionsgrundlage» anzunehmen. Maiski bemerkt noch, die Verrechnung der Entschädigungsleistungen müsse auf der Basis der Preise von 1938 unter Berücksichtigung möglicher Erhöhungen um 15 bis 20 Prozent erfolgen. Die sowjetische Delegation überlässt, wie man sieht, nichts dem Zufall. Doch die britische Delegation weigert sich nach wie vor, sich auf eine bestimmte Reparationssumme festzulegen.

Bei der Erörterung der jugoslawischen Frage kommt es zunächst zu einem Scharmützel zwischen Stalin und Churchill. Sie streiten sich darüber, ob Tito ein Diktator sei oder nicht. Doch dann beruhigen sich die Gemüter. Stalin erklärt sich bereit, die von Eden vorgeschlagenen zwei Ergänzungen zum Tito-Subasic-Abkommen zu akzeptieren. Nur würde er gern erst die jugoslawische Regierung gebildet sehen und ihr dann die beiden britischen Ergänzungsvorschläge empfehlen.

Stettinius verliest dann einen von Alger Hiss verfassten Bericht, demzufolge die fünf Regierungen, die ständige Sitze im Weltsicherheitsrat haben werden, einander konsultieren sollen, bevor die Konferenz der Vereinten Nationen im Rahmen der

Welt-Charta eine Institution schafft, die sich mit territorialen Treuhänder schäften und abhängigen Gebieten zu befassen hat, Churchill explodiert:

«Niemals werde ich das zulassen. Niemals. Im Übrigen bin ich in dieser Sache nicht einmal befragt worden. Unter keinen Umständen werde ich zustimmen, dass vierzig oder fünfzig Nationen ihre Finger in Lebensfragen des britischen Empire hineinstecken.»

Vergebens bemüht sich Stettinius, Churchill klarzumachen, dass sich die Treuhänder schäften nicht auf das britische Empire, sondern auf Korea, Indochina und andere nichtenglische, von der japanischen Besetzung zu befreiende Gebiete beziehen. Churchill erinnert sich nur zu gut der verletzenden Worte, die Roosevelt ein Jahr vorher in Teheran geäußert hat: «Die Engländer würden sich Land nehmen, ganz gleich wo in der Welt, und wenn es nur eine Klippe oder eine Sandbank wäre.» Und so reagiert der britische Premier, als habe man seinen Lebensnerv getroffen.

Stalin versucht ihn zu beruhigen.

Churchill: «Marschall Stalin, wie würden Sie sich dazu stellen, wenn man beschliessen wollte, die Krim unter Mandat zu stellen, um aus ihr einen internationalen Sommerkurort zu machen.»

Roosevelt beeilt sich, eine kurze Unterbrechung der Sitzung zu empfehlen, und beauftragt Alger Hiss mit der Abfassung eines Textes, der geeignet sei, die Engländer völlig zu beruhigen.

Nach Wiederaufnahme der Besprechungen befasst man sich erneut mit der polnischen Frage.

Roosevelt macht Vorbehalte bezüglich der von Molotow angeregten Bezeichnung «Provisorische Regierung». Er sähe lieber eine Formulierung wie etwa «die zurzeit in Polen amtierende Regierung». Er betont auch, die Freiheit der Wahlen müsse unbedingt garantiert werden, und aus diesem Grunde sei amerikanischerseits die Überwachung durch Vertreter der Grossen Drei vorgeschlagen worden.

Churchill sagt, er halte es für wünschenswert, dem amerikanischen Deklarationsentwurf folgenden Satz voranzustellen: «Die durch die Befreiung Polens durch die Rote Armee geschaffene neue Lage erfordert die Bildung einer Regierung auf einer Basis, die breiter ist als die der gegenwärtigen Regierung.» Er stimme mit dem Präsidenten darin überein, die Wahlen in

Polen durch Beobachter der drei Grossmächte überwachen zu lassen. Bedauerlicherweise seien aus Polen so gut wie keine zuverlässigen Informationen zu erhalten. So wisse man nicht genau, was dort vor sich gehe. Ihm sei zu Ohren gekommen, dass die Lublin-Regierung beabsichtige, die Angehörigen der polnischen Geheimarmee und die Untergrundkämpfer als Verräter abzuurteilen. Er sei überzeugt, dass zum Beispiel Tito nichts gegen die Anwesenheit ausländischer Beobachter einwenden würde, wenn man in Jugoslawien Wahlen abhalte. Und England werde es begrüssen, wenn die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion Beobachter zu den Wahlen in Griechenland und Italien schickten. Warum widersetze sich die Sowjetunion der Entsendung amerikanischer und britischer Beobachter nach Polen? Dies sei weder eine kränkende noch eine unbegründete Forderung. In einem Lande wie Ägypten zum Beispiel gewinne eine Regierung, solange sie amtiere, jede Wahl, wenn man nicht für Ordnung Sorge.

Stalin: «Ägypten ! Da verbringen selbst die grössten Politiker ihre Zeit damit, sich gegenseitig zu kaufen. Man kann es nicht mit Polen vergleichen, wo der Bildungsstand viel höher ist.»

Churchill: «Ich möchte wissen, ob man wohl einen Mann wie Mikolajczyk am Wahlkampf teilnehmen lässt.»

Stalin: «Warum nicht? Mikolajczyk ist Mitglied der Bauernpartei, also einer nichtfaschistischen Partei.»

Churchill: «Eine Kontrolle ist jedenfalls unerlässlich.»

Stalin: «Damit würde man ein Volk kränken, das alles andere als rückständig ist. Die Polen haben grosse Gelehrte hervorgebracht, zum Beispiel Kopernikus.»

Eine Einigung erscheint unmöglich, zumal diesmal auch Roosevelt beharrlich im gleichen Sinne wie der britische Premier opponiert.

Dagegen wird die von der amerikanischen Delegation entworfene «Deklaration über das befreite Europa» ohne ernsthaften Widerspruch angenommen. Es lohnt sich, diese Deklaration hier in ihren wichtigsten Abschnitten wiederzugeben, denn sie entbehrt nicht eines gewissen Schwunges:

«Der Premier der Union der Sowjetischen Sozialistischen Republiken, der Premierminister des Vereinigten Königreichs und der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika haben sich miteinander im gemeinsamen Interesse der Völker ihrer Länder und der des befreiten Europas beraten. Sie erklären ge-

meinsam ihre gegenseitige Übereinstimmung, während der zeitweiligen Periode der Unstabilität im befreiten Europa die Politik ihrer drei Regierungen darauf abzustimmen, den von der Herrschaft Nazi-Deutschlands befreiten Völkern und den Völkern der früheren Satellitenstaaten der Achsenmächte in Europa zu helfen, mit demokratischen Mitteln ihre drückenden politischen und wirtschaftlichen Probleme zu lösen.

Die Wiederherstellung der Ordnung in Europa und der Wiederaufbau des nationalen wirtschaftlichen Lebens muss durch Verfahren erreicht werden, die es den befreiten Völkern ermöglichen werden, die letzten Spuren von Nazismus und Faschismus zu beseitigen und demokratische Institutionen nach ihrer eigenen Wahl zu schaffen. Dies ist ein Prinzip der Atlantik-Charta – das Recht aller Völker, die Regierungsform zu wählen, unter der sie leben wollen –, die Wiederherstellung der souveränen Rechte und Selbstregierung für diejenigen Völker, die deren gewaltsam durch die Aggressoren beraubt worden sind . . . Die drei Grossmächte werden gemeinsam allen befreiten Völkern Europas beistehen, Voraussetzungen für den inneren Frieden zu schaffen, Sofortmassnahmen zur Linderung der Not durchzuführen, interimistische, mit Regierungsbefugnissen ausgestattete Behörden zu bilden, die alle demokratischen Kräfte in der Bevölkerung repräsentieren und verpflichtet sind zur frühest möglichen Errichtung von frei gewählten, dem Volkswillen verantwortlichen Regierungen . . .»

Die Sitzung schliesst mit einem Gedankenaustausch über die Kriegsverbrecherfrage. Churchill plädiert dafür, schon hier in Jalta eine Liste der Hauptkriegsverbrecher aufzustellen, die, sobald sie identifiziert seien, erschossen werden sollten. Stalin fragt ihn, nicht ohne Bosheit, nach Rudolf Hess.

Churchill: «Auch ihn wird sein Schicksal ereilen.»

Nachdem Stalin sich noch nach dem Fortgang der am Tage vorher begonnenen Offensive an der Westfront erkundigt hat, wird die Sitzung aufgehoben.

Churchill und Stalin begeben sich in ihre jeweiligen Quartiere.

Roosevelt nimmt sein Diner im engsten Kreis und verbringt den Rest des Abends mit dem Studium von Nachrichten aus dem Weissen Haus, die der Kurier Leutnant Kloock kurz zuvor überbracht hat.

Norris Houghton und die ganze «russische Gruppe aus Missouri» sind nach Jalta ins Kino gegangen.

Einige Generale und Admirale spielen Poker.

Die drei Aussenminister treffen sich 22.30 Uhr im Jussupow-Palast, um noch einmal die polnische Frage zu diskutieren. Nach einer bisweilen lebhaften und unangenehmen Auseinandersetzung einigen sie sich auf folgende Formel:

«Eine neue Lage ist durch die vollständige Befreiung Polens durch die Rote Armee geschaffen worden. Dies verlangt nach der Errichtung einer auf breiterer Grundlage beruhenden Provisorischen Polnischen Regierung, als dies vor der kürzlich erfolgten Befreiung des westlichen Teils von Polen möglich war. Die Provisorische, jetzt in Polen amtierende Regierung soll auf einer breiteren demokratischen Grundlage unter Einschluss der demokratischen Führer in Polen selbst und derjenigen, die im Auslande leben, reorganisiert werden. Diese neue Regierung wird alsdann die ‚Polnische Provisorische Regierung der Nationalen Einheit‘ (genannt werden. Mr. Molotow, Mr. Harriman und Sir Archibald Clark Kerr sind ermächtigt, in erster Linie in Moskau sich mit Mitgliedern der gegenwärtigen Provisorischen Regierung und mit anderen demokratischen Führern aus Polen und aus dem Ausland zu beraten im Hinblick auf die Reorganisation der gegenwärtigen Regierung nach den obigen Richtlinien. Diese ‚Polnische Provisorische Regierung der Nationalen Einheit‘ würde verpflichtet sein, so bald als möglich freie und unbehinderte Wahlen auf der Grundlage allgemeinen Stimmrechts und geheimer Abstimmung abzuhalten. An diesen Wahlen teilzunehmen und für sie Kandidaten aufzustellen, würden alle demokratischen und antinazistischen Parteien das Recht haben. Sobald eine ‚Polnische Provisorische Regierung der Nationalen Einheit‘ in genauer Übereinstimmung mit Obigem gebildet worden ist, werden die drei Regierungen sie anerkennen.»

Keine Übereinstimmung wird indes erzielt in Bezug auf die Überwachung der polnischen Wahlen durch Vertreter der drei Grossmächte. Man beschliesst, hierüber die Plenarsitzung in letzter Instanz entscheiden zu lassen.

Samstag, 10. Februar

Leutnant Houghton hat den Auftrag, einen persönlichen Brief des Präsidenten für Marschall Stalin in den Jussupow-Palast zu bringen. Zusammen mit Leutnant Keusew, einem Kameraden der «Missouri-Gruppe», besteigt er einen Jeep. Entlang der ganzen Strasse stehen, im Abstand von hundert Schritt, russische Posten, darunter viele junge Mädchen. Jeder präsentiert das Gewehr beim Vorbeifahren des Wagens. Am Parkeingang werden die beiden Amerikaner von einer Wache angehalten. Ein sowjetischer Major nähert sich mit arroganter Miene. «Wir überbringen einen persönlichen Brief für Marschall Stalin vom Präsidenten der Vereinigten Staaten», erklärt Houghton und bittet um Durchlass. Er und Keusew zeigen ihre Personalausweise vor, den orangefarbenen amerikanischen und den weissen russischen Pass, in welchen die Namen und Kennzeichen sowohl in kyrillischer wie in lateinischer Schrift eingetragen sind. Der russische Major sagt, er müsse sich erst erkundigen, und verschwindet mitsamt den Pässen. Nach zwanzig Minuten kommt er zurück, setzt sich zu den Amerikanern in den Jeep und übernimmt die Führung. Vor dem Palast angekommen, werden sie von bewaffneten Soldaten umringt, die den Major und die amerikanischen Offiziere in eine riesige Halle geleiten, in der es von Uniformierten wimmelt. Von hier aus führt man sie in das Büro eines zweiten Majors, dann in das eines dritten und schliesslich in das Arbeitszimmer eines Generalleutnants. Der nimmt den Brief gegen eine Quittung mit Datum und Stempel des sowjetischen Hauptquartiers in Empfang. Zum Parkeingang zurückgekehrt, müssen die beiden Amerikaner noch einmal zwanzig Minuten warten, bis man ihnen ihre Ausweise wieder aushändigt.

Heute halten die drei Aussenminister ihre Sitzung in der Villa Woronzow, dem Quartier der Briten, ab.

Stettinius eröffnet das Gespräch mit der Bemerkung, dass sich der Präsident bereit erklärt habe, auf den Satz «Überwachung der polnischen Wahlen durch Vertreter der drei Grossmächte» zu verzichten. Allerdings behalte er sich vor, Informationen seines Warschauer Botschafters über die Wahlen der Öffentlichkeit bekanntzugeben, falls er dies für notwendig erachten sollte. Dem Präsidenten sei sehr an einem baldigen Überein-

kommen gelegen, da er unter allen Umständen Jalta spätestens am Sonntagabend verlassen wolle, um mit Ibn Saud, Kaiser Halle Selassie und König Faruk zu wichtigen Besprechungen zusammenzutreffen. Aber Molotow schlägt vor, den letzten Abschnitt der polnischen Formel wie folgt abzufassen: «Die Regierungen der Vereinigten Staaten von Amerika und Grossbritanniens werden diplomatische Beziehungen zur polnischen Regierung aufnehmen, *wie dies seitens der Sowjetunion erfolgt ist.*» Und da Eden, unterstützt von Stettinius, diese Abänderung für unannehmbar hält, ist das von Roosevelt erstrebte Übereinkommen wiederum in Frage gestellt.

Eden schlägt dann eine Ergänzung zur Deklaration über das befreite Europa vor: Frankreich solle hinzugezogen werden. Molotow erwidert, dass er darüber mit Marschall Stalin beraten müsse.

Eden verlangt auch einen Sitz Frankreichs in der Reparationskommission, und zwar von Beginn an. Molotow gibt die gleiche Antwort.

Auf Molotows Frage, wie es mit dem Communiqué über die Jaltakonferenz stehe, erwidert Stettinius, die amerikanische Delegation sei dabei, einen Entwurf auszuarbeiten, der nach Erörterung durch die Aussenminister den Delegationschefs vorgelegt werden solle.

Ein Vorschlag Edens, die in Jalta gefassten Beschlüsse in bezug auf die Weltsicherheitsorganisation unverzüglich Frankreich und China mitzuteilen, wird einstimmig angenommen.

Eden unterbreitet auch ein Memorandum über die österreichisch-jugoslawische Grenze, bei dem die britische Delegation «allein von dem Gedanken ausging, eine Wiederholung von Athen zu vermeiden», sowie ein zweites, in gleichem Sinne, über die italienisch-jugoslawische Grenze. Beide Schriftstücke möchte Molotow erst prüfen, bevor sie diskutiert werden. Anschliessend protestiert Eden gegen die vom sowjetischen Oberkommando verfügte Demontage von Industrieanlagen im rumänischen Erdölgebiet; solche Aktionen berührten britische Interessen.

Die drei Aussenminister befassen sich dann mit dem Entwurf eines gemeinsamen Telegramms an Tito und Dr. Subasic, worin die beiden Jugoslawen über die in Jalta zur Sprache gekommenen Besorgnisse unterrichtet und zugleich aufgefordert werden sollen, ihr Abkommen unverzüglich in Kraft treten zu lassen.

Das nächste Thema sind die im Gange befindlichen Verhandlungen zwischen Jugoslawien und Bulgarien über den Abschluss eines Bündnisvertrags. Molotow bemerkt, die Sowjetunion begrüße einen solchen Vertrag. Eden hingegen erhebt zwei prinzipielle Einwände: einmal sei Bulgarien jahrelang mit Deutschland verbündet gewesen, zum anderen stehe es unter Besatzungsstatut. Davon abgesehen werde sich ein bulgarisch-jugoslawischer Pakt ungünstig auf die Zahlung von Reparationen auswirken, die Griechenland von Bulgarien zu fordern habe. Grossbritannien halte daran fest, dass es früheren Feindstaaten, die unter Waffenstillstandsregime stehen, verwehrt sein sollte, Friedensverträge ohne Genehmigung *aller* Alliierten zu unterzeichnen. Er, Eden, halte es daher für angebracht, Jugoslawien und Bulgarien zu bitten, ihre Verhandlungen vorläufig einzustellen. Als Molotow darauf bemerkt, er fühle sich nicht befugt, zwei freien Staaten Vorschriften zu machen, gibt Eden zurück, Bulgarien habe ja bereits ein Waffenstillstandsabkommen mit der Sowjetunion unterschrieben und könne infolgedessen nicht tun, was es wolle.

Über einen von der britischen Delegation ausgearbeiteten Plan für den Abzug alliierter Streitkräfte aus dem Iran können sich die drei Aussenminister nicht einigen. Molotow erklärt wieder einmal, die Sowjetunion sehe keinen Anlass, ihre Truppen aus Persien abzuziehen, solange die zurzeit in Teheran Regierenden sich unter allen möglichen Vorwänden weigerten, Moskau Ölkonzessionen zu gewähren.

Am Nachmittag werden Churchill, Stalin, Eden und Molotow von Roosevelt Erinnerungsmedaillen überreicht, die anlässlich seiner vierten Wahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten hergestellt wurden. Stalin erhält obendrein einen von General Arnold zusammengestellten Bildband mit zahlreichen Luftaufnahmen von den durch die Superfestungen in Deutschland angerichteten grauenhaften Zerstörungen.

Gegen 16 Uhr empfängt Roosevelt noch einmal Stalin zu einer vertraulichen Aussprache, an der ausser Molotow und Harriman nur die beiden Dolmetscher Pawlow und Bohlen teilnehmen.

Die Grossen Zwei einigen sich endgültig über die Bedingungen, unter denen die Sowjetunion zwei oder drei Monate nach dem Zusammenbruch Deutschlands in den Krieg gegen Japan eintreten wird: Der Status quo in der Äusseren Mongolei (Mongolische Volksrepublik) bleibt erhalten; die früheren Rechte

Russlands, die «durch den heimtückischen Angriff Japans im Jahre 1904» (!) verletzt wurden, werden wiederhergestellt; Südsachalin wird zusammen mit den ihm vorgelagerten Inseln an die Sowjetunion zurückgegeben; das Pachtabkommen für die Hafengebiete von Port Arthur und Dairen tritt wieder in Kraft; die von Russland vor dem russisch-japanischen Krieg von 1904 innegehabten Rechte für den Betrieb der ostchinesischen und südmandschurischen Eisenbahnen werden wiederhergestellt, doch soll China weiterhin die volle Souveränität in der Mandschurei behalten; die Kurilen fallen an die Sowjetunion, die sich bereit erklärt, mit der Nationalregierung von China einen Freundschafts- und Bündnisvertrag abzuschliessen, und sich verpflichtet, mit ihren Streitkräften China im Kampf um die Befreiung vom japanischen Joch beizustehen.

Roosevelt: «Es versteht sich, dass unsere Abmachung über Port Arthur und die Eisenbahnen der Zustimmung Chinas bedarf, Wollen Sie selbst T. V. Soong (den chinesischen Premier- und Aussenminister) darüber informieren, wenn er nach Moskau käme? Oder soll ich die Angelegenheit mit Tschiang Kaischek behandeln?»

Stalin: «Es wäre besser, wenn Sie an ihn heranträten.»

Roosevelt: «Gut. Von Washington aus werde ich einen Offizier nach Tschungking schicken, um die Geheimhaltung sicherzustellen. Er wird unserm Botschafter Patrick Hurley alle Informationen persönlich überbringen.»

Harriman hat vergeblich versucht, den Präsidenten zu der Forderung zu veranlassen, dass Port Arthur zumindest zum Freihafen unter internationaler Kontrolle erklärt werden solle.

Die siebte Plenarsitzung beginnt mit einiger Verspätung. Im offenen Kamin brennen knisternd dicke Buchenscheite.

Stalin sitzt, wie stets, mit unbewegter Miene da. Churchill dagegen ist nervös: Depeschen aus London haben ihn vor den Gefahren einer nachgiebigen Haltung in der polnischen Frage gewarnt.

Roosevelt wirkt erschöpft. Sein Gesicht ist eingefallen, sein Blick wie abwesend. Er verhehlt nicht seinen Wunsch, mit den Besprechungen Schluss zu machen. Wenn sich die Konferenz in die Länge ziehe, sagt er, werde die feindliche Propaganda daraus Kapital schlagen. Trotz Churchills Widerspruch bleibt Roosevelt bei seinem Entschluss, Jalta im Laufe des kommenden Tages zu verlassen.

«Er bringt's fertig, alles schnell zusammenzupfuschen», brummt der alte britische Löwe,

Man beginnt mit der zwischen den drei Aussenministern ausgehandelten Formel für Polen, deren Schlussabschnitt, von Eden und Molotow ausgefeilt, nunmehr lautet: «Sobald eine ‚Polnische Provisorische Regierung der Nationalen Einheit‘ richtig in Übereinstimmung mit Obigem gebildet worden ist, werden die Regierung der UdSSR, die jetzt diplomatische Beziehungen zur gegenwärtigen Provisorischen Regierung von Polen unterhält, und die Regierung des Vereinigten Königreichs sowie die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika diplomatische Beziehungen zu der neuen Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit aufnehmen und Botschafter austauschen, durch deren Berichte die jeweiligen Regierungen über die Situation in Polen laufend informiert werden.»

In der anschliessenden Diskussion kommt es nicht mehr zu lebhaften Auseinandersetzungen. Die für die Deklaration über Polen gewählte Formulierung ist von jener Art, die jegliche Interpretation zulässt. Jeder gibt sich mit diesem Musterbeispiel eines Gummitemes zufrieden.

Vor allem aber ist Stalin befriedigt, denn er hat die beiden für ihn wichtigsten Ziele erreicht: erstens spricht dieses offizielle Schriftstück von der «*gegenwärtigen* Provisorischen Regierung Polens», was als *de-facto*-Anerkennung aufgefasst werden kann; zweitens ist in ihm jede Erwähnung einer «internationalen Überwachung» der Wahlen vermieden, denn der letzte Satz der Formel ist im Grunde bedeutungslos. Wo in aller Welt gibt es Botschafter, die ihre jeweiligen Regierungen nicht durch «Berichte» über die Situation in dem Lande ihrer Mission auf dem Laufenden halten? Die Verwendung einer so vagen und allgemein gehaltenen Formulierung läuft darauf hinaus, im Voraus jegliche Wahl gutzuheissen, ganz gleich, welcher Missbrauch mit ihr getrieben werden mag.

Das Schriftstück erwähnt nicht einmal die künftigen Grenzen Polens, eine Unterlassung, die von Churchill bemängelt wird. Die Konferenzteilnehmer, sagt er, seien sich zwar einig über die Curzon-Linie als Ostgrenze und über eine Entschädigung Polens im Westen bis zur Oder-Linie, aber nicht bis zur Neisse-Linie, Jedenfalls müsse das Dokument irgendeine Erklärung zur territorialen Regelung enthalten, sonst werde sich die ganze Welt Gedanken darüber machen, was in dieser Frage beschlossen worden sei.

In diesem Augenblick schiebt Hopkins dem Präsidenten wieder einmal eine Notiz zu:

Herr Präsident,

es wäre gut, wenn Sie erklärten, dass Sie zwar den Plan in bezug auf die Ostgrenze unterstützen, dass aber das Komunique nur eine ganz allgemein gehaltene Erklärung über die Grenzen enthalten sollte. Wollen Sie es nicht den Aussenministern überlassen, eine präzisierte Erklärung auszuarbeiten? Harry

So empfiehlt denn Roosevelt, das Grenzproblem stillschweigend zu übergehen und die Aussenminister zu bitten, sich um eine Formulierung zu bemühen. Stalin und Churchill stimmen zu, der eine bereitwillig, der andere sehr widerstrebend.

Der britische Premier setzt sich dann mit beredten Worten für die Teilnahme Frankreichs an der Kontrollkommission ein. Diesmal unterstützt ihn Roosevelt, der am Vormittag ein langes Gespräch unter vier Augen mit dem von ihm sehr geschätzten früheren amerikanischen Botschaftsrat in Vichy, Freeman Mathews, geführt hat. Alle Blicke richten sich auf Stalin. Sekundenlang herrscht Schweigen. Dann sagt Stalin nur ein Wort: «*Szaglassen*». (einverstanden). Dieses Wort kommt wie ein Wunder, und niemand kann sich erklären, weshalb er es ausgesprochen hat. Vielleicht hat er einen Kuhhandel im Sinn: Frankreich gegen Polen. Churchill schlägt vor, unverzüglich ein gemeinsames Telegramm an de Gaulle abzusenden, um ihm diese frohe Botschaft mitzuteilen.

Der nächste Verhandlungsgegenstand ist Jugoslawien. Stalin akzeptiert Edens Anregung, Tito und Dr. Subasic ein von den Grossen Drei unterzeichnetes Telegramm zu schicken, in dem ihnen empfohlen wird, auf der Basis ihres Abkommens eine jugoslawische Regierung zu bilden, und zwar unter folgenden drei Bedingungen: i. dass das Tito-Subasic-Abkommen sofort in Kraft tritt, 2. dass die Mitglieder der *Skupschtina* (des letzten Vorkriegsparlaments), die nicht mit den Deutschen kollaboriert haben, in den *Vetch* (Antifaschistische Versammlung der Nationalen Befreiung) aufgenommen werden können und 3. dass alle von dem antifaschistischen Vetch erlassenen Gesetze der Bestätigung durch die verfassunggebende Versammlung unterworfen sind.

Dann geht es wieder an die Reparationsfrage. Und mit einem Schläge wird Stalin hier sehr lebhaft. Im Laufe der Diskussion

springt er von seinem Stuhl auf, beginnt auf- und abzuschreiten, spricht voller Nachdruck, bisweilen beschwörend, und unterstreicht seine Worte mit lebhaften Gesten, um seine Sache zu vertreten. «Sie haben keine Ahnung, wie sehr mein Land gelitten hat. . . Wir haben nicht nur ein Recht auf Reparationen, es ist eine heilige Forderung . . . Das Widerstreben der Briten ist uns unverständlich . . .»

Hopkins beeilt sich, seinem Präsidenten eine neue Notiz hinüberzureichen:

Herr Präsident,
die Russen haben auf dieser Konferenz in so vielem nachgegeben, dass man sie, meine ich, jetzt nicht im Stich lassen dürfte. Sollen die Briten ruhig ablehnen, wenn sie durchaus wollen – und sich in Moskau weiter herumstreiten. Sagen Sie einfach, die ganze Angelegenheit sei mitsamt den Sitzungsprotokollen an die Reparationskommission zu verweisen, damit zu erkennen ist, dass die Briten gegen die Erwähnung von 10 Milliarden Dollar sind. Harry

Stalin hält sich genau an den Maiski-Molotow-Vorschlag: Die Reparationskommission mit Sitz in Moskau soll bei der Festsetzung des Gesamtbetrags von der Zahl 20 Milliarden Dollar, davon 50 Prozent für die Sowjetunion, als Basis ausgehen. In einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit Churchill, der nichts davon wissen will, weicht Stalin keinen Zoll von seinem Standpunkt ab.

Churchill: «Wie denken Sie darüber, Herr Präsident?»

Roosevelt: «Meine Antwort ist einfach: der Schiedsrichter Franklin Roosevelt empfiehlt, die ganze Angelegenheit der Kommission in Moskau zu überlassen und darauf hinzuweisen, dass die Engländer den Betrag von 10 Milliarden Dollar nicht einmal als Diskussionsbasis akzeptieren.»

18 Uhr wird eine Pause für den Tee eingelegt, der wie alle Tage in Gläsern in silbernen Haltern serviert wird. In dieser Teepause fällt übrigens, bei einem Gespräch zwischen Roosevelt, Molotow und Stettinius, zum erstenmal der Name der Stadt, die als Tagungsort der ersten Konferenz der Vereinten Nationen auserwählt wird: San Francisco.

Nach der Pause fordert Stalin, die Revision des Vertrags von Montreux und die Dardanellenfrage zu erörtern.

Stalin: «Der Vertrag ist veraltet. Bei seinem Zustandekommen hat Japan eine grössere Rolle gespielt als die Sowjetunion.

Der Vertrag war mit dem Völkerbund verknüpft, der nicht mehr existiert und wurde zu einer Zeit abgeschlossen, in der die Beziehungen zwischen Grossbritannien und der Sowjetunion nicht zum Besten waren. Nach der Konvention von Montreux haben die Türken das Recht, die Meerenge nicht nur in Kriegszeiten zu schliessen, sondern auch dann, wenn nach ihrer Meinung eine Kriegsgefahr besteht. Ich verlange keine sofortige Revision des Vertrags. Ich möchte nur darum ersuchen, dass sich die drei Aussenminister nach der Krimkonferenz bei ihren periodischen Zusammenkünften mit dem Problem befassen. Es ist ein unhaltbarer Zustand, dass die Türkei jederzeit Russland die Gurgel zudrücken kann.»

Roosevelt: «Ich verstehe Sie vollkommen! Ich hasse es, wenn Nationen Bollwerke zwischen sich errichten. Sehen Sie sich die 3'000 Meilen lange Grenze zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten an: kein Fort und kein Soldat stehen an der ganzen Grenze. Ausserdem ist es durchaus verständlich, dass die UdSSR einen eisfreien Hafen im Westen zu haben wünscht.»

Churchill: «Auch ich bin damit einverstanden, unter der Voraussetzung, dass die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei garantiert werden.»

Nach einigem Hin und Her, bei dem Stalin und Churchill sich gegenseitig necken, wird dem sowjetischen Ersuchen stattgegeben.

Gegen Schluss der Sitzung wird noch einmal die Polenfrage heftig diskutiert. Während der Pause nämlich haben die Sachverständigen folgenden Text entworfen:

«Die drei Grossmächte sind der Ansicht, dass die Ostgrenze Polens der Curzon-Linie folgen sollte ... Es wird anerkannt, dass Polen beträchtlichen Gebietszuwachs im Norden und Westen erhalten muss. Sie sind der Meinung, dass über das Ausmass dieses

Zuwachses die Ansicht der neuen Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit zu gegebener Zeit eingeholt werden soll und dass die endgültige Festlegung der Westgrenze Polens später der Friedenskonferenz vorbehalten sein soll.»

Wiederum eine eilige Notiz Hopkins:

Herr Präsident,

Sie werden Ärger mit dem Senat bekommen.

Harry

In der Tat ist der amerikanische Präsident nicht befugt, ohne Billigung des Kongresses die Vereinigten Staaten zur Fest-

legung von Grenzen und zum Abschluss von Verträgen zu verpflichten.

Indessen, Alger Hiss findet einen Ausweg: Anstelle der ersten Worte «Die drei Grossmächte» brauche man nur «Die drei Regierungschefs» einzusetzen.

Molotow: «Ich möchte noch einen letzten Vorschlag machen, nämlich dem zweiten Satz Folgendes hinzuzufügen: ‚... mit Wiederherstellung seiner (Polens) alten Grenzen in Ostpreussen und an der Oder‘.»

Roosevelt: «Alte Grenzen? . . . Wie lange ist das her?»

Molotow: «Sehr lange.»

Roosevelt: «Das könnte die Briten dazu anregen, die Rückgabe der Vereinigten Staaten an Grossbritannien zu verlangen.»

Stalin: «Daran wird sie der Ozean hindern.»

Churchill: «Seien wir vernünftig! Unterlassen wir es, eine Westgrenze zu präzisieren!»

Damit wird die Sitzung aufgehoben.

An diesem Abend ist Churchill an der Reihe, ein Diner zu geben. Ausserdem hat er heute Geburtstag. Er lädt für 21 Uhr in die Villa Woronzow ein.

Aber es ist nur für neun Personen gedeckt: Roosevelt und Stettinius, Stalin und Molotow, Churchill und Eden sowie die drei Dolmetscher Bohlen, Pawlow und Major Birse.

Das Menü ist ganz nach französischer Art. Es gibt, wie üblich, zahlreiche Trinksprüche.

Der britische Premier bringt den ersten Toast auf den König von England, den Präsidenten der Vereinigten Staaten und auf Kalinin, den Präsidenten des Obersten Sowjets der UdSSR, aus, den Roosevelt, als einziges anwesendes Staatsoberhaupt, erwidert.

In seinem Trinkspruch sagt Roosevelt, er wolle nun eine wahre Begebenheit aus seinem ersten Präsidentenjahr erzählen. Seine Frau sei damals gebeten worden, eine neue Schule einzuweihen. An der Wand eines Klassenzimmers habe eine Landkarte gehangen, deren Mitte von einem grossen weissen Fleck eingenommen gewesen sei. Auf ihre Frage habe der Lehrer geantwortet, dort gehöre die Sowjetunion hin, doch sei es verboten, über dieses Gebiet zu sprechen. Seine Frau sei empört gewesen, und er, Roosevelt, habe dann an Mr. Kalinin geschrieben, um die diplomatischen Beziehungen zu Moskau wieder aufzunehmen.

Churchill trinkt nun auf die Gesundheit von Marschall Stalin. Er hoffe, sagt er, dass der Marschall jetzt mehr für die Briten übrig habe als früher, denn nach seiner Meinung hätten ihn die grossen Siege der Roten Armee freundlicher und milder gestimmt, als es in der furchtbaren Zeit zu Beginn des Krieges der Fall gewesen sei. Russland, das sich im Feuer der Schlachten mit Ruhm bedeckt habe, möge als glückliche und lächelnde Nation einer friedlichen Zukunft entgegengehen.

Stettinius gedenkt in seinem Trinkspruch seines Vorgängers Cordell Hull, an den man noch am gleichen Abend ein von allen Anwesenden unterzeichnetes Grusstelegramm absendet.

Roosevelt sagt dann, er möchte einen Toast auf Churchill ausbringen, den «grossen Staatsmann», von dem schwer zu sagen sei, ob er seinem Land innerhalb oder ausserhalb der Regierung grössere Dienste geleistet habe. Er, Roosevelt, sei der Ansicht, dass Mr. Churchill vielleicht von noch grösserem Nutzen gewesen sei, als er sich nicht in der Regierung befand, denn er habe die Menschen zum Nachdenken gezwungen.

Stalin trinkt «auf die Zukunft». Für ihn seien «links» und «rechts» Begriffe, die ihren Sinn verloren hätten. Nach klassischer parlamentarischer Auffassung stehe zum Beispiel Daladier, ein Radikalsozialist, mehr «links» als Mr. Churchill. Nun, Daladier habe in Frankreich die Gewerkschaften aufgelöst, wohingegen Churchill sie in Grossbritannien niemals angetastet habe. Wer sei nun mehr «links», Churchill oder Daladier?

Roosevelt: «1940 gab es in Frankreich achtzehn politische Parteien. Es ist mir passiert, dass ich innerhalb einer Woche mit drei verschiedenen französischen Ministerpräsidenten zu tun hatte.»

Churchill: «Marschall Stalin hat es leichter. Er hat nur mit einer Partei zu tun.»

Stalin: «Das ist tatsächlich sehr angenehm für einen Staatschef.»

Churchill erzählt dann von seinen grossen Schwierigkeiten mit Willie Gallacher, dem einzigen kommunistischen Unterhausmitglied. Nichtsdestoweniger habe er ihm einen Kondolenzbrief geschrieben, als er seine beiden Stiefkinder im Kriege verloren habe.

Churchill fügt hinzu, seine Opposition gegen den Kommunismus beruhe nicht auf einem egoistischen Festhalten am Privateigentum, sondern auf dem Glauben an die Rechte des Individuums gegenüber dem Staat.

Stalin: «Ich glaube nicht, dass die Labour-Partei imstande ist, noch einmal eine Regierung in Grossbritannien zu bilden.»

Roosevelt erzählt von seinen Erfahrungen mit dem Ku-Klux-Klan, «einer Gruppe von Menschen, die gleichzeitig Katholiken und Juden hassen».

Stalin: «Apropos Juden – haben Sie die Absicht, Ibn Saud Konzessionen zu machen?»

Roosevelt: «Ich habe die Absicht, mit ihm die ganze Palästina-Frage durchzusprechen.»

Stalin: «Das jüdische Problem ist sehr schwierig. Mit den Juden ist nicht leicht umzugehen. Ich habe versucht, meinen Juden eine nationale Heimstatt in Virovidzhan zu schaffen, aber sie konnten sich dort nicht akklimatisieren: nach zwei oder drei Jahren sind sie wieder in die Städte gezogen.»

Roosevelt: «Ich bin Zionist. Und Sie, Marschall?»

Stalin: «Im Grunde bin ich auch einer. Aber in der Praxis lässt sich das schwer durchführen.»

Natürlich wurde noch ein Trinkspruch auf die Vereinten Nationen ausgebracht, dann weitere Toaste auf die verschiedenen Armeen, Flotten, Luftstreitkräfte und schliesslich auf die Niederwerfung Deutschlands.

Stalin: «Ich hätte niemals den Pakt von 1939 mit den Deutschen abgeschlossen, hätte es nicht vorher ein München und den deutsch-polnischen Vertrag von 1934 gegeben.»

Man trennt sich kurz nach Mitternacht.

Sonntag, 11. Februar

Stalin hat, wie stets, bis 5 Uhr früh gearbeitet. In den Nächten pflegt er Besprechungen abzuhalten, sei es mit Berija, Molotow und Malenkow über politische Probleme, sei es mit Wyschinski, Gromyko, Maiski und Alexandrow über technische Fragen, sei es mit General Antonow und den übrigen Stabschefs über die im Gange befindlichen Operationen. Anschliessend begibt er sich zu Bett und schläft bis in den Mittag hinein.

Churchill hat sich um 11 Uhr ein kräftiges Frühstück ans Bett bringen lassen und bespricht sich dabei mit Eden. Er trägt seinen

berühmten Morgenrock mit dem auffallend grossen grün-roten Blumenmuster. Immer noch schimpft er über die allzu grosse Eile: «Roosevelt will seine Welt in fünf oder sechs Tagen aufbauen, Dabei hat sogar der Schöpfer sieben Tage gebraucht.»

Roosevelt ist um 10 Uhr aufgestanden. Nachdem er seinen Sekretären Anweisungen gegeben hat, konferiert er mit Hopkins. Beide sind sehr zufrieden. Sie sind von dem Glauben durchdrungen, den grössten – waffenlosen – Sieg davongetragen zu haben, den man sich vorstellen kann.

Dann lässt sich der Präsident, umgeben von robusten Inspektoren, deren ausgebeulte Taschen die Revolver verraten, von seinem treuen schwarzen Diener Arthur Prettsyman im Rollstuhl zu der draussen angetretenen Marine-Einheit der «Catocin» fahren, die während der ganzen Woche die Wachen für das Grand Palais gestellt hat. Nachdem er ihr sowie Leutnant Norris Houghton und allen Dolmetschern für ihre vorzügliche Leistung gedankt hat, lässt er sich mitsamt dem Rollstuhl in einen für ihn speziell konstruierten Jeep heben, um eine Spazierfahrt zu machen. Nur seine Tochter begleitet ihn. Es geht kreuz und quer durch den riesigen Park von Liwadia. Das Wetter ist nach wie vor herrlich. Die Sonne scheint. Roosevelt hat nur einen Gedanken: abreisen.

Der amerikanische Präsident ist von jener krankhaften Ungeduld gepackt, wie sie für Leidende typisch ist, die ihre letzte Stunde nahen fühlen. Von dem Augenblick an, in dem er seiner Meinung nach sein Hauptziel erreicht, wird ihm alles andere zuviel. Auch erwarten ihn noch am Roten Meer die drei Könige aus dem Morgenland. Er denkt an den Brief, den er seiner Frau schreiben will: «Alles ist sehr gut verlaufen, glaube ich . . .» Er ist fraglos vollkommen glücklich. Aber er ist müde. Und seine Mattigkeit entgeht niemandem, während er, immer noch im Rollstuhl, den Rücken dem offenen Holzfeuer im Kamin zugekehrt, die achte und letzte Plenarsitzung eröffnet.

Es ist 12 Uhr mittags.

Anwesend sind fünfundzwanzig Personen.

Neun Amerikaner: Roosevelt, Stettinius, Leahy, Hopkins, Harriman, Mathews, Bohlen, Alger Hiss und Foote (ein Beamter des State Department).

Neun Engländer: Churchill, Eden, Cadogan, Clark Kerr, Jebb, Bridges, Wilson, Dixon und Major Birse.

Sieben Russen: Stalin, Molotow, Wyschinski, Maiski, Gusew, Gromyko und Pawlow.

Zur Diskussion steht das Kommuniké, das am nächsten Tag der Presse übergeben werden soll.

Dem Dokument liegt ein Entwurf der amerikanischen Delegation zugrunde, und es ist, nach genauen Anweisungen Hopkins', fast ganz von Wilder Foote verfasst worden.

Stettinius liest es vor.

Churchill, der mit Vorliebe Verbesserungen an historischen Dokumenten vornimmt und Wert auf ein gutes «britisches Englisch» anstelle des «amerikanischen Englisch» legt, schlägt einige geringfügige Textänderungen vor, die ohne Weiteres angenommen werden. Insbesondere geht es Churchill um die Eliminierung des Wortes *joint* (gemeinsam), das in dem Dokument mehrfach vorkommt, «weil es in England den sonntäglichen Hammelbraten bezeichnet».

Stalin erhebt keine Einwände.

Footes Text ist damit endgültig angenommen und wird den Übersetzern zur Übertragung übergeben.

Es ist 12.50 Uhr geworden. Man kann zu Tisch gehen.

Das Essen ist noch nicht zu Ende, als die Sekretäre die endgültigen Fassungen zur Unterschrift vorlegen.

So unterzeichnen Franklin D. Roosevelt, Josef Stalin und Winston S. Churchill zwischen beiseitegeschobenen Tellern und Gläsern eines der wichtigsten historischen Dokumente.

A. Kommuniké vom 11. Februar 1945¹

I. Die Besiegung Deutschlands

Wir haben die militärischen Pläne der drei alliierten Mächte zur endgültigen Besiegung des gemeinsamen Feindes behandelt und festgelegt. Die militärischen Stäbe der drei alliierten Nationen haben sich zu täglichen Sitzungen während der Konferenz zusammengefunden. Diese Besprechungen sind in jeder Beziehung äusserst befriedigend gewesen und hatten zum Ergebnis, dass die militärischen Anstrengungen der drei Alliierten noch enger als bisher koordiniert werden konnten. Es fand ein weitgehender gegenseitiger Informationsaustausch statt. Zeitliche Festlegung, Umfang und Koordination neuer und sogar noch wirksamerer Angriffe, die durch

¹ Zitiert nach der deutschen Ausgabe der Aktenpublikation des US-Department of State. Siehe Bibliographie.

unsere Land- und Luftstreitkräfte von Ost, West, Nord und Süd in das Herz Deutschlands getragen werden sollen, wurden in voller Übereinstimmung und bis ins Einzelne gehend geplant.

Unsere gemeinsamen militärischen Pläne werden nur insoweit bekanntgegeben, als wir sie ausführen. Doch wir glauben, dass die sehr enge Zusammenarbeit der drei Stäbe, die auf dieser Konferenz erzielt wurde, eine Verkürzung des Krieges zur Folge haben wird. Die Besprechungen der drei Stäbe werden auch in Zukunft fortgesetzt, wo immer sich die Notwendigkeit hierzu ergibt.

Nazi-Deutschland ist dem Untergang geweiht. Das deutsche Volk wird selbst den Preis seiner Niederlage nur noch erhöhen, wenn es versucht, den hoffnungslosen Widerstand fortzusetzen.

II. Die Besetzung und Kontrolle Deutschlands

Wir haben uns auf gemeinsame politische Richtlinien und Pläne zur Erzwingung der Forderungen der bedingungslosen Kapitulation geeinigt, die wir Nazi-Deutschland nach der endgültigen Zerschlagung des bewaffneten deutschen Widerstandes auferlegen werden. Diese Bedingungen werden nicht eher bekanntgegeben, bis die endgültige Besiegung Deutschlands erreicht ist. Dem vereinbarten Plan entsprechend werden die Streitkräfte der drei Mächte jeweils eine separate Zone Deutschlands besetzen. Eine koordinierte Verwaltung und Kontrolle ist nach diesem Plan durch eine zentrale Kontrollkommission vorgesehen, die sich aus den Oberbefehlshabern der drei Mächte mit Hauptquartier in Berlin zusammensetzt. Man ist übereingekommen, dass Frankreich seitens der drei Mächte eingeladen werden soll, sofern es dies wünscht, eine Besatzungszone zu übernehmen und sich als viertes Mitglied der Kontrollkommission zu beteiligen. Die Grenzen der französischen Besatzungszone werden von den vier beteiligten Regierungen durch ihre Vertreter in der Beratenden Europa-Kommission vereinbart.

Es ist unsere unbeugsame Absicht, den deutschen Militarismus und Nazismus zu zerstören und sicherzustellen, dass Deutschland nie wieder in der Lage sein wird, den Weltfrieden zu stören. Wir sind entschlossen, alle bewaffneten deutschen Streitkräfte zu entwaffnen und aufzulösen; den deutschen Generalstab für alle Zeiten zu zerschlagen, der wiederholt das Wiedererstehen des deutschen Militarismus zuwege gebracht hat; alle militärischen Einrichtungen Deutschlands zu beseitigen oder zu zerstören; alle deutschen Industrien auszumerzen oder zu kontrollieren, die für die Rüstungsproduktion verwendet werden könnten; alle Kriegsverbrecher einer gerechten und schnellen Strafe zuzuführen sowie angemessene Natural-Reparationen für die Zerstörungen zu fordern, die von den Deutschen verursacht worden sind; die Nazi-Partei, Nazi-Gesetze,

Organisationen und Einrichtungen aufzuheben; alle nazistischen und militärischen Einflüsse aus öffentlichen Ämtern und aus dem kulturellen und wirtschaftlichen Leben des deutschen Volkes zu entfernen und in gegenseitigem Einvernehmen diejenigen anderen Massnahmen in Deutschland zu ergreifen, die für den zukünftigen Frieden und die Sicherheit der Welt notwendig sein können. Es ist nicht unsere Absicht, das deutsche Volk zu vernichten; doch nur dann, wenn Nazismus und Militarismus ausgerottet sind, besteht für die Deutschen Hoffnung auf ein ordentliches Leben und einen Platz in der Gemeinschaft der Nationen.

III. Deutschlands Reparationen

Wir haben uns mit den Zerstörungen befasst, welche die Deutschen den alliierten Ländern verursacht haben, und es als gerechtfertigt anerkannt, dass Deutschland verpflichtet wird, für diese Schäden Sachschädigungen in grösstmöglichem Ausmass zu leisten. Es wird eine Kommission für die Wiedergutmachung von Schäden eingesetzt. Die Kommission wird angewiesen, sich mit der Frage des Ausmasses und der Methoden der Wiedergutmachung von durch Deutschland in den alliierten Ländern verursachten Schäden zu befassen. Die Kommission wird in Moskau arbeiten.

IV. Konferenz der Vereinten Nationen

Wir haben zum baldmöglichen Zeitpunkt die Errichtung einer allgemeinen internationalen Organisation mit unseren Alliierten zur Aufrechterhaltung von Frieden und Sicherheit beschlossen. Wir glauben, dass dies wesentlich ist sowohl zur Verhütung von Aggressionen als auch zur Beseitigung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Kriegsursachen im Wege einer engen und fortwährenden Zusammenarbeit aller friedliebenden Völker.

Die Grundlagen wurden in Dumbarton Oaks gelegt. Über die bedeutsame Frage des Abstimmungsverfahrens konnte dort jedoch keine Einigung erzielt werden. Die gegenwärtige Konferenz war in der Lage, die Schwierigkeiten zu lösen.

Wir kamen überein, dass eine Konferenz der Vereinten Nationen für den 25. April 1945 nach San Francisco in den Vereinigten Staaten einberufen werden soll, um die Charta einer solchen Organisation nach den in den informellen Besprechungen von Dumbarton Oaks vorgeschlagenen Richtlinien vorzubereiten.

Die Regierung von China und die Provisorische Regierung Frankreichs werden unverzüglich konsultiert und aufgefordert, gemeinsam mit den Regierungen der Vereinigten Staaten, Grossbritanniens und der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken

die Einladungen für die Konferenz zu unterstützen. Sobald die Konsultation Chinas und Frankreichs abgeschlossen ist, wird der Text der Vorschläge zum Abstimmungsverfahren veröffentlicht.

V. Erklärung über das befreite Europa

Wir haben eine Erklärung über das befreite Europa aufgesetzt und unterzeichnet. Diese Erklärung sieht eine aufeinander abgestimmte Politik der drei Mächte und ihre gemeinsamen Aktionen zur Lösung der politischen und wirtschaftlichen Probleme des befreiten Europas in Übereinstimmung mit demokratischen Grundsätzen vor. Der Text der Erklärung lautet wie folgt:

Der Premier der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken, der Premierminister des Vereinigten Königreichs und der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika haben gegenseitig über die gemeinsamen Interessen der Völker ihrer Länder und derjenigen des befreiten Europas beraten. Sie erklären gemeinsam ihr gegenseitiges Übereinkommen, während der zeitweilig labilen Lage im befreiten Europa die Politik ihrer drei Regierungen zur Unterstützung der von der Herrschaft Nazideutschlands befreiten Völker und der Völker der ehemaligen europäischen Satellitenstaaten der Achse bei der Lösung ihrer drückenden politischen und wirtschaftlichen Probleme durch demokratische Mittel aufeinander abzustimmen.

Die Wiederherstellung der Ordnung in Europa und der Wiederaufbau des nationalen Wirtschaftslebens muss durch solche Verfahren erreicht werden, die die befreiten Völker in die Lage versetzen, die letzten Spuren des Nationalsozialismus und des Faschismus zu beseitigen und demokratische Einrichtungen nach ihrer eigenen Wahl zu schaffen. Dies ist ein Grundsatz der Atlantik-Charta – das Recht aller Völker, diejenige Regierungsform zu wählen, unter der sie leben möchten – die Wiederherstellung der souveränen Rechte und der Selbstregierung für jene Völker, die ihrer gewaltsam durch die Aggressor-Staaten beraubt wurden. Um die Verhältnisse zu begünstigen, unter welchen die befreiten Völker diese Rechte ausüben können, werden die drei Regierungen gemeinsam alle Völker irgendeines befreiten Landes oder eines ehemaligen Satellitenstaates der Achse in Europa unterstützen, wo immer nach ihrer Beurteilung die Verhältnisse dies erfordern,

- a) um Verhältnisse für einen inneren Frieden zu schaffen;
- b) Notstandsmassnahmen zur Hilfe bedrängter Menschen durchzuführen;
- c) einstweilige Regierungsbehörden zu bilden, in denen alle demokratischen Elemente der Bevölkerung weitgehend vertreten sind und die zur baldmöglichsten Einsetzung von freigewählten und dem Willen des Volkes entsprechenden Regierungen verpflichtet sind und

d) dort, wo es notwendig ist, die Abhaltung solcher Wahlen zu erleichtern.

Die drei Regierungen werden die anderen Vereinten Nationen und provisorischen Behörden oder andere Regierungen in Europa konsultieren, wenn Fragen, die für diese von direktem Interesse sind, behandelt werden.

Wenn nach Meinung der drei Regierungen die Verhältnisse in irgendeinem befreiten europäischen Land oder in einem ehemaligen Satellitenstaat der Achse in Europa solche Schritte notwendig machen, werden sie sich unmittelbar gegenseitig über die erforderlichen Massnahmen zur Erfüllung der in dieser Erklärung hervorgehobenen Verantwortung beraten. Durch diese Erklärung versichern wir erneut unser Vertrauen auf die Grundsätze der Atlantik-Charta, unsere Verpflichtung gegenüber der Erklärung der Vereinten Nationen und unseren Entschluss, in Zusammenarbeit mit anderen friedliebenden Nationen eine Weltordnung des Rechts aufzubauen, die dem Frieden, der Sicherheit, der Freiheit und dem allgemeinen Wohlergehen der gesamten Menschheit gewidmet ist. Indem sie diese Erklärung abgeben, drücken die drei Mächte die Hoffnung aus, dass die Provisorische Regierung der Französischen Republik sich ihnen in dem vorgeschlagenen Verfahren anschliessen werde.

VI. Polen

Wir kamen mit dem Entschluss zur Krimkonferenz, unsere Meinungsverschiedenheiten über Polen beizulegen. Wir diskutierten ausgiebig über alle Aspekte dieser Frage. Wir versichern erneut unseren gemeinsamen Wunsch, ein starkes, freies, unabhängiges und demokratisches Polen errichtet zu sehen. Als Ergebnis unserer Besprechungen haben wir uns über die Bedingungen geeinigt, unter denen eine neue Provisorische Polnische Regierung der Nationalen Einheit in einer Weise gebildet werden soll, die die Anerkennung der drei Grossmächte beanspruchen kann. Es wurde folgendes Übereinkommen erzielt:

Eine neue Lage wurde in Polen infolge seiner völligen Befreiung durch die Rote Armee geschaffen. Diese verlangt die Einsetzung einer Provisorischen Polnischen Regierung, die auf eine breitere Grundlage gestellt werden kann, als es vor der kürzlichen Befreiung des westlichen Teils Polens möglich war. Die Provisorische Regierung, die jetzt in Polen amtiert, sollte daher auf breiter demokratischer Basis unter Einschluss von demokratischen Führungskräften aus Polen selbst und von im Ausland lebenden Polen umgebildet werden. Diese neue Regierung soll dann den Namen Provisorische Polnische Regierung der Nationalen Einheit tragen.

M. Molotow, Mr. Harriman und Sir A. Clark Kerr sind bevoll-

mächtigt, als Kommission zunächst in Moskau mit Mitgliedern der gegenwärtigen Provisorischen Regierung und mit anderen polnischen demokratischen Führungskräften innerhalb und ausserhalb Polens im Hinblick auf eine Umbildung der derzeitigen Regierung in Anlehnung an obige Grundsätze Gespräche zu führen. Diese Provisorische Polnische Regierung der Nationalen Einheit soll zur baldmöglichen Abhaltung freier und uneingeschränkter Wahlen auf der Grundlage des allgemeinen Wahlrechts und geheimer Abstimmung verpflichtet werden. Alle demokratischen und antinazistischen Parteien sollen das Recht haben, an diesen Wahlen teilzunehmen und Kandidaten aufzustellen.

Wenn eine Provisorische Polnische Regierung der Nationalen Einheit ordnungsgemäss und in Übereinstimmung mit dem oben Gesagten gebildet worden ist, werden die Regierung der UdSSR, die jetzt diplomatische Beziehungen mit der gegenwärtigen Provisorischen Regierung Polens unterhält, die Regierung des Vereinigten Königreichs und die Regierung der Vereinigten Staaten diplomatische Beziehungen mit der neuen Provisorischen Polnischen Regierung der Nationalen Einheit herstellen und Botschafter austauschen, durch deren Berichterstattungen die jeweiligen Regierungen über die Lage in Polen unterrichtet werden.

Die drei Regierungschefs sind der Auffassung, dass die östliche Grenze Polens, mit Abweichungen in einigen Gebieten um fünf bis acht Kilometer zugunsten Polens, der Curzon-Linie folgen soll. Sie erkennen an, dass Polen im Norden und Westen einen beachtlichen territorialen Zuwachs erhalten muss. Sie sind der Auffassung, dass die Meinung der neuen Provisorischen Polnischen Regierung der Nationalen Einheit über das Ausmass dieses Gebietszuwachses zu gegebener Zeit in Erfahrung gebracht werden und die endgültige Festlegung der Westgrenze Polens der Friedenskonferenz vorbehalten sein soll.

VII. Jugoslawien

Wir haben beschlossen, Marschall Tito und Dr. Subasic zu empfehlen, dass das Abkommen zwischen ihnen unverzüglich in Kraft treten und eine neue Regierung auf der Grundlage dieses Abkommens gebildet werden soll. Wir empfehlen ebenfalls, dass, sobald die neue Regierung gebildet ist, diese erklären soll, dass:

- a) die Antifaschistische Versammlung der Nationalen Befreiung (AVNOJ) auf Mitglieder des letzten jugoslawischen Parlaments (Skupschtina) erweitert werden soll, die sich nicht durch Zusammenarbeit mit dem Feind blossgestellt haben, um so eine Körperschaft zu bilden, die als einstweiliges Parlament zu verstehen ist, und
- b) legislative Akte, die von der Antifaschistischen Versammlung der Nationalen Befreiung (AVNOJ) angenommen wurden, der an-

schliessenden Ratifikation durch eine verfassungsgebende Versammlung vorbehalten sein sollen.

Ebenso wurden andere Balkanfragen allgemein erneut überprüft.

VIII. Sitzungen der Aussenminister

Im Verlauf der Konferenz wurden neben den täglichen Sitzungen der Regierungschefs und der Aussenminister auch gesonderte tägliche Sitzungen der drei Aussenminister und ihrer Berater abgehalten. Diese Sitzungen haben sich als äusserst wertvoll erwiesen, und die Konferenz kam überein, dass eine permanente Einrichtung für eine regelmässige Konsultation unter den drei Aussenministern geschaffen werden soll. Sie werden sich daher so oft wie notwendig treffen, wahrscheinlich alle drei bis vier Monate. Diese Sitzungen werden abwechselnd in den drei Hauptstädten abgehalten, wobei die erste Sitzung in London nach der Konferenz der Vereinten Nationen über die Weltorganisation stattfinden soll.

IX. Einigkeit in Krieg und Frieden

Unsere Konferenz auf der Krim hat erneut unsere gemeinsame Entschlossenheit versichert, diese Einigkeit im Ziel und im Vorgehen, die den Sieg der Vereinten Nationen in diesem Krieg möglich und zur Gewissheit gemacht hat, auch im kommenden Frieden aufrechtzuerhalten und zu stärken. Wir glauben, dass dies eine heilige Verpflichtung unserer Regierungen gegenüber unseren Völkern und allen Völkern der Welt ist.

Nur durch fortwährendes und wachsendes Zusammenarbeiten und Verstehen zwischen den drei Ländern und zwischen allen friedliebenden Nationen kann der grösste Wunsch der Menschheit verwirklicht werden – ein sicherer und fortdauernder Friede, der nach den Worten der Atlantik-Charta «die Gewähr bietet, dass alle Menschen in allen Ländern in Freiheit und frei von Furcht und Mangel leben können». Der Sieg in diesem Krieg und die Errichtung der vorgeschlagenen internationalen Organisation werden in einem in der ganzen Geschichte bisher breitesten Rahmen die Möglichkeit schaffen, in den kommenden Jahren die wesentlichen Grundlagen für einen derartigen Frieden zu legen.

J. Churchill

Franklin D. Roosevelt

J. W. Stalin

Man beschliesst, dieses Kommuniqué am nächsten Tag, dem 12. Februar, 16.30 Uhr Jalta-Zeit, gleichzeitig in Washington, London und Moskau zu veröffentlichen.

Anschliessend unterzeichnen Roosevelt, Stalin und Churchill ein geheimes Abkommen, in dem die Bedingungen für den Eintritt der Sowjetunion in den Krieg gegen Japan niedergelegt sind:

B. Abkommen über den Eintritt der Sowjetunion in den Krieg gegen Japan (11. Februar 1945)

Die Regierungschefs der drei Grossmächte – Sowjetunion, Vereinigte Staaten von Amerika, Grossbritannien – haben beschlossen, dass zwei oder drei Monate, nachdem Deutschland kapituliert hat und der Krieg in Europa beendet ist, die Sowjetunion an der Seite der Alliierten in den Krieg gegen Japan eintreten wird unter der Bedingung, dass

1. der Status quo in der Äusseren Mongolei (der Mongolischen Volksrepublik) beibehalten wird;

2. die ehemaligen Rechte Russlands, die durch den heimtückischen

Angriff Japans im Jahre 1904 verletzt wurden, wiederhergestellt werden, nämlich:

- a) der südliche Teil von Sachalin wie auch die vorgelagerten Inseln sollen der Sowjetunion zurückgegeben werden,

- b) der Handelshafen von Dairen soll internationalisiert werden, wobei die wichtigsten Interessen der Sowjetunion an diesem Hafen zu wahren sind und der Pachtvertrag über Port Arthur als Flottenstützpunkt der Sowjetunion wieder in Kraft zu setzen ist,

- c) die ostchinesische und die südmandschurische Eisenbahnlinie, die einen Zugang nach Dairen darstellt, durch die Errichtung einer gemeinsamen sowjetisch-chinesischen Gesellschaft gemeinsam betrieben wird, wobei es selbstverständlich ist, dass die wichtigsten Interessen der Sowjetunion gewahrt werden und China die volle Souveränität in der Mandschurei behält;

3. die Kurilen-Inseln der Sowjetunion übergeben werden.

Es ist selbstverständlich, dass das Abkommen bezüglich der Äusseren Mongolei und der vorerwähnten Häfen und Eisenbahnlinien das Einverständnis von Generalissimus Tschiang Kai-schek erfordert. Der Präsident wird Massnahmen ergreifen, um dieses Einverständnis auf Abruf von Marschall Stalin zu erlangen.

Die Regierungschefs der drei Grossmächte haben beschlossen, dass diese Ansprüche der Sowjetunion unstreitig erfüllt werden, sobald Japan besiegt worden ist.

Die Sowjetunion drückt ihrerseits die Bereitschaft aus, mit der Regierung National-Chinas einen Freundschafts- und Bündnisvertrag zwischen der UdSSR und China abzuschliessen, um China durch

seine bewaffneten Streitkräfte Beistand bei der Befreiung vom japanischen Joch zu leisten.

J. W. Stalin

Franklin D. Roosevelt

Winston S. Churchill

Die drei Aussenminister E. R. Stettinius, W. Molotow und Anthony Eden werden beauftragt, in ihrer auf 16.20 Uhr angesetzten Schlussitzung das geheime Protokoll über die Jalta-Konferenz zu revidieren und zu unterzeichnen. Das Dokument, unter das sie um 18 Uhr ihre Unterschrift setzen, lautet:

C. Protokoll über die Verhandlungen auf der Krimkonferenz

Die Krimkonferenz der Regierungschefs der Vereinigten Staaten von Amerika, des Vereinigten Königreichs und der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken, die vom 4. bis 11. Februar stattfand, erbrachte folgende Beschlüsse:

I. Weltorganisation

Es wurde beschlossen,

1. dass eine Konferenz der Vereinten Nationen über die vorgeschlagene Weltorganisation auf Mittwoch, den 25. April 1945, einberufen und in den Vereinigten Staaten von Amerika abgehalten werden soll,

2. die zu dieser Konferenz einzuladenden Nationen sollen sein:

a) die Vereinten Nationen, wie sie am 8. Februar 1945 bestanden, und

b) diejenigen der verbündeten Nationen, die den Krieg gegen den

gemeinsamen Feind bis zum 1. März 1945 erklärt haben. (Zu diesem Zweck sind unter dem Begriff «Verbündete Nationen» die acht verbündeten Nationen und die Türkei zu verstehen.) Wenn die Konferenz über die Weltorganisation abgehalten wird, werden die Delegierten des Vereinigten Königreichs und der Vereinigten Staaten von Amerika einen Vorschlag unterstützen, zwei Sozialistische Sowjet-Republiken, nämlich die Ukraine und Weissrussland, als ursprüngliche Mitglieder zuzulassen,

3. dass die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika im eigenen Namen und im Auftrage der drei Mächte die Regierung von China und die Provisorische Französische Regierung hinsichtlich der auf der gegenwärtigen Konferenz bezüglich der vorgeschlagenen Weltorganisation getroffenen Entscheidung konsultieren soll,

4. dass der Text der Einladung, die an alle für die Teilnahme an der Konferenz der Vereinten Nationen in Frage kommenden Länder ergehen wird, wie folgt lauten soll:

Einladung

«Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika ladet im eigenen Namen und im Auftrag der Regierungen des Vereinigten Königreichs, der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken, der Republik China und der Provisorischen Regierung der Französischen Republik die Regierung von ein, Vertreter zu einer Konferenz der Vereinten Nationen zu entsenden, die am 25. April 1945 oder kurz darauf in San Francisco in den Vereinigten Staaten von Amerika abgehalten werden soll, um eine Charta für eine Allgemeine Internationale Organisation zur Aufrechterhaltung des internationalen Friedens und der Sicherheit vorzubereiten.

Die oben erwähnten Regierungen schlagen vor, dass die Konferenz als gegebene Grundlage für solch eine Charta die Vorschläge für die Errichtung einer Allgemeinen Internationalen Organisation betrachtet, die im vergangenen Oktober als Ergebnis der Konferenz von Dumbarton Oaks veröffentlicht und jetzt durch folgende Bestimmungen für Abschnitt C zu Kapitel VI ergänzt wurden:

C. Abstimmung

1. Jedes Mitglied des Sicherheitsrates soll eine Stimme haben.
2. Entscheidungen des Sicherheitsrates über Verfahrensfragen sollen durch Ja-Stimmen von sieben Mitgliedern getroffen werden.
3. Entscheidungen des Sicherheitsrates über alle anderen Fragen sollen durch Ja-Stimmen von sieben Mitgliedern einschliesslich der gleichlautenden Stimmen der ständigen Mitglieder getroffen werden; vorausgesetzt, dass bei Entscheidungen nach Kapitel VIII, Abschnitt A, und nach Satz 2 des Paragraphen 1 des Kapitels VIII, Abschnitt C, sich eine an einem Streitfall beteiligte Partei der Stimme enthalten sollte.

Weitere Informationen hinsichtlich der zu treffenden Vorkehrungen werden später übermittelt.

Für den Fall, dass die Regierung von wünscht, schon vor der Konferenz Ansichten oder Stellungnahmen bezüglich der Vorschläge vorzutragen, so ist die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika gern bereit, den anderen beteiligten Regierungen solche Ansichten und Stellungnahmen zu übermitteln.»

Territoriale Treuhänderschaft

Es wurde vereinbart, dass die fünf Nationen, die ständige Sitze im Sicherheitsrat haben werden, sich vor der Konferenz der Vereinten

Nationen gegenseitig über die Frage der territorialen Treuhänderschaft konsultieren.

Die Annahme dieser Empfehlung erfolgt unter dem Vorbehalt, dass sie dahingehend klargestellt wird, dass territoriale Treuhänderschaft nur angewendet wird

- a) auf bestehende Mandate des Völkerbundes;
- b) auf infolge des gegenwärtigen Krieges abgetrennte Feindgebiete;
- c) auf irgendein anderes Gebiet, das freiwillig unter Treuhänderschaft gestellt werden möchte und
- d) dass keine Aussprache über die wirklichen Gebiete auf der bevorstehenden Konferenz der Vereinten Nationen oder in den voraufgehenden Konsultationen erwogen und es Gegenstand späterer Abkommen sein wird, welche Gebiete der obigen Kategorie unter Treuhänderschaft gestellt werden.

II. Erklärung über das befreite Europa

Die folgende Erklärung wurde gebilligt:

«Der Premier der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken, der Premierminister des Vereinigten Königreichs und der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika haben sich gegenseitig im gemeinsamen Interesse der Völker ihrer Länder und derjenigen des befreiten Europas konsultiert. Sie erklären gemeinsam ihr gegenseitiges Übereinkommen, während der zeitweilig labilen Lage im befreiten Europa die Politik ihrer drei Regierungen zur Unterstützung der von der Herrschaft Nazideutschlands befreiten Völker und der Völker der ehemaligen europäischen Satellitenstaaten der Achse bei der Lösung ihrer drückenden politischen und wirtschaftlichen Probleme durch demokratische Mittel aufeinander abzustimmen.

Die Herstellung der Ordnung in Europa und der Wiederaufbau des nationalen Wirtschaftslebens muss durch solche Verfahren erreicht werden, die die befreiten Völker in die Lage versetzen, die letzten Spuren des Nationalsozialismus und des Faschismus zu beseitigen und demokratische Einrichtungen nach ihrer eigenen Wahl zu schaffen. Dies ist ein Grundsatz der Atlantik-Charta – das Recht aller Völker, diejenige Regierungsform zu wählen, unter der sie leben möchten – die Wiederherstellung der souveränen Rechte und der Selbstregierung für jene Völker, die ihrer gewaltsam durch die Aggressor-Staaten beraubt wurden. Um die Verhältnisse zu begünstigen, unter welchen die befreiten Völker diese Rechte ausüben können, werden die drei Regierungen gemeinsam alle Völker irgendeines befreiten Landes oder eines Satellitenstaates der Achse in Europa unterstützen, wo immer nach ihrer Beurteilung die Verhältnisse dies erfordern,

- a) um Verhältnisse für einen inneren Frieden zu schaffen;

- b) Notstandsmassnahmen zur Hilfe bedrängter Menschen durchzuführen;
- c) einstweilige Regierungsbehörden zu bilden, in denen alle demokratischen Elemente der Bevölkerung weitgehend vertreten und die zur baldmöglichsten Einsetzung von frei gewählten und dem Willen des Volkes entsprechenden Regierungen verpflichtet sind; und
- d) dort, wo es notwendig ist, die Abhaltung solcher Wahlen zu erleichtern.

Die drei Regierungen werden die anderen Vereinten Nationen und provisorischen Behörden oder die anderen Regierungen in Europa konsultieren, wenn Fragen, die für diese von unmittelbarem Interesse sind, behandelt werden. Wenn nach Meinung der drei Regierungen die Verhältnisse in irgendeinem befreiten europäischen Land oder in einem ehemaligen Satellitenstaat der Achse in Europa solche Schritte notwendig machen, werden sie sich sofort gegenseitig über die erforderlichen Massnahmen zur Erfüllung der in dieser Erklärung hervorgehobenen Verantwortung konsultieren.

Durch diese Erklärung versichern wir erneut unser Vertrauen auf die Grundsätze der Atlantik-Charta, unsere Verpflichtung gegenüber der Erklärung der Vereinten Nationen und unseren Entschluss, in Zusammenarbeit mit anderen friedliebenden Nationen eine Weltordnung des Rechts aufzubauen, die dem Frieden, der Sicherheit, der Freiheit und dem allgemeinen Wohlergehen der gesamten Menschheit gewidmet ist. Indem sie diese Erklärung abgeben, drücken die drei Mächte die Hoffnung aus, dass die Provisorische Regierung der Französischen Republik sich ihnen in dem vorgeschlagenen Verfahren anschliessen wird.»

III. Zerstückelung Deutschlands

Es wurde beschlossen, dass Artikel 12 (a) der Kapitulationsbedingungen für Deutschland wie folgt geändert werden sollte:

«Das Vereinigte Königreich, die Vereinigten Staaten von Amerika und die Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken werden die oberste Autorität gegenüber Deutschland innehaben. In Ausübung dieser Autorität werden sie solche Schritte einschliesslich der völligen Entwaffnung, Entmilitarisierung und Aufteilung Deutschlands unternehmen, die sie für den zukünftigen Frieden und die Sicherheit für erforderlich halten.»

Die Untersuchung des Verfahrens für die Zerstückelung Deutschlands wurde einem Ausschuss übertragen, der aus Mr. Eden (Vorsitzender), Mr. Winant und Mr. Gusew besteht. Dieses Gremium wird erwägen, inwieweit es wünschenswert ist, einen französischen Vertreter hinzuzuziehen.

IV. Besatzungszone für Frankreich und Kontrollrat für Deutschland

Es wurde beschlossen, dass eine durch französische Streitkräfte zu besetzende Zone in Deutschland Frankreich zugewiesen werden soll. Diese Zone soll aus der britischen und amerikanischen Zone gebildet werden, und ihre Grössenordnung soll durch die Briten und Amerikaner in Konsultation mit der Provisorischen Französischen Regierung geregelt werden.

Es wurde ebenfalls beschlossen, dass die Provisorische Französische Regierung eingeladen werden soll, Mitglied des Alliierten Kontrollrats für Deutschland zu werden.

V. Reparationen

Folgendes Protokoll wurde gebilligt:

1. Deutschland hat Naturalleistungen aufzubringen für die Verluste, die es im Laufe des Krieges den alliierten Ländern verursacht hat. Die Reparationen sollen in erster Linie diejenigen Länder erhalten, welche die Hauptlasten des Krieges getragen, die schwersten Verluste erlitten und den Sieg über den Feind organisiert haben.

2. Die Naturalreparation ist von Deutschland in folgenden drei Formen zu erzwingen:

a) Fortschaffung von Vermögenswerten aus dem nationalen Vermögen Deutschlands innerhalb und ausserhalb seines Territoriums im Verlauf von 2 Jahren nach der Kapitulation Deutschlands oder der Einstellung des bewaffneten Widerstandes (Ausrüstungen, Werkzeugmaschinen, Schiffe, rollendes Material, deutsche Auslandsinvestitionen, Aktien von Industrie-, Verkehrs- und anderen Unternehmen in Deutschland etc.). Diese Fortschaffung von Vermögenswerten wird hauptsächlich zur Zerschlagung des deutschen Kriegspotentials durchgeführt.

b) Jährliche Warenlieferungen aus der laufenden Produktion für einen noch festzulegenden Zeitraum.

c) Verwendung deutscher Arbeitskräfte.

3. Zwecks Ausarbeitung eines detaillierten Planes nach obigen Grundsätzen, mittels dessen diese Reparation von Deutschland erzwungen werden soll, wird eine Alliierte Reparations-Kommission in Moskau errichtet werden. Sie wird aus drei Vertretern bestehen: einer aus der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken, einer aus dem Vereinigten Königreich und einer aus den Vereinigten Staaten von Amerika.

4. Hinsichtlich der festzulegenden Gesamtsumme der Reparationen wie auch der Verteilung unter die von der deutschen Aggression betroffenen Länder haben die sowjetische und amerikanische Delegation Folgendes beschlossen:

«Die Moskauer Reparations-Kommission soll bei ihren einleiten-

den Untersuchungen als Gesprächsgrundlage den Vorschlag der Sowjetischen Regierung benutzen, wonach sich die Gesamtsumme der Reparationen gemäss Punkt a) und b) des Paragraphen 2 auf 20 Milliarden Dollar belaufen und 50 Prozent hiervon an die Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken abgeführt werden soll.»

Die britische Delegation war der Auffassung, dass keine Reparationszahlen genannt werden sollten, solange die Reparationsfrage in der Moskauer Reparations-Kommission behandelt wird.

Der obige sowjetisch-amerikanische Vorschlag wurde der Moskauer Reparations-Kommission als einer der Vorschläge zugeleitet, die von der Kommission in Erwägung gezogen werden sollen.

VI. Hauptkriegsverbrecher

Die Konferenz beschloss, dass die Frage der Hauptkriegsverbrecher Gegenstand einer Untersuchung der drei Aussenminister für einen Bericht zu gegebener Zeit nach Abschluss der Konferenz sein soll.

VII. Polen

Folgende Erklärung über Polen wurde von der Konferenz beschlossen:

«Eine neue Lage wurde in Polen infolge seiner völligen Befreiung durch die Rote Armee geschaffen. Dies verlangt die Einsetzung einer Provisorischen Polnischen Regierung, die auf eine breitere Grundlage gestellt werden kann, als es vor der kürzlichen Befreiung des westlichen Teiles Polens möglich war. Die Provisorische Regierung, die jetzt in Polen amtiert, soll daher auf breiter demokratischer Basis unter Einschluss von demokratischen Führungskräften aus Polen selbst und von im Ausland lebenden Polen umgebildet werden. Diese neue Regierung soll dann den Namen Provisorische Polnische Regierung der Nationalen Einheit tragen. M. Molotow, Mr. Harri-man und Sir A. Clark Kerr sind bevollmächtigt, als Kommission zunächst in Moskau mit Mitgliedern der gegenwärtigen Provisorischen Regierung und mit anderen polnischen demokratischen Führungskräften innerhalb und ausserhalb Polens im Hinblick auf die Umbildung der derzeitigen Regierung in Anlehnung an obige Grundsätze Gespräche zu führen. Diese Provisorische Polnische Regierung der Nationalen Einheit soll zur baldmöglichen Abhaltung freier und uneingeschränkter Wahlen auf der Grundlage des allgemeinen Wahlrechts und geheimer Abstimmung verpflichtet werden. Alle demokratischen und antinazistischen Parteien sollen das Recht haben, an diesen Wahlen teilzunehmen und Kandidaten aufzustellen.

Wenn eine Provisorische Polnische Regierung der Nationalen Einheit ordnungsgemäss und in Übereinstimmung mit dem oben Gesag-

ten gebildet worden ist, werden die Regierung der UdSSR, die jetzt diplomatische Beziehungen mit der gegenwärtigen Provisorischen Regierung Polens unterhält, die Regierung des Vereinigten Königreichs und die Regierung der USA diplomatische Beziehungen mit der neuen Provisorischen Polnischen Regierung der Nationalen Einheit herstellen und Botschafter austauschen, durch deren Berichterstattung die jeweiligen Regierungen über die Lage in Polen unterrichtet werden.

Die drei Regierungschefs sind der Auffassung, dass die östliche Grenze Polens, mit Abweichungen in einigen Gebieten um fünf bis acht Kilometer zugunsten Polens, der Curzon-Linie folgen soll. Sie erkennen an, dass Polen im Norden und Westen einen beachtlichen territorialen Zuwachs erhalten muss. Sie sind der Auffassung, dass die Meinung der neuen Provisorischen Polnischen Regierung der Nationalen Einheit über das Ausmass dieses Gebietszuwachses zu gegebener Zeit in Erfahrung gebracht werden und die endgültige Festlegung der Westgrenze Polens der Friedenskonferenz Vorbehalten bleiben soll.»

VIII. Jugoslawien

Es wurde beschlossen, Marschall Tito und Dr. Subasic zu empfehlen:

- a) das Tito-Subasic-Abkommen unverzüglich in Kraft zu setzen und eine neue Regierung auf der Grundlage dieses Abkommens zu bilden;
- b) dass, sobald die neue Regierung gebildet ist, sie erklären soll:
 - aa) dass die Antifaschistische Versammlung der Nationalen Befreiung (AVNOJ) auf Mitglieder der letzten Jugoslawischen Skupstina erweitert werden soll, die sich nicht durch Zusammenarbeit mit dem Feind blossgestellt haben, um so eine Körperschaft zu bilden, die als temporäres Parlament zu verstehen ist, und
 - bb) dass legislative Akte, die von der Antifaschistischen Versammlung der Nationalen Befreiung (AVNOJ) angenommen wurden, der anschliessenden Ratifizierung durch eine verfassungsgebende Versammlung vorbehalten sein sollen und dass diese Erklärung im Communiqué der Konferenz veröffentlicht werden soll.

IX. Italienisch-jugoslawische Grenze – Italienisch-österreichische Grenze

Über diese Fragen wurden seitens der britischen Delegation Noten vorgelegt, und die amerikanische und sowjetische Delegation beschlossen, sich mit ihnen zu befassen und ihre Ansicht später mitzuteilen.

X. Jugoslawisch-bulgarische Beziehungen

Zwischen den Aussenministern fand ein Meinungs austausch über die Frage statt, inwieweit eine jugoslawisch-bulgarische Allianz wünschenswert sei. Die Ausgangsfrage war, ob es einem Staate, der noch dem Waffenstillstandsrecht unterliegt, gestattet werden könnte, einen Vertrag mit einem anderen Staat einzugehen. Mr. Eden schlug vor, die Bulgarische und Jugoslawische Regierung davon zu unterrichten, dass dem nicht zugestimmt werden könne. Mr. Stettinius regte an, dass die britischen und amerikanischen Botschafter diese Frage weiterhin mit M. Molotow in Moskau behandeln sollen.

M. Molotow stimmte dem Vorschlag von Mr. Stettinius zu.

XI. Südost-Europa

Die britische Delegation legte ihren Kollegen Noten über folgende Fragen zur Stellungnahme vor:

- a) die Kontrollkommission in Bulgarien,
- b) griechische Ansprüche gegenüber Bulgarien, insbesondere in Bezug auf Reparationen,
- c) Ölfeld-Ausrüstungen in Rumänien.

XII. Iran

Mr. Eden, Mr. Stettinius und M. Molotow tauschten ihre Meinungen über die Lage in Iran aus. Es wurde beschlossen, die Frage auf diplomatischem Wege weiterzuverfolgen.

XIII. Sitzungen der drei Aussenminister

Die Konferenz beschloss, dass eine ständige Einrichtung zur Konsultation zwischen den drei Aussenministern geschaffen werden soll; sie sollen sich so oft wie notwendig, wahrscheinlich alle drei oder vier Monate, treffen.

Diese Sitzungen sollen abwechselnd in den drei Hauptstädten abgehalten werden, wobei die erste Sitzung in London stattfinden soll.

XIV. Die Konvention von Montreux und die Meerengen

Es wurde beschlossen, dass auf der nächsten in London abzuhaltenen Sitzung der drei Aussenminister diese sich mit den Vorschlägen, die absprachegemäss von der Sowjetischen Regierung in Anlehnung an die Konvention von Montreux vorgelegt werden, befassen und

ihren Regierungen berichten sollen. Die Türkische Regierung soll zum geeigneten Zeitpunkt unterrichtet werden.

Vorstehendes Protokoll wurde auf der Krimkonferenz am 11. Februar 1945 gebilligt und von den drei Aussenministern unterzeichnet.

E. R. Stettinius jr.

W. Molotow

Anthony Eden

Nach dem Kaffee, zu dem kaukasischer Cognac gereicht wird, schliesst die Konferenz ohne jedes Zeremoniell.

Roosevelt überreicht Stalin die Etuis mit den hohen amerikanischen Orden für die von ihm ausgezeichneten sowjetischen Frontoffiziere.

Darauf erhalten er, Churchill und die anderen Delegierten – wie nach einer Tauffeier auf dem Lande – Lebensmittelpakete: Apfelsinen und Mandarinen, Heringskonserven, Kaviar, Räucherlachs, Sekt, Wodka und sogar abgepackte Butter.

Roosevelt revanchiert sich mit Stangen amerikanischer Zigaretten, Pralinen, elektrischen Rasierapparaten, Fruchtsäften in Dosen und vielleicht auch – warum nicht? – mit Kaugummi.

Man trennt sich in bestem Einvernehmen.

Stalin besteigt seinen kugelsicheren Wagen und wendet sich noch einmal grüssend Roosevelt und Churchill zu, die ihm von der Freitreppe aus zuwinken.

Es ist vorüber.

Der Marschall wird den 11. Februar 1945 in seiner Suite in der Villa Koreis beschliessen. Seine Abreise nach Moskau ist für den folgenden Tag vorgesehen. Er wird den Zug benutzen, denn dieser stählerne Mann scheut das Flugzeug.

Hopkins und sein Sohn Bob, der ihm während der ganzen Zeit nicht von den Fersen gewichen ist, fahren im Wagen nach Simferopol, wo der Zug sie erwartet, der sie über Nacht nach dem Flugplatz Saki bringen wird. Als sie in Simferopol eintreffen, ist es bereits dunkel, so dass sie Mühe haben, den Bahnhof zu finden. Und als sie schliesslich den Bahnhof gefunden haben, suchen sie verzweifelt nach dem Zug, einem Spezialzug, der schon Monarchen befördert hat, so den rumänischen König mit seiner Familie. Für den schwerkranken Hopkins ist das Absuchen der Bahnsteige ein wahres Martyrium. Zum Glück bietet der Zug, den man schliesslich findet, alle Bequemlichkeiten. «Wenn ich jemals», erzählt Hopkins später Stettinius, der ein paar Stunden darauf auf der Suche nach demselben Zug gleiche Abenteuer erlebte, «einen Ausländer auf einem amerikanischen Bahnhof umherirren sehe, werde ich ihm umgehend den Weg

zum WC zeigen und ihm nachher etwas zu trinken anbieten.»

Churchill und seine Tochter Sarah fahren im Wagen nach Sewastopol, wo sie sich an Bord des englischen Passagierdampfers «Franconia» begeben. Das Schiff war durch die Dardanellen geschickt worden, um gegebenenfalls, als Ergänzung zur «Catoctin», in seinen Kabinen Delegierte aufzunehmen, die am Konferenzort selbst nicht untergebracht werden konnten. Von der Kommandobrücke aus betrachten sie die fieberhafte Tätigkeit im Hafen, das Ein- und Auslaufen einiger Minensuchboote und die zerstörten Häuserreihen, die in der Dämmerung noch deprimierender wirken. Der alte britische Löwe lächelt im Gedanken an die von Molotow den Amerikanern vorgetragene letzte Forderung der Russen: «Wenn wir in den Krieg gegen Japan ein treten, werden Sie uns doch wohl einige alte Kreuzer und Zerstörer abtreten?»

Roosevelt verlässt Liwadia um 16 Uhr. Auch er fährt in Begleitung seiner Tochter.

In seiner Tasche befindet sich noch Stalins letzter Brief:

Sehr geehrter Herr Roosevelt!

Ich stimme vollauf zu, dass, da sich die Stimmenzahl der Sowjetunion durch die Einbeziehung der Ukraine und Weissrusslands in den Kreis der Mitglieder der Versammlung auf drei erhöht hat, die Stimmenzahl der USA ebenfalls erhöht werden sollte. Ich glaube, dass die Stimmenzahl der USA, wie im Falle der Sowjetunion und ihrer beiden hauptsächlichen Republiken, auf drei erhöht werden könnte. Falls notwendig, bin ich bereit, diesen Vorschlag offiziell zu unterstützen. Mit vorzüglicher Hochachtung.

J. Stalin

Noch ein Erfolg mehr! Er kann nun «dem Kongress die ukrainische und weissrussische Pille schmackhafter machen». Auf seinen Wunsch ist diese Angelegenheit im Kommuniqué nicht erwähnt worden, denn er will sie erst den führenden amerikanischen Politikern persönlich darlegen.

Er ist gehobener Stimmung, absolut überzeugt, einen vollen Erfolg errungen zu haben, und freut sich, dass er an Bord der «Quincy» ein paar erholsame Stunden auf dem Roten Meer verbringen kann. In seiner guten Laune könnte er jetzt noch einmal jenen berühmten Satz aus seiner grossen Philadelphia-Rede aussprechen: «Ich bin ein alter Kämpfer und liebe einen guten Kampf.» Er zweifelt nicht daran, dass er sich gut ge-

schlagen hat, sowohl zu seinem eigenen wie zum Ruhme Amerikas und der Welt. Hatte er nicht recht gehabt, als er seinerzeit den Skeptikern in Washington versicherte, dass es durchaus möglich sei, Stalin durch Freundlichkeit zu «zähmen»? Er denkt an die Worte, die er vor seiner Abreise zur Krim, in einer Botschaft an den Kongress, geäußert hat: «Wir haben gelernt, Weltbürger zu sein, Mitglieder der menschlichen Gemeinschaft. Wir haben die schlichte Wahrheit des Wortes Emersons erfahren: ‚Einen Freund zu gewinnen, gibt es nur den Weg, selber einer zu sein.‘» Emersons Wort gilt sogar für einen Pokerspieler gegenüber einem Schachspieler, oder nicht? Er, Roosevelt, hat alles auf diesen Gedanken gesetzt, und es kommt ihm nicht der geringste Zweifel, dass seiner Aufrichtigkeit mit gleicher Aufrichtigkeit begegnet wurde.

Er denkt nicht im Traum daran, sich zu fragen, ob dieses Austerlitz nicht eines Tages als ein Waterloo ausgelegt werden könnte. Wenn man es ihm sagte – und wer sollte es schon sagen? –, würde er in das joviale, strahlende, sympathische Lachen des vom Schicksal verwöhnten «Boss» ausbrechen.

Er ist sogar überzeugt, wie er Hopkins anvertraut, Stalin zu seiner messianischen Botschaft «bekehrt» zu haben.

Er macht nicht den Eindruck, als habe er sich auch nur ein einziges Mal gefragt, ob sein Spiel nicht gefährlich sei.

Sicher ist, dass ihm am Abend dieses Tages nicht der leiseste Zweifel gekommen ist.

Dabei sind die drei baltischen Staaten bereits von Russland absorbiert, eingegliedert in das sowjetische Imperium. Stalin hat kaum seine Absichten auf Finnland verhehlt, und in dem schon seit einigen Stunden sowjetisierten Jugoslawien unterstützen seine Abgesandten Titos Ansprüche auf Triest. Er hat inzwischen Bulgarien fast ganz in der Hand. In Rumänien ist ein kommunistischer Staatsstreich im Gange, gelenkt unmittelbar von Wyschinski, der keine 48 Stunden nach Beendigung der Konferenz dem König und den bass erstaunten Ministern, die unter Berufung auf die Jalta-Abmachungen zu protestieren versuchen, die Worte zuschleudern wird: «Jalta? Was heisst Jalta? Jalta, das bin ich!» In Albanien haben sich Kommunisten der Regierung bemächtigt. Die aus London und Washington nach Liwadia übermittelten Berichte über die Lage in Polen, Ungarn und Ruthenien sind alarmierend: Kein vernünftiger Mensch im Westen wagt mehr zu behaupten, dass die Russen bereit wären, in diesen Ländern eines Tages freie Wahlen abhalten zu lassen.

Roosevelt, so dürften einige seiner Mitarbeiter argumentieren, glaubte nicht zu Unrecht, dass die Preisgabe Polens und Ungarns leicht wiege, wenn sie den einzigen für den Weltfrieden zu zahlenden Tribut darstellte. Aber gravierend ist, dass er sich nicht einmal fragte, ob eine Politik der Festigkeit – eine Politik, wie sie später Präsident Truman mit dem ihm zur Ehre gereichenden Satz ausdrücken sollte: «Ich werde keinen einzigen freien Menschen den Tyrannen ausliefern» –, ob eine solche Politik dem Weltfrieden nicht besser gedient hätte. Roosevelt betrachtete die von ihm in Jalta verfolgte Politik als selbstverständlich. Dass es eine andere hätte geben können, bedachte er nicht, noch wollte er es bedenken. Durch die von ihm dem zynischen Stalin leichtfertig gewährten Konzessionen bahnte er in Jalta, statt den Frieden für lange Zeit zu sichern, allen Vermessenheiten des sowjetischen Realismus den Weg. In der Tat liegt in den Abmachungen vom 11. Februar 1945 der Keim nicht nur für die Sowjetisierung ganz Osteuropas, sondern auch für den Prager Staatsstreich, für den Koreakrieg, für den Indochinakrieg, für Mao Tse-tungs Sieg, für die Blockade von Berlin, für die Kuba-Affäre und obendrein noch für die kommunistischen Einmischungen in die Rassenauseinandersetzungen in den Vereinigten Staaten. In Jalta wurde sich der internationale Kommunismus der Vertrauensseligkeit des Westens bewusst, und seitdem war er unablässig bestrebt, sie zu missbrauchen. Roosevelts Leichtsinns lässt einen erschauern, mehr aber noch die Tatsache, dass er für den Fall des Scheiterns seiner damaligen Politik keinerlei Alternativpolitik in Aussicht genommen hatte. Man kann nicht umhin zu sagen, dass seine Unvorsichtigkeit und ebenso sein Selbstvertrauen nicht ihresgleichen haben.

Vom 11. Februar 1945 datiert auch die in jeder Hinsicht furchtbare Teilung Deutschlands. Eines der wesentlichen Ergebnisse der Jaltakonferenz ist, dass die immer mehr sich vertiefende Kluft mitten durch Europa aufgerissen wurde, deren Vorhandensein Washington zwei Jahre lang nicht wahrhaben wollte. Oder wie Pierre Frederix schreibt: «Die UdSSR erhielt zwar keinen Anteil an der Verwaltung Bayerns, aber die USA verzichteten auf die Teilnahme an der Verwaltung Sachsens und Brandenburgs ... So wie Teheran die Preisgabe des Balkans an das Sowjetimperium einleitete, leitete Jalta die Teilung Europas in zwei Blöcke ein.»

Noch schlimmere Folgen ergaben sich für Asien. Von Roosevelts Zugeständnissen an Stalin sind diejenigen, die den Fernen

Osten betreffen, fraglos die verhängnisvollsten, einmal für die lebenswichtigen Interessen der Vereinigten Staaten selbst, zum andern für den Weltfrieden. Der Zustand der Unruhe in Asien wurde in Jalta besiegelt. Derselbe Roosevelt, der Tschiang Kai-schek auf der Kairoer Konferenz im November 1943 versprochen hatte, die ganze Mandschurei an China zurückzugeben, schloss in Jalta ohne jeden anderen amerikanischen Zeugen als einen Dolmetscher und ohne jede andere Billigung als die des Amerikaners Hopkins, der ebenso krank war wie er selbst, mit Stalin ein Geheimabkommen, um einen Feind niederzuwerfen, der sich selbst bereits geschlagen gab, ein Geheimabkommen, nach dem Russland «dominierenden Einfluss» in Dairen, die volle Kontrolle über den Flottenstützpunkt von Port Arthur sowie die Eisenbahnlinien erhielt, die die UdSSR mit Dairen verbinden und die Mandschurei von Nordosten nach Süden durchschneiden. Während Japan im Begrif war, seine Niederlage anzuerkennen, und Roosevelt seit mehreren Tagen wusste, dass er bald über die Atomwaffe würde verfügen können, machte er Stalin Geschenke auf Kosten allein von Tschiang Kai-schek, den er bis dahin – nach Grossbritannien – als seinen engsten Verbündeten betrachtet hatte.

Nicht nur opferte er die Kurilen und Südsachalin auf die simple Zusage Stalins hin, drei Monate *nach* der Kapitulation Deutschlands in den Krieg gegen Japan einzutreten. Er öffnete dem Kremlherrn auch die Tore Asiens. Er ermöglichte ihm, seine Macht im Osten mehr noch als im Westen auszudehnen und, für den Fall eines späteren Krieges zwischen Russland und den USA, die chinesischen Hilfsquellen zu mobilisieren. Er trug zum Aufstieg Mao Tse-tungs bei. Aber schlimmer noch: Zum erstenmal in seiner Geschichte opferte Amerika, der Idee einer Koexistenz mit den Kommunisten zuliebe, in der Person Tschiang Kai-scheks einen seiner treuesten Verbündeten und Freunde. In Jalta wurde die erste Bresche in zwei Bollwerke gegen den Kommunismus geschlagen, die bis dahin jeder Prüfung standgehalten hatten: die Solidarität der grossen Demokratien auf der einen Seite und das Vertrauen in die Zuverlässigkeit der amerikanischen Freundschaft auf der anderen. Fortan genügte es den Russen zu wissen, dass die Amerikaner für grosse Worte empfänglich sind, wie etwa, um mit Roosevelt zu sprechen: «den Krieg für immer unmöglich machen», und von diesem Zeitpunkt an bedienen sie sich, um ihre wahre Aktivität bis hin zur Anlage von Raketenabschussbasen auf Kuba zu ka-

schieren, bewusst des Wortes «Frieden»: In Stalins Sieg von Jalta sind die Beweggründe und Anlässe zu der von den Sowjets nach dem Kriege geführten grossen «Friedenskampagne» zu suchen, die sie zusehends intensivierten, ohne dass die unermüdliche Tätigkeit der von Moskau ferngelenkten und ausgerüsteten kommunistischen Partisanen in Laos, Malaysia, Süd-vietnam, im Mittleren Osten, in Afrika oder Lateinamerika nachgelassen hätte.

Vor seinem Tode – Roosevelt starb genau 60 Tage später – war ihm noch die Frist vergönnt, seine Irrtümer abzuwägen. Am 1. April, nachdem sich zweifelsfrei herausgestellt hatte, dass der Kreml in Polen keine andere Regierung als das Lubliner Komitee anerkennen würde, schrieb er einen bitteren Brief an Stalin. Einige Tage später konsternierten ihn zwei von Botschafter Harriman am 4. und 6. April ans State Department gesandte Berichte über die Lage in Polen und Rumänien. Sie enthüllten, dass die sowjetische Aussenpolitik sich auf drei Parallel-linien bewegte: Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten und Grossbritannien in der Weltorganisation, Errichtung eines Sicherheitsgürtels durch Besetzung der westlichen Grenzländer und Zersetzung anderer Länder, insbesondere Frankreichs, Belgiens und Italiens, mit Hilfe der kommunistischen Parteien. Eine Stunde vor seinem Tod, in seinem letzten Telegramm an Winston Churchill, schrieb Roosevelt: «Bagatellisieren wir so weit wie möglich das sowjetische Problem. Auf jeden Fall müssen wir fest bleiben.» Und sein letztes Wort: «Unsere Zweifel von heute sind die Quelle unserer Leistungen von morgen.»

Solche Zweifel liegen seinem Denken am Abend des 11. Februar 1945 noch völlig fern.

Während er quer durch die Krim in Richtung Sewastopol fährt, über das Gelände, in dem vor fast hundert Jahren, im Krimkrieg, die leichte Brigade ihren Sieg erfocht, betrachtet er entzückt die schneebedeckten Gipfel über dem Schwarzen Meer, oder er scherzt mit seiner Tochter, die ihn am Rauchen hindern will. In der Dämmerung, bei der Fahrt durch die vom Krieg schwer mitgenommene Stadt, kann dieser Bürger des intakten New York, dieser Präsident des einzigen grossen Landes, dessen Städte die Schrecken und Verwüstungen des Krieges nicht kennengelernt haben, über die verflossenen Tage nachdenken. Und so wiederholt er für sich selbst: Da Stalin der Regierungschef eines Landes ist, das soviel gelitten hat, kann

er nichts anderes als einen lang währenden Frieden im Sinne haben . . .

In seinem Rollstuhl sitzend, wird er an Bord der «Catoctin» gehoben, wo er mit allen Ehren empfangen wird. Kapitän C. O. Comb lässt ihm ein üppiges amerikanisches Dinner servieren, «ein wahrer Schmaus nach acht Tagen sowjetischer Küche».

Nach dem Essen fahren Admiral McIntire, Mrs. Boettiger, Miss Harriman und Admiral Brown ins Zentrum der Stadt, wo eine Kapelle der russischen Schwarzmeerflotte ein Konzert gibt. Präsident Roosevelt ist zu erschöpft, um sie zu begleiten. Er zieht sich in seine Kabine zurück.

Augenzeugen berichten

ist eine Dokumentarreihe über die grossen Ereignisse der Weltgeschichte.

Die Russische Revolution

Herausgegeben von Richard Kohn

544 Seiten. 41 Fotos. Leinen

Richard Kohn schildert anhand von Augenzeugenberichten diesen Umsturz nicht als dramatischen Knalleffekt, sondern als langsames Werden von der Meuterei auf der »Potëmkin« bis zur Ermordung der Zarenfamilie.

Der Spanische Bürgerkrieg

Herausgegeben von Hans-Christian Kirsch

472 Seiten. 31 Fotos. Leinen

Fast drei Jahre währte der Kampf zwischen Republikanern und Faschisten in Spanien – Augenzeugen berichten von dem Aufstand des Militärs bis zum Untergang der Republik.

Der Ungarische Volksaufstand

Herausgegeben von Peter Gosztony

476 Seiten. 32 Fotos. Leinen

Hier schildern Beobachter und Akteure das Entstehen und das Ersticken des wohl erschütterndsten Freiheitskampfes in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg.

Weiterhin sind bisher erschienen: Die Kreuzzüge – Burgund und seine Herzöge – Die Hugenottenkriege – Der Dreissigjährige Krieg – Der Hof Ludwigs XIV. – Friedrich der Grosse und Maria Theresia – Die Französische Revolution – Deutschland unter Napoleon – Napoleons Russlandfeldzug – Die Befreiungskriege – Der Wiener Kongress – Der Amerikanische Bürgerkrieg – Ludwig II. von Bayern – Deutschland in der Weltwirtschaftskrise. Die Reihe wird fortgesetzt.

Prospekte erhalten Sie vom

Karl Rauch Verlag Düsseldorf Postf. 6520